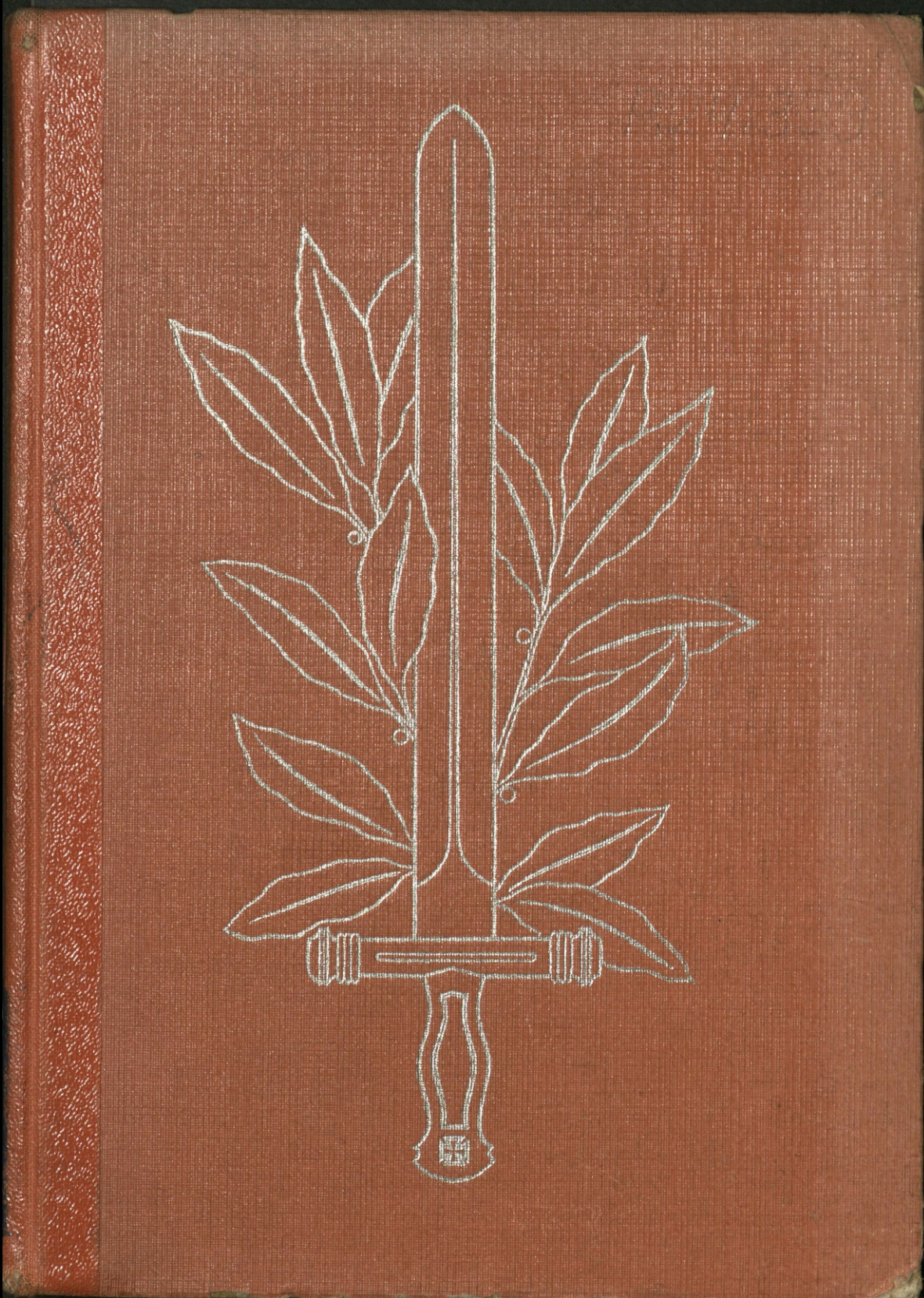
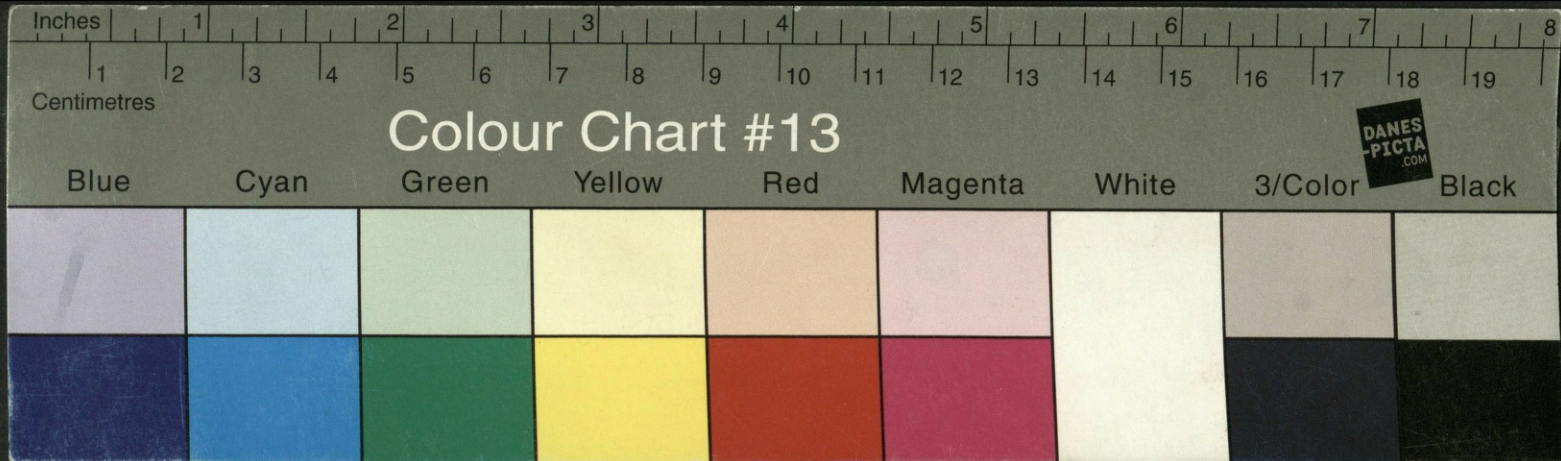






P.24.339

DEUTSCHER KRIEG DEUTSCHER SIEG

Ein Gang durch zwei Jahrtausende



Herausgegeben
von der Deutschen Gesellschaft für Wehrpolitik
und Wehrwissenschaften

WILHELM LIMPERT-VERLAG, BERLIN

9(43) : 355,9



13235

Städt. Volksbibliothek
Münsterberg

9 23



34061/2

42/452

Alle Rechte vorbehalten

Wilhelm Limpert-Verlag, Berlin SW 68

1942

Schutzumschlag und Einband: Willi Johannsmeier, Berlin

Kartenzeichnungen: Karl Heinrich Gardei, Berlin

Druck: Sebaldus-Verlag G.m.b.H., Nürnberg

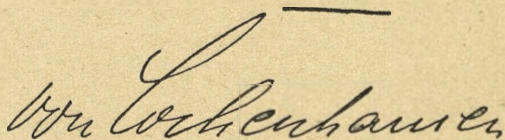
Verlagsnummer 42 0 16

Zum Geleit

Das Ringen unseres Volkes um seinen Lebensraum hat zu einer langen Kette blutiger Kriege geführt, in denen wir in der Abwehr gegen Kräfte standen, die uns unsere notwendigsten Lebensrechte streitig zu machen suchten. Aus den langen Reihen dieser jahrhundertealten Kämpfe, die leider oft die Ohnmacht des Reiches verrieten, ragen einzelne Geschehnisse heraus, in denen sich Männer und Führer fanden, die die Führergaben besaßen, dem Volke Bedeutung und Ernst seiner Lage zum Bewußtsein zu bringen und es zu Taten mitzureißen.

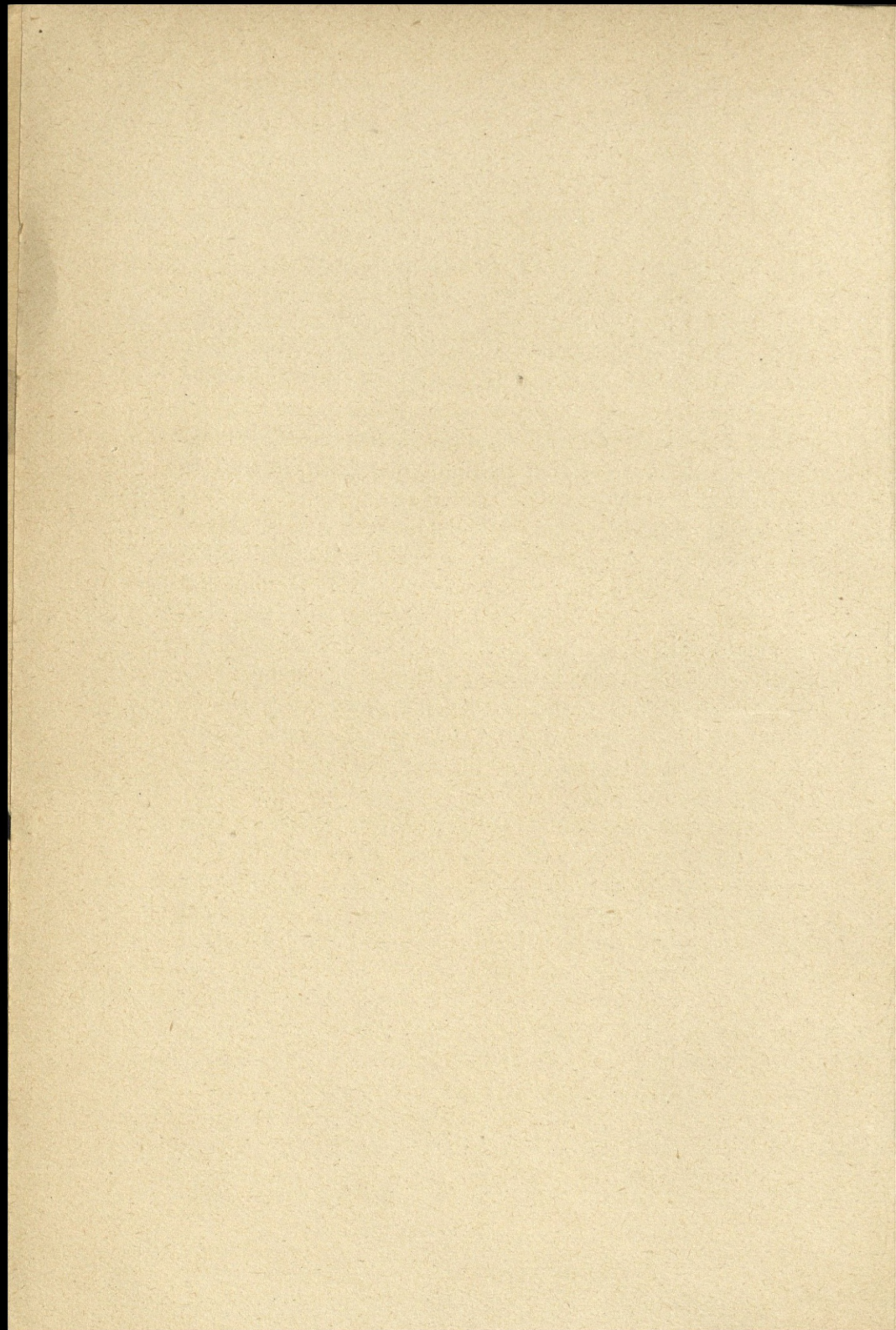
Es sollen hier nicht große geschichtliche Zusammenhänge zur Darstellung gebracht werden, nicht ausführliche operative oder taktische Schilderungen von Kampfhandlungen, die Wendepunkte der deutschen Geschichte brachten, sondern knapp gehaltene, kriegsgeschichtliche Querschnitte, die aber in aller Kürze klar erkennen lassen, durch welche Leistungen von Führer und Truppe der Sieg errungen wurde. Es soll ferner gezeigt werden, welche entscheidende Bedeutung diese kriegerischen Taten für den Gang der Geschichte gewonnen haben.

In leicht verständlicher Form geschrieben, soll das Werk allen Volkskreisen, auch den Schulen, einen schnell faßbaren Überblick darüber bieten, wie Deutschland, ewig bedroht, immer in der Abwehr, in höchster Not doch immer Männer fand, die entschlußfreudig für die Lebensrechte des deutschen Volkstums eintraten.



von Loehenhausen

General der Artillerie und Präsident der Deutschen
Gesellschaft für Wehrpolitik und Wehrwissenschaften



Die Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9

Als die Germanen begannen, handelnd und gestaltend in die große Geschichte des Abendlandes einzugreifen, waren sie noch nicht in Völker und große Staatsverbände zusammengefaßt, sondern lebten in zahlreiche Völkerschaften und Stämme zersplittert in dem Raum, der sich nördlich des Mains und der Mosel bis zu den beiden die Küsten Deutschlands bespülenden Meeren erstreckt. Dieser Zerspaltenheit eines jungen Bauernvolkes stand eine fest gefügte Weltmacht gegenüber, deren Verwaltung und Heer bis ins letzte entwickelt waren und die in steter Ausdehnung immer mehr den damals bekannten Erdkreis in den Bereich ihrer Macht einzubeziehen suchte: das Imperium Romanum. Einzelne der germanischen Völkerschaften, die in das Gefüge des römischen Staates eingedrungen waren, erlagen fern der Heimat den römischen Legionen. Aber ihr Auftreten hatte gezeigt, welche Kraft in jenen Stämmen ruhte, und ist den Römern unvergessen geblieben.

Das Verhältnis der Germanen zu Rom trat in eine neue Epoche, als Cäsar Gallien unterworfen hatte und die Gebiete südlich der Donau römisch geworden waren. Damit wurde Rom Nachbar der Germanen. Um der Gefahr des Eindringens germanischer Stämme zu begegnen, suchten die Römer die Germanen in den Bereich ihrer Weltherrschaft einzubeziehen und sie zu Teilhabern des „römischen Friedens“ zu machen, d. h. sie völkisch und kulturell aufzusaugen. Cäsars dahin zielende Pläne unterbrach sein jäher Tod. Unter Augustus gelangten römische Heere bis an die Elbe. Die Gefahr für die germanischen Stämme war ungeheuer. Gelang es nicht, die römischen Fesseln zu sprengen, so bedeutete das den völligen Verlust des eigenen Volkstums. Der einzige, der unter

den Germanen nach Ansehen und Macht den Kampf hätte aufnehmen können, war der Führer der Markomannen: Marbod. Aber er entzog sich der Aufgabe.

Die Lage drängte. Arminius, ein Edeling aus dem Stamme der Cherusker, damals ein Jüngling, begriff die geschichtliche Stunde und nahm die daraus erwachsende Pflicht mit eiserner Tatkraft auf sich. Er hatte wie manche seines Volkes eine Zeitlang im Römerreich gedient, hohe Ehren erlangt, aber auch die seinem Volke drohende Gefahr erkannt und mit wachen Augen gelernt, ihr zu begegnen.

Im Sommer des Jahres 9 hatte sich der römische Statthalter Varus mit drei Legionen an die Weser begeben, um zu versuchen, das Gebiet zwischen diesem Strom und dem Rhein zur römischen Provinz zu machen. Arminius nutzte die Gelegenheit. Er warb Kampfgenossen und schürte das Feuer des Widerstandes. Als Varus im Herbst, nachdem er schon einzelne Abteilungen seiner Truppen teils vorausgeschickt, teils verstreut hatte, mit dem Kern seiner Heeresmacht zurück zu Rhein und Lippe aufbrach, galt es, zuzupacken. Der Römer war gewarnt, aber er fühlte sich sicher. Friedensmäßig trat er mit seinen rund 20 000 Mann den Marsch an.

Arminius hatte seine Mannschaft gesammelt. Während die römischen Legionen in dem schwierigen Gelände bei Regen und Sturm durch Wald marschieren, beginnen die Germanen, gemäß dem Befehl des Arminius, sie von allen Seiten anzugreifen, den Gegenstößen der Römer aber, die Deckung nutzend, auszuweichen. Denn Arminius weiß, daß die glänzend geschulten Legionen nicht in offenem Felde zu schlagen sind. Man muß sie durch ständige Angriffe zermürben, sie nicht zu Atem kommen lassen, um schließlich die Ermatteten zu vernichten. Aus dieser Erkenntnis handelt er! Auch will er noch weitere Verstärkungen für den entscheidenden Schlag heranziehen.

Am Abend beziehen nach römischem Brauch die Legionen ein festes Lager. Aber in der Nacht brechen sie, da der Gegner sich offenbar zurückgezogen hat, wieder auf, um aus dem unübersichtlichen Gelände herauszukommen, das durch das tobende Unwetter noch furchtbarer wird. Alles Entbehrliche lassen sie zurück.

Gegen Morgen jedoch stoßen die Germanen wieder von allen Seiten vor. Die Ordnung der Legionen beginnt sich zu lockern. Der dauernde Kampf gegen den unfäßbaren Gegner hat sie zermürbt.

Am folgenden Tage, ehe sich Varus aus dem Gebirge herausarbeiten kann, jetzi, nachdem die Manneszucht der Legionen erschüttert ist, setzt Arminius zum entscheidenden Stoß an. Im offenen Kampf geht er gegen die Römer vor. Die römische Reiterei, die sich dem Sturm zu entziehen sucht, wird vernichtet, der Rest der Legionen zerrieben, die römischen Feldzeichen werden genommen. Varus fällt von eigener Hand. Den vernichtenden Sieg krönt Arminius, indem er die römischen Zwingburgen überumpelt und die Besatzungstruppen über den Rhein zurückwirft.

Germanien war frei. Des Arminius Tat kann man nicht leicht überschätzen. Sein Verdienst ist es, daß die Römerherrschaft zwischen Rhein und Elbe eine flüchtige Episode geblieben ist, daß die deutschen Schicksale weiter eigenen Gesetzen folgten, daß die deutsche Geschichte den Weg ging, der uns zu dem werden ließ, was wir sind. Er hat Volkstum und Heimat verteidigt. Nicht umsonst lebt seine Gestalt mahnend und verpflichtend durch die Jahrhunderte geschichtlichen deutschen Werdens.

Die Schlacht auf dem Lechfeld 955

Während unter den schwachen Nachfolgern Karls des Großen Einheit und Macht des Frankenreiches zerbröckelte, tauchte an den Grenzen Mitteleuropas ein Feind auf, der den Bestand des völkischen und geistigen Lebens bedrohte: die Ungarn.

Dieses asiatische Volk war unter dem Druck seiner Nachbarn aus den Steppen Südrußlands an die untere Donau gewandert. Stets weiter bedrängt, waren die Ungarn in die weiten Ebenen an mittlerer Donau und Theiß aufgetaucht, hatten das zunächst die deutschen Stämme noch schützende großmährische Reich überannt und erschienen nun plündernd in den Marken des dahinsiechenden ostfränkischen Staatsgebildes. Die Ungarn waren ein

wildes, nomadiserendes Reitervolk. Kriegerisch, ausdauernd, an Entbehrungen gewöhnt und verwachsen mit ihren Pferden, vor allem aber erbarmungslos grausam, so werden sie von den Zeitgenossen geschildert. Nicht Eroberungen, sondern Beute wollten sie machen. Fast Jahr für Jahr haben sie die Länder der deutschen Stämme gebrandschatzt. Im Frühling zogen sie aus, durchstreiften Bayern, Sachsen, stießen an den Rhein vor, ja drangen nach Italien ein und erreichten selbst Südfrankreich. Gegen den Herbst kehrten sie dann in ihre Ausgangsstellungen im panonischen Raum zurück. Das Wesen ihrer Kriegskunst war die Schnelligkeit: plötzlich tauchten sie auf, raubten und plünderten und waren verschwunden, ehe bewaffnete Hilfe gegen sie aufgeboten werden konnte. Dem wendigen Reiterheer waren die schwerfälligen Fußtruppen, die man ihm entgegenwerfen konnte, nicht gewachsen. Nur Befestigungen boten Schutz. Denn zu Belagerungen war ihr Reiterheer weder geeignet noch gerüstet. Auch scheuten sie einen Zeitverlust.

Unter dem Ungarnsturm erstarb nach und nach das Leben in den verheerten Gebieten, besonders in Bayern, dessen Ernten den Ungarn fast alljährlich zum Opfer fielen. Während die Not ins Unerträgliche stieg, hatte sich im politischen Leben der deutschen Stämme eine Wandlung von höchster geschichtlicher Bedeutung vollzogen. Die Führung war an die Sachsen übergegangen. Ihr Herzog Heinrich I. begann die aufgelöste staatliche Ordnung wieder straffer zusammenzufassen. Auch übernahm er die Pflicht, den Ungarn zu wehren. Er hatte erkannt, daß zu ihrer Bekämpfung vor allem zweierlei not tat: die Anlage eines ausgedehnten Systems von Befestigungen und die Schulung einer den Ungarn ebenbürtigen Reiterei. Beides erforderte Zeit, die der Gegner ihm nicht ließ. Heinrich schloß deshalb unter der Bedingung einer jährlichen Abgabe einen neunjährigen Waffenstillstand, um Zeit zu gewinnen. Er legte ein Netz von Burgen an und schuf ein Reiterheer. Nach Ablauf des Waffenstillstandes weigerte er sich, die Zahlungen weiter zu leisten. Die Ungarn beantworteten diese Weigerung mit einem Einfall in Sachsen. Bei „Riade“, wohl unweit der Unstrutmündung, kam es zur Schlacht. Beim Angriff

von Heinrichs Reiterei wandte sich der Feind zur Flucht und entzog sich so der Aufreibung. Zwar war eine glänzende Waffentat erfochten, aber das Reich von der Geißel des unermüdlichen Peinigers noch nicht befreit.

Der Sohn und Nachfolger Heinrichs I., Otto der Große, hat die Einheit des Reiches erkämpft und den Stämmen ein gesamt-deutsches Bewußtsein gegeben. Die schweren Krisen und Erschütterungen dieser Entwicklung nützten die Ungarn aus. Als sie 955 erneut in Deutschland einfielen, war gerade mit Mühe ein innerer Aufruhr bezwungen, in dem das Reich zu zerbrechen drohte. Zugleich hatten sich die Wenden erhoben. Otto war ihnen nach Sachsen entgegengeeilt, als ihn die Kunde vom Einfall der Ungarn erreichte. Unter dem Befehl des Burtza, eines ihrer höchsten Würdenträger, hatten sie Bayern verwüstet und waren, den Lech überschreitend, nach Schwaben eingedrungen. Anders als sie sonst zu tun gewohnt waren, ließen sie sich auf die Belagerung von Augsburg ein. Dies hielt sie hin und gab Otto Zeit, seine Kräfte zu sammeln. Er wollte diesmal nicht nur den Feind zur Schlacht stellen, sondern ihn vernichten.

Das Aufgebot Ottos umfaßte Streiter aus fast allen deutschen Stämmen: ein Sinnbild des gewonnenen Gemeingefühls, das das ottonische Reich den Deutschen eingepflanzt hatte. In dem Bewußtsein, daß es sich bei der Entscheidung, der man entgegenging, um ein Ereignis von europäischem Ausmaß handelte, war auch ein böhmisches Aufgebot erschienen.

Ort und Hergang der Schlacht sind für uns in Dunkel gehüllt. In der Nähe Augsburgs kam es am Laurentiustag, dem 10. August 955, zur Schlacht. Waren die Ungarn schon durch die Belagerung Augsburgs, die den Deutschen Zeit zur Rüstung ließ, von ihrem sonst geübten Kriegsbrauch abgewichen, so beging ihr Führer einen weiteren Verstoß gegen die bisherige Taktik. Er versuchte nicht, dem Kampf auszuweichen, sondern nahm die Schlacht an. Zwar war sein Heer zahlenmäßig dem deutschen überlegen, aber das deutsche Aufgebot war besser gerüstet und vor allem war es von Siegeswillen erfüllt und besser geführt. Die Deutschen waren sich bewußt, um welche Entscheidung es ging, sie kämpften für

Heimat, Volk und Glauben — den Ungarn ging es um Beute und Ruhm. Das deutsche Aufgebot hatte zwei Führerpersönlichkeiten, die hier ihr Feldherrngeschick bewiesen: König Otto I. und den früheren Lothringerherzog Konrad den Roten, der noch vor kurzem als Rebell wider das Königtum gestanden hatte, jetzt aber, im Augenblick der Gefahr, für das Reich stritt.

Die Schlacht begann wenig verheißungsvoll. Die Ungarn, die vermöge ihrer Schnelligkeit und Wendigkeit noch immer der deutschen Reiterei überlegen waren, führten ein Umgehungsmanöver aus, und Teile ihres Heeres griffen mit einem Pfeilhagel die letzte der acht Abteilungen an, in denen Ottos Heer heranrückte. Nachhut und Troß gerieten bei dem überraschenden Angriff in Verwirrung. Schon waren auch die davor marschierende sechste und siebente Abteilung geworfen, schon griffen Verwirrung und Flucht um sich, als Herzog Konrad mit den Franken eintraf. Hier bewährte er seine Führereigenschaft. Die Ungarn, wie jedes der in der Geschichte hervorgetretenen asiatischen Reitervölker, gefährlich im ersten Ansturm, aber ohne Ausdauer, schnell verzagt und kopflos bei überraschenden Wendungen des Kampfverlaufes, dazu undiszipliniert, sofort die Ordnung lösend, um über die Beute herzufallen, wurden von Konrad zum Stehen gebracht und nach Kampf in die Flucht gedrängt. Nun scheint Otto frontal angegriffen zu haben. Noch widerstanden die Ungarn. Als aber die Deutschen in ihre Reihen einbrachen, wurde die Flucht allgemein.

Die Ungarn waren geschlagen, aber noch nicht vernichtet. Erst durch die Verfolgung wurde der Sieg vollständig. An Augsburg vorbei flüchtete der geschlagene Feind. Mit aller Kraft ließ Otto ihm nachsetzen. Beim Rückzug über den Lech wird ein Teil aufgerieben. Der Rest erliegt auf den Rückzugswegen durch Bayern, die Otto verlegt hatte. Nur wenige schlagen sich in die Heimat durch. So krönte Otto den Sieg durch die völlige Vernichtung des Ungarnheeres. Der Erfolg war unter schweren Verlusten erkämpft. Unter den Gefallenen lag Konrad der Rote, der durch seinen Tod die Treue zum Reich besiegelte.

Die Bedeutung des Sieges ist von starken Auswirkungen gewesen. Die Ungarn haben sich in der Folgezeit zu seßhaften

Bauern und Hirten entwickelt, einen Staat aufgebaut und sich in die abendländische Welt eingeordnet. Das Reich war für alle Zeiten frei von der ungarischen Bedrängnis. Es war nicht nur der Raum der deutschen Stämme verteidigt und behauptet worden, sondern das Volkstum strömte wieder in die südöstlichen Marken ein. Österreich und Kärnten wurden erneut fest ans Reich gebunden und neu besiedelt. Otto, der seit jener Zeit im Volk den Beinamen des Großen führte, hatte mit der deutschen Aufgabe eine europäische erfüllt. Das Reich war, wie in den Tagen des großen Karl, wieder Vormacht und Schirmherr des Abendlandes, Gestalter und Bewahrer der europäischen Ordnung, sein Herrscher Anwärter auf den abendländischen Kaisertitel, dessen Träger das Mittelalter sich als einen Fürsten dachte, der Ordnung, Frieden und Recht mit starker Hand bewahrt und verteidigt.

Bornhöved 1227

Seit dem 11. Jahrhundert vollzog sich jene großartige Leistung des deutschen Volkes im Osten, die deutsche Ostkolonisation, die nicht nur den „Osten“ im engeren Sinn erfaßte, sondern auch die Ostsee in ihren Bereich zog. Von den verschiedensten Kräften getragen, ohne einheitliche Führung und Lenkung durch das Reich, erscheint sie um so bewundernswerter, je spontaner sie sich auswirkte. Als sie den südlichen Ostseerand ergriff, trat ihr eine andere Macht entgegen: Dänemark.

Nicht aus Raumnot war der nördliche Nachbar des Reiches dazu übergegangen, seinem Volkstum neuen Boden zu erschließen, sondern, geführt von ehrgeizigen großen Herrscherpersönlichkeiten, wollte er eine imperialistische, die Ostsee umspannende Großmacht errichten. Die gewaltige Leistung, die Dänemark damals vollbrachte, heißt nicht Kolonisation, sondern Eroberung. Die dänischen Könige machten den Deutschen nicht nur die zu erschließenden Ostseegebiete streitig, sondern griffen sogar nach altem, deutsch besiedeltem Reichsland. Nachdem König Knud VI. von Dänemark die Lehensherrschaft über Pommern und einen Teil

Mecklenburgs erlangt hatte, gelang es ihm, Holstein zu unterwerfen. Lübeck, weitere Teile Mecklenburgs wurden dem dänischen Herrschaftsbereich eingeordnet, ja allmählich reichte Dänemarks Macht den Südsaum des Meeres entlang von der Elbe bis Estland. Deutschland war zu Beginn des 13. Jahrhunderts von der Küste der Ostsee ausgeschlossen. Das Reich in seiner Gesamtheit, das zu jener Zeit vom staufisch-welfischen Thronstreit erschüttert war, verteidigte nicht die verlorene Stellung, ja gab die Gebiete jenseits von Elde und Elbe dem Dänenkönig preis.

Die nordischen Geschehnisse schienen sich endgültig gegen Deutschland zu entscheiden, als die kühne Tat eines kleinen deutschen Machthabers, des Grafen Heinrich von Schwerin, die erste Wendung brachte. Durch einen verwegenen Handstreich nahm er den dänischen König Waldemar II. auf der Beltinsel Lyö gefangen und brachte ihn auf ein deutsches Schloß. Die Dänenmacht geriet ins Wanken. In Holstein erzwang Adolf IV. die Lösung von der dänischen Herrschaft. Waldemar selbst wurde genötigt, die ihm für die Freilassung gestellten Bedingungen anzunehmen: er zahlte Lösegeld und stellte Geiseln, vor allem aber verzichtete er auf die Gebiete südlich von Eider und Levensau. Die Dänengefahr schien abgewandt. Aber diese Ereignisse sind im großen Geschehen des Nordens nur eine Episode geblieben.

Waldemar, ein Mann von Tatkraft und Herrscherbewußtsein, begann, das Verlorene wiederzugewinnen. Die endgültige Entscheidung der Geschehnisse lag jetzt bei den Waffen.

Gegen den Druck der dänischen Macht standen zusammen: Graf Heinrich von Schwerin und Graf Adolf IV. von Holstein, der Erzbischof von Bremen, die Bürger von Lübeck und Hamburg. Der Dänenkönig hatte den Welfen Otto von Lüneburg gewonnen, der vom Rücken her die Verbündeten bedrohte. Da erwuchs den von zwei Seiten Umschlossenen in dem Askanier Albert von Sachsen ein neuer Bundesgenosse. Waldemar hatte bereits Dithmarschen in seine Hand gebracht, auch Holstein schien ihm bald aufs neue zuzufallen, als von Lübeck die Verbündeten heranzogen. Bei Bornhöved trafen die Heere am Maria-Magdalenentag, dem 22. Juli 1227, aufeinander, um hier die nordischen Geschehnisse zu entscheiden.

Der Verlauf der Schlacht ist nicht überliefert. Das meiste, was man von ihr erzählt, ist von der späteren Legende gewoben. Den ersten Angriff soll der Bremer Erzbischof geführt haben. Die Entscheidung sollen, so behauptet ein alter Bericht, die Dithmarscher gebracht haben, die mit den Dänen verbündet, sich zuerst vom Kampf fernhielten, dann aber dem dänischen Heer in den Rücken gefallen sein sollen. Die Schlacht endete mit einer vernichtenden Niederlage Waldemars. „Bei Bornhöved brachen die Dänen zusammen“, berichteten kurz und inhaltschwer die Jahrbücher des Schleswiger Rueklosters.

Der Tag von Bornhöved ist für den Bereich des Nordens der Beginn einer neuen Zeit geworden. Es erwies sich, daß das die Ostsee umfassende Dänenreich seine Kräfte überspannt hatte. Es gab nun Dithmarschen, Holstein und die Ostseeländer von der Lübecker Bucht bis Pommern auf und erkannte den Spruch der Waffen an. Mächtig strömte der deutsche Einfluß nach Nord und Ost und wurde bestimmend im Ostseeraum. In der Stunde der Not hatte eine Schar von niedersächsischen Männern für Deutschland den Zugang zum Meer erkämpft und den Ausbau des begonnenen Kolonisationswerkes ermöglicht. Für die Geschichte Lübecks und seines Handels, für die Ordnung der politischen Verhältnisse an der mittleren Ostsee, für die Geschieke der baltischen Gebiete bedeutet Bornhöved eine Wendung zu einer Entwicklung im deutschen Sinn. Die soldatische Leistung eines Tages hat das Geschehen für Jahrhunderte bestimmt und dem Reich die Möglichkeiten wiedergegeben, die ihm zu Beginn jenes Zeitalters zu entgleiten drohten.

Liegnitz 1241

Als Sage ist auf unsere Zeiten überkommen das Gedächtnis an die Mongolenschlacht bei Liegnitz vom 9. April *) 1241. Wenig zuverlässige und anschauungslose Berichte liegen vor, die einander widersprechen. Was aber so fest im Gedächtnis des Volkes haftet, in das Brauchtum eingeht und als „Tatternfest“ alljährlich am Sonntag nach Ostern in Wahlstatt gefeiert wird, das muß einst zutiefst im Herzen der Zeitgenossen empfunden und von beherrschendem Einfluß auf alle Lebensverhältnisse gewesen sein.

Die vom Hochland Innerasiens ausgehenden Mongolen, die unter ihrem Herrscher Dschingis Khan ungeheuere Reiche bis zum Euphrat und Tigris und bis ins fernste China gegründet hatten, eroberten unter seinen Nachfolgern auch Rußland. Von dort brachen sie dann auch nach Schlesien ein, wo ihnen Herzog Heinrich von Niederschlesien auf der Walstatt bei Liegnitz entgegentrat.

Wir wissen nichts Sicheres über den äußeren Verlauf der Schlacht. Die Zahl der christlichen Streiter kann nur mehrere hundert, höchstens tausend Mann betragen haben, die der Mongolen war gewiß ein Vielfaches davon.

Das Heer der Ritter war schwerfällig in Ausrüstung und Taktik. Schwer gepanzerte Reiter individueller Prägung traten einem leichtbeweglichen Reitervolk gegenüber, dessen Stärke in geschulter Massenwirkung und größerer Kampfdisziplin lag. Die Waffen der Mongolen — Bogen mit Pfeilen, deren Spitzen überwiegend nur aus Knochen und Horn bestanden — waren gegen die Ritter an sich wenig wirksam. In Verbindung aber mit den wellenweisen Angriffen reichten sie aus, Ermüdung, Verwirrung und Unruhe in die Angegriffenen zu tragen. Die Hauptaktion der Mongolen lag im Fernkampf, erst wenn der Gegner seelisch und körperlich

*) Auch der 11. und 15. werden genannt, doch erscheint der 9. als der wahrscheinlichste Termin.

erschöpft war, erfolgte der Gnadenstoß mit Säbel und Lanze. Was dem an ehrlichen Kampf mit dem einzelnen Gegner gewöhnten Ritter als listig oder gar feig erschien, war bei den Mongolen auf dem Boden ihres Volkstums gewachsene Taktik.

So stand am 9. April 1241 deutsche Eigenart gegen nomadische Eroberungslust in Abwehr. Dem klugen Herzog Heinrich war zweifellos klar, daß er im freien Felde mit seinen Rittern der Unterlegene war. Aber er hatte zu handeln in der Gewißheit sicheren Todes, weil ein Beispiel gegeben werden mußte. Feste Plätze umgingen die Mongolen und ließen sie meist unbeachtet, ihr Opfer wurden die jungen deutschen Bauernsiedlungen des Landes Mark, sie konnten nur in einer Feldschlacht vor völliger Vernichtung bewahrt werden. Gelang es, dem Feinde fühlbare Verluste beizubringen, so stand er vielleicht von weiterem Vordringen ab. Er mußte erkennen, daß sein unbehindertes Umherschweifen auch Grenzen haben konnte.

Trotz der Unmöglichkeit, Einzelheiten des Kampfes schildern zu können, sind seine Endauswirkungen nicht zweifelhaft. Das ungleiche Ringen endete, wie es enden mußte. Nie aber ist die Volksüberlieferung der Meinung gewesen, daß dieses heldenhafte Opfer umsonst gebracht worden ist. Ein ritterlicher Herzog starb den Opfertod für sein Volk und für die deutsche Kulturarbeit. In ihm erfüllte sich ein Grenzlandschicksal. Daß die Mongolen nie wieder erschienen, hat nicht genau bekannte Ursachen, daß Herzog Heinrichs Sterben mit dem letzten Auftreten der Mongolenplage zusammenfällt, hat seinen Namen unsterblich gemacht. Diese Unsterblichkeit ist verdient, und die ehrenvollste Grabschrift ist wohl der treffende lakonische Bericht des Chronisten Heinrich von Heimburg aus dem letzten Viertel des 13. Jahrhunderts:

„Tartari vastaverunt Ungariam Moraviam Poloniam nullusque eis resistit excepto solo duce Poloniae Henrico qui et occisus fuit ab eis omnibus suis“, d. h. Ungarn, Mähren und Polen verwüsteten die Mongolen, und niemand vermochte ihnen zu widerstehen, einzig und allein Herzog Heinrich, auch wenn er mit allen seinen Streichern ihrem Schwerte verfiel.

Die Schlacht auf dem Marchfelde (bei Dürnkrut) 1278

Die Schlacht bei Bornhöved (1227) hatte den Riegel gesprengt, mit dem Waldemar von Dänemark das deutsche Reich von der Ostsee auszuschließen trachtete, und hatte den Fortgang der großen deutschen Kolonisationsbewegung nach Osten und Nordosten ermöglicht. Die Schlacht bei Dürnkrut auf dem Marchfeld leistete Ähnliches für den Südosten des Reiches.

Die Zusammenfassung des Deutschen Reiches nach dem Untergang der staufischen Macht wird einem Mann verdankt, der, gleichgroß als Politiker und Feldherr, einen nüchternen Blick für das Wirkliche besaß und das als erreichbar Erkannte mit harter Tatkraft zu gestalten verstand: Rudolf von Habsburg.

In den Jahren, in denen das Königtum ohnmächtig darniederlag, war im Südosten ein großes Staatsgebilde entstanden, der Staat des Przemysliden Ottokar von Böhmen. Dieser, einerseits Vasall des Reiches, andererseits durch Tat und Anspruch Rebell gegen das Königtum, eigentlich der mächtigste Territorialherr innerhalb des Reichsverbandes, aber schon über das Reich hinausgreifend eine europäische Sondermacht, hatte zu seinen Ländern Böhmen und Mähren Österreich, die Steiermark, dann Kärnten und Krain hinzugewonnen, so daß die Gebiete seiner Herrschaft, die vom Kamm der Sudeten bis zur Adria reichte, das Reich vom Südosten abschlossen. Ottokar entzog dem Reich nicht nur wichtiges Reichsgut, sondern hemmte durch eigenwillige Politik die Wirkungsmöglichkeiten des Reiches nach dem Südosten.

Rudolf trachtete, als er das Königtum übernahm, danach, die entfremdeten Gebiete dem Reich zurückzugewinnen, und da Ottokar das, was er besaß, nicht aufzugeben geneigt war, ja in eine immer entschiedeneren Opposition gegen Rudolf geriet, drängten die Dinge zur Entscheidung. 1276 wurde über den Böhmenkönig die Acht verhängt. Gegen Ende des Sommers begann der Krieg. Rudolf stand Mitte Oktober vor Wien. Zwar kam hier sein Vordringen zum Stehen, aber sein Heer wuchs durch Zuzug von Tag

zu Tag, während das böhmische Heer, das zu spät gekommen war, um Rudolf den Weg nach Osten zu verlegen, jetzt auf dem Marchfeld lagerte, in einem von Dürre und Mißernte heimgesuchten Gebiet. Ottokar sah sich zum Waffenstillstand gezwungen. Im Wiener Frieden verzichtete er auf seine deutschen Länder. Die böhmische Großmacht war in ihre Schranken gewiesen und wieder in den Verband des Reiches eingegliedert, — die Gefahr für das Reich war aber, wie die Folge zeigte, noch nicht gebannt.

Ottokar war unterlegen, ohne besiegt zu sein. Er, der von einer Vormacht in Europas Osten träumte, sah sich in enge Grenzen eingezwängt, ohne daß das Kriegsglück eindeutig gegen ihn entschieden hatte. So beginnt mit geschlossenem Frieden erneut der Zwiespalt.

Das Jahr 1277 war eine Zeitspanne, in der die Gegner ihre Machtpositionen ausbauten. Rudolf gewann durch Bündnis die Hilfe des jungen Ungarnkönigs Ladislaus, der früher Ottokar zugeneigt gewesen war. Im Reich dagegen war die Stimmung für Rudolf nicht mehr so günstig, wie im Jahr zuvor. Denn die Fürsten fürchteten in ihrer Eigensucht ein mächtiges Königtum.

Deshalb griff Ottokar zu einer für das Deutsche Reich höchst gefährlichen Politik und bahnte Bündnisse mit den polnischen Herrschern an, indem er sich auf das ihnen gemeinsame Slaventum berief und auf das gleichgerichtete Interesse hinwies, die Macht des nach Osten drängenden Reiches zu vernichten.

Als im Sommer 1278 die Kampfhandlungen begannen, weilte Rudolf in Wien. Ottokar sammelte seine Truppen bei Brünn und brach, ohne das Eintreffen der gesamten Heeresverbände abzuwarten, Mitte Juli nach Österreich auf. In dem nun anhebenden Feldzug, der in der Schlacht bei Dürnkrut gipfelt, zeigt sich der große Unterschied in der Führung der beiden Heere. Während Ottokar nicht, wie sein eiliger Abmarsch vermuten ließ, schnell in Österreich einzudringen versuchte, sondern sich in kleinen Operationen im nördlichen Österreich verzettelte, zog Rudolf, der zu Beginn kaum über Mannschaften verfügte, allenthalben planmäßig Verstärkungen heran und vollzog ungehindert in Marchegg die

Vereinigung mit dem ungarischen Heer unter König Ladislaus. Die beiden verbündeten Heere rückten marchaufwärts nach Norden vor und bezogen Stellung auf dem das Marchfeld abschließenden Höhenzug. Ottokar kam von Norden. Das weite Gebiet mit hartem Boden, an dessen Rand der Ort Dürnkrut liegt, ermöglichte es, die Reiterei voll zu entwickeln.

Ottokars Heer war nach Zahl und Bewaffnung dem Rudolfs überlegen. Die ungarischen Bundesgenossen Rudolfs waren wegen ihrer leichten Bewaffnung und ihrer ungepanzten Pferde für den Nahkampf wenig zu gebrauchen. Gerade durch die Zahl seiner schwer gepanzerten Ritter, die in jener Zeit die Schlachten entschieden, scheint Ottokar dem deutschen König besonders überlegen gewesen zu sein. Nur hervorragende Führung und Geist und Haltung der Truppe konnten Rudolf den Sieg erringen.

Der 26. August brachte Zusammenstoß und Entscheidung. Rudolf und Ottokar gliederten ihre Heere in je drei Abteilungen. Doch behielt Rudolf eine Reserve von schweren Panzerreitern zurück. Die Ungarn, die den ersten Schlachthaufen bildeten, eröffneten gegen 9 Uhr morgens den Kampf. Sie warfen sich auf die erste der drei böhmischen Abteilungen und zwangen sie nach hartem Kampf zum Rückzug. Dieses ungarisch-böhmische Gefecht hat sich wahrscheinlich abseits vom eigentlichen Geschehen der Entscheidungsschlacht abgespielt. Inzwischen waren die zweiten Treffen der beiden Heere ins Gefecht geraten. Hier kämpfte Ottokar selbst. Es war ein Kampf der schwergewappneten Ritter, in dem sich bald die Überlegenheit des Böhmenkönigs erwies. Jetzt griff Rudolf selbst mit dem dritten Haufen ein. Nach schwerem Ringen konnten Rudolfs Ritter das Vordringen Ottokars hemmen, ja schon begannen die Böhmen zu weichen, als Ottokars dritte Abteilung in den Kampf geworfen wurde. Die Schlacht stand auf dem Höhepunkt. Die böhmische Übermacht drängte nun unaufhaltsam vorwärts, von den Ungarn, die sich beutemachend aufgelöst hatten, war keine Hilfe zu erwarten; schon schien der Sieg sich Böhmens König zuzuneigen. Jetzt bewährte sich Rudolfs Plan. Im Augenblick, der die Entscheidung bringen mußte, griff seine zurück-

gehaltene Reserve den Feind in der rechten Flanke an. Die frische Kraft dieser Ritterschar entschied die Schlacht. Die Böhmen wurden gegen die March gedrängt und schließlich — es war Nachmittag geworden — geworfen. Durch den aus dem Westen geführten Stoß von Rudolfs Reserve hatte die Front, die ursprünglich ost-westlich war, eine nord-südliche Richtung bekommen, so daß einem Teil der Böhmen zur Flucht nur der Weg nach Osten, d. h. über die March, offenstand. Dies wurde ihr Verhängnis. Rudolf ließ, den Sieg nutzend, den entkommenen Rest unerbittlich verfolgen. Er hat das Heer des Gegners fast völlig vernichtet. König Ottokar, der tapfer gefochten hatte, lag — allerdings von feiger Mörderhand aus Rache gefällt — unter den Toten. Der überlegene Feldherrnblick Rudolfs und der soldatische Mut, wie die Ausdauer seiner Ritter hatten den Kampf zum Sieg gestaltet.

Der Erfolg Rudolfs ist ein Erfolg des Königtums gegen die staatssprengenden Kräfte des Reiches. Für das Reich waren nun die Möglichkeiten, nach dem Südosten zu wirken, wieder eröffnet und die Barriere eines starken slavischen Staates, die sich ihm vorgelagert hatte, zersprengt. Die deutsche Ostmark ergriff wieder ihre Sendung in Südosteuropa.

Pavia 1525

Die Epoche Karls V. zeigt besonders scharf die Gefährdung des Deutschen Reiches aus Ost und West: Vom Osten her drangen die osmanischen Türken gegen die südöstlichen Grenzmarken des deutschen Raumes vor — vom Westen her suchte das erstarkende Frankreich in altes deutsches Gebiet einzubrechen und die Grenze gegen den Rhein vorzuschieben.

Karl hat gegen beide Bedrohungen den deutschen Reichsraum behauptet. Nach anfänglichen Mißerfolgen schien der französische König Franz I. in schnellem Zug das nördliche Italien unter seine Botmäßigkeit zu bringen, da das kaiserliche Heer ihm im Felde

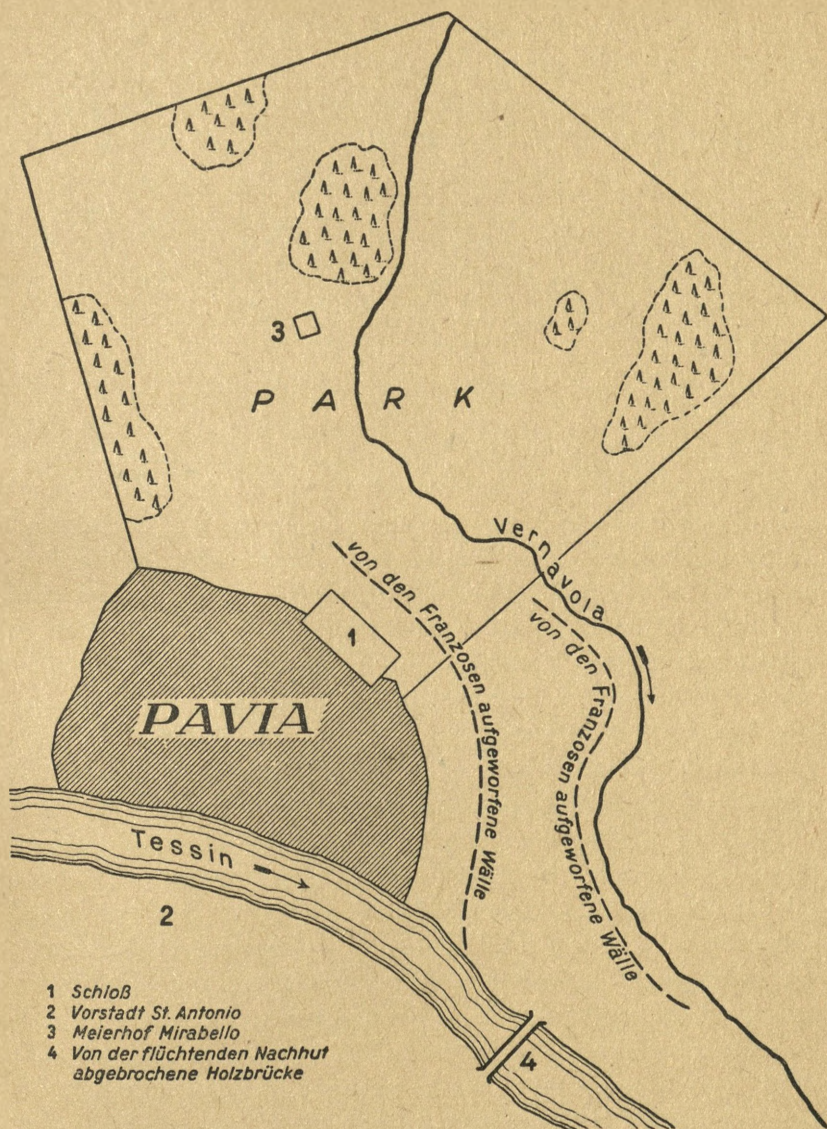
nicht gewachsen war. Aber ehe er sich zu weiteren Unternehmungen wandte, wollte er das strategisch wichtige Pavia besetzen, in dem sich eine größere kaiserliche Truppenmacht befand. Die Belagerung der von Deutschen zäh verteidigten Stadt zog sich hin und band die Kräfte des französischen Königs.

Inzwischen gelang es den kaiserlichen Heerführern, in Deutschland ein frisches Heer zu werben, dessen Kern die von Georg von Frundsberg geführten Landsknechte bildeten. Die kaiserlichen Befehlshaber, die ihre Armeen über die Alpenpässe heranzuführen, mußten versuchen, eine schnelle Entscheidung zu erzwingen; denn ihre Truppen drohten abzurücken, wenn sie nicht die rückständigen Soldgelder erhielten. Zudem verschob sich die politische Lage immer mehr zu Gunsten Frankreichs.

Als das kaiserliche Heer vor Pavia erschien, hatte zwar Franz durch ein nach Südtalien abgeordnetes Expeditionskorps seine Truppenmacht geschwächt; er war aber dennoch mit seinen etwa 39 000 Mann und einer für jene Zeit ausgezeichneten Artillerie den Kaiserlichen, die nur über wenige Geschütze verfügten, mindestens um ein Drittel überlegen. Dazu hatte er den Vorzug einer ausgebauten Stellung im Osten der Stadt.

Beide Heere lagen sich in unmittelbarer Nähe gegenüber. Die Kaiserlichen, geführt von dem kühnen Pescara und dem bedächtigen und energischen Frundsberg, suchten seit ihrem Erscheinen vor Pavia Anfang Februar 1525 den Feind aus seinem Lager zu locken und zur Schlacht zu zwingen. Doch die Franzosen kannten den Vorteil ihrer Stellung. Da sich der Ruf der Truppen nach Sold immer häufiger und immer drohender erhob, galt es, die Entscheidung zu erzwingen.

Im Norden Pavias dehnte sich ein weiter Tierpark, in den der linke französische Flügel hineinragte, und den eine etwa 15 km lange, von den Franzosen bewachte Ziegelmauer umschloß (siehe die Skizze). Gelang es, in diesen Park einzudringen, so war der Gegner genötigt, die Schlacht außerhalb seiner Verschanzungen zu schlagen und man hatte die Aussicht, die feindliche Front der Länge nach aufzurollen.



Schlacht bei Pavia 1525

nach R. Thom

Am frühen Morgen des 24. Februar wurde, während man den Abzug des Heeres vortäuschte, unbemerkt in die schlecht bewachte Nordmauer Bresche gelegt, und das kaiserliche Heer begann nach einer Schwenkung in den Park einzurücken und die überrumpelten Streitkräfte des linken französischen Flügels zu werfen. Kaum hatten sich die Franzosen von dem ersten Schreck erholt, als der König seine Truppen von Süden her in den Park einrücken ließ. Diese Bewegung wurde so schnell durchgeführt, daß sich die Franzosen dem nördlichen Mauerdurchbruch näherten, als die kaiserliche Nachhut und das wenige Geschütz durch die Breschen zog. Jetzt eröffnete die französische Artillerie mit Erfolg den Kampf. Sie zersprengte die kaiserliche Nachhut und störte den Aufmarsch des Gegners. Als Franz die Wirkung sah, gab er seinem Mitteltreffen den Befehl zum Frontalangriff. Wie in einer mittelalterlichen Ritterschlacht brachen die schweren französischen Reiter — unter ihnen der König — vor und drängten nach erbittertem Gefecht die kaiserliche Reiterei zurück. Schon schien für die Franzosen ein entscheidender Vorteil erkämpft, als Pescara zu einem neuartigen Mittel griff. Er warf 200 erlesene Scharfschützen den weit vorgedrungenen Franzosen in die Flanke. Die Scharfschützen griffen gut gedeckt an und brachten dem Gegner so schwere Verluste bei, daß der französische Vorstoß zum Stehen kam. Der kaiserlichen Reiterei gelang es, sich nun zu sammeln und zum Gegenangriff überzugehen. Die Franzosen wurden zurückgeworfen und ihre Artillerie zum größten Teil genommen. Gleichzeitig griffen die Landsknechte unter Frundsbergs überlegener Führung und die übrigen Fußtruppen auf beiden Flügeln an. Auf französischer Seite fochten als Infanterie Schweizer und als Kerntruppe 5000 Deutsche — geächtete Verräter an Volkstum und Heimat. Von ihnen ging der zäheste Widerstand aus. Frundsberg packte diese deutsche Truppe in fremdem Sold „wie mit Zangen“. Erbittert wurde gekämpft; denn in dem Ringen dieser großen Infanteriemassen lag die Entscheidung über Sieg und Niederlage. Nach schwerem Kampf wird diese Truppe von Frundsbergs Scharen fast völlig vernichtet. Die deutschen Landsknechte prallen jetzt auf die Haufen der Schweizer, die, gleichzeitig durch die aus-

fallende Besatzung von Pavia im Rücken gefaßt, feig und ohne Widerstand zu leisten, fliehen und die noch standhaltenden französischen Truppenteile mit sich reißen. Die Schlacht, die so wenig verheißungsvoll begann, wächst zu einem glänzenden kaiserlichen Sieg. Die französische Nachhut flieht, ohne eingesetzt worden zu sein, als sie die Überlegenheit der Deutschen erkennt, kopflos und bricht hinter sich die Tessinbrücke ab. Dadurch wird die Niederlage des französischen Heeres zur Katastrophe. Der König von Frankreich, Franz I., ein tapferer und furchtloser Soldat, aber kein Feldherr, wird gefangen. — Der Sieg vom 24. Februar 1525 ist vollständig und vernichtend. Die jede Zufälligkeit und Wendung des Kampfverlaufs meisternde Führung Pescaras und Frundsbergs und die Tapferkeit und Schulung der deutschen Landsknechte haben diesen glänzenden Erfolg erkämpft.

Fehrbellin 1675

Der Westfälische Friede hatte die Möglichkeit einer starken kaiserlichen Zentralgewalt in Deutschland endgültig zerstört. Mit dem abwegigen konfessionellen Zwang des kaiserlichen Habsburg hatten die großen Reichsstände auch den heilsamen Zwang seiner politischen Vorherrschaft abgeworfen und volle Selbständigkeit erlangt. Das Rutenbündel deutscher Kraft zerfiel in seine einzelnen Stäbe, die dem Druck der Umwelt nie und nimmer gewachsen sein konnten. Deutschland war politisch verloren, sein Eigenleben zerstört, wenn nicht eine Hand die machtlosen Späne wieder zusammenfaßte.

Der neue Aufstieg vollzog sich nicht mehr in Wien, sondern in der sandigen Mark. Das erste Wetterleuchten einer besseren Zukunft erhellte schon in diesem Augenblicke tiefster nationaler Dunkelheit den Horizont. Im „Großen Kurfürsten“ von Brandenburg erwachte Deutschlands Genius zu neuem Leben.

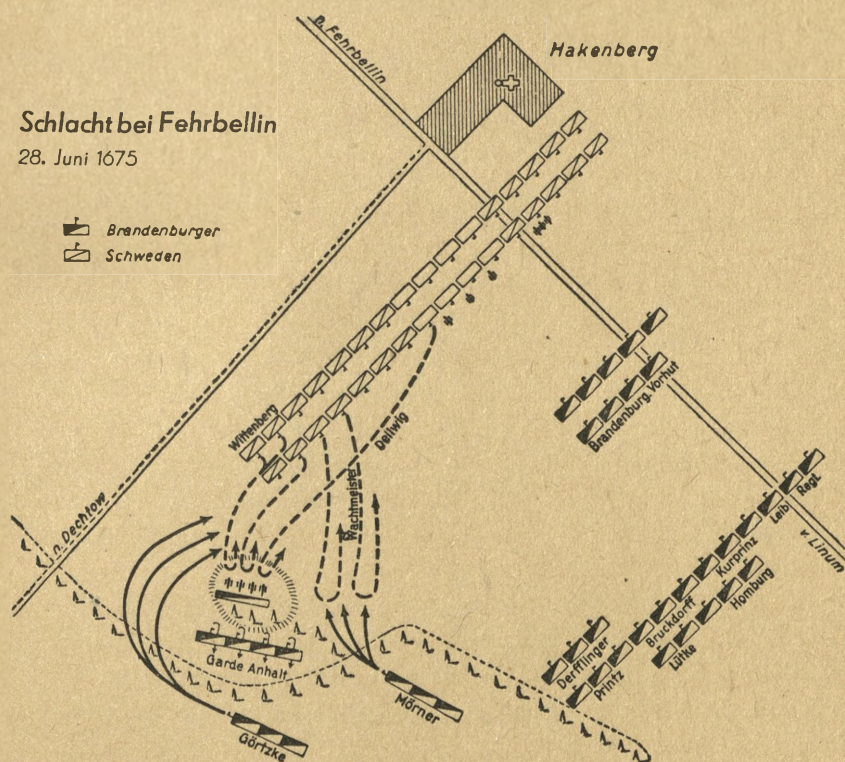
Zu Beginn des Jahres 1675, während des zweiten Raubkrieges Ludwigs XIV. gegen das Reich, befand sich Kurfürst Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit fast seinem ganzen Heere auf dem Kriegsschauplatz am Oberrhein. Es gelang der französischen Diplomatie deshalb leicht, ihre schwedischen Bundesgenossen zu veranlassen, in die brandenburgischen Lande einzurücken und ihrem gefährlichsten Gegner in den Rücken zu fallen. Im Mai 1675 ergossen sich die schwedischen Truppen über Hinterpommern, die Neumark und die Priegnitz. Nachhaltiger Widerstand konnte ihnen außerhalb der festen Städte nicht entgegengestellt werden, und so gewannen sie im Laufe des Juni die Havellinie zwischen Havelberg und Brandenburg. Im Schutze dieser starken Stellung beabsichtige der schwedische Oberbefehlshaber Graf Wrangel, seine Kräfte nach rechts auf Havelberg zusammenzuziehen, um hier den Übergang über die Elbe vornehmen zu können. Er wollte sich mit anderen schwedischen und verbündeten Kräften vereinigen und dann südwärts durch die Altmark nach Mitteldeutschland vorgehen. Aber diese weitreichenden Pläne sollten an der kühnen Entschlußkraft und der feldherrlichen Meisterschaft des Großen Kurfürsten, den man noch weit entfernt im Südwesten Deutschlands glaubte, ein rasches Ende finden.

Auf die Nachricht von dem Einfall der Schweden hatte sich der Kurfürst entschlossen, selbst mit seiner Armee in die Mark zu marschieren und den Feind aus dem Lande zu treiben. Am 5. Juni 1675 war die Armee aus ihren Quartieren am unteren Main aufgebrochen, am 21. Juni erreichte der Kurfürst nach gewaltigen Eilmärschen Magdeburg, eine für damalige Zeiten bewundernswerte Leistung. Hier erhielt er die ersten Nachrichten über die Stärke und die Aufstellung seiner Gegner an der Havellinie: die schwedische Hauptmacht stand unter dem Generalleutnant von Wrangel, einem Bruder des Oberbefehlshabers, bei Brandenburg; eine schwächere Gruppe befand sich bei Havelberg, wo der Elbübergang geplant war; die Havelbrücken bei Rathenow wurden durch ein schwedisches Dragonerregiment gedeckt. Diesen schwachen Punkt in der schwedischen Aufstellung entschloß sich der Kurfürst anzugreifen. Alles hing von der Überraschung ab. Um diese

sicherzustellen, ließ er die Masse der Infanterie zurück, setzte 1200 ausgesuchte Mannschaften des Fußvolks auf Wagen und rückte mit diesen und seiner Kavallerie, 5000 Reitern und 600 Dragonern, sowie 14 Geschützen gegen Rathenow. Die Überrumpelung dieser Stadt gelang vollständig. Unter der persönlichen Führung des Feldmarschalls Derfflinger wurde die Stadt in den frühen Morgenstunden des 25. Juni erobert und die Besatzung in erbittertem Straßenkampf größtenteils niedergehauen.

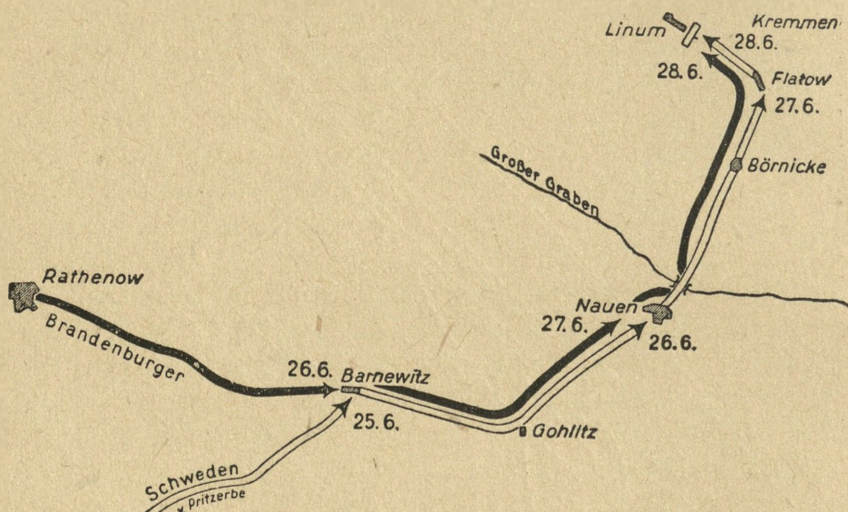
Schlacht bei Fehrbellin

28. Juni 1675



An demselben Tage trat die schwedische Hauptmacht den Marsch von Brandenburg nach Havelberg an. Als General Wrangel von dem Erscheinen des Kurfürsten und der Wegnahme von

Rathenow erfuhr, bog er nach Osten aus, um über Nauen und Fehrbellin den Übergang über den Rhin zu gewinnen und sich mit den in der Priegnitz stehenden Kräften zu vereinigen. Der Kurfürst erkannte sofort, daß er den Schweden an der Klinge bleiben mußte, wenn er sie noch vor dem Durchschreiten der Enge durch das Luch zum Kampfe stellen wollte. Auf schnelles Handeln kam alles an. Er entsandte ein Streifkorps unter Oberstleutnant Hennigs auf Umwegen nach Fehrbellin, das durch die Zerstörung der Rhinbrücke und des Dammes dem schwedischen Heer den Rückzug erschweren sollte. Selbst aber entschloß er sich, ohne das



Herankommen seiner Infanterie abzuwarten, mit der bei ihm befindlichen Kavallerie den Schweden über Nauen zu folgen.

Um seinen Abmarsch zu decken, ließ Wrangel bei Nauen hartnäckigen Widerstand leisten. Am 27. Juni wurde dieser Ort genommen. Dann erst gelang es der ungestüm weiterreitenden brandenburgischen Vorhut unter dem Landgrafen von Hessen-Homburg am 28. Juni die Schweden einzuholen und zum Kampf zu stellen. Der durch Kleists Schauspiel bekannt gewordene „Prinz von Homburg“ handelte hierbei, wie es allein der Lage entsprach,

auf ausdrücklichen Befehl und nicht aus eigener Initiative. Der schwedische General stellte vor dem Dorfe Hackenberg sein Heer (etwa 8000 Mann) in Schlachtordnung auf: im Zentrum die Infanterie in zwei Treffen, auf den Flügeln die Kavallerie. Der linke Flügel war an das unwegsame Bruchland des Luchs angelehnt, der rechte reichte bis zu den Dechtower Fichten. Hier lagen in der Verlängerung der schwedischen Aufstellung einige Sandhügel, die von den Schweden unbesetzt gelassen wurden. Einen Teil der Artillerie und den Troß schickte der schwedische Befehlshaber unter Bedeckung nach Fehrbellin voraus.

Während der Landgraf von Hessen mit immer wiederholten Attacken seiner Schwadronen den Feind in der Front beschäftigte, traf der Kurfürst auf dem Schlachtfelde ein. Er erkannte sofort die Möglichkeit, den rechten schwedischen Flügel zu gefährden, und ließ auf den Sandhügeln bei den Dechtower Fichten seine Artillerie auffahren, gedeckt durch abgesessene Dragoner. Als die brandenburgischen Geschütze ihr Feuer eröffneten, schickte General Wrangel zuerst die Kavallerie seines rechten Flügels und dann auch noch ein Infanterieregiment gegen die Sandhügel vor. Ein vom Kurfürsten selbst befehligter Gegenangriff faßte die Schweden in der Flanke, und es entspann sich ein heftiger, hin und her wogender Reiterkampf, der durch die von beiden Seiten herangeführten Regimenter immer wieder erneuert wurde, bis es der brandenburgischen Reiterei gelang, den schwedischen Kavallerieflügel endgültig zu werfen und das vorgegangene Infanterieregiment Dalwig durch Einhauen von allen Seiten her völlig aufzureiben. Unter diesem Eindruck brach der schwedische General die Schlacht ab, obwohl seine Mitte und sein linker Flügel den Frontalangriffen des Landgrafen von Hessen bisher standgehalten hatten. Die Schweden rückten in leidlicher Ordnung nach Fehrbellin ab, wurden aber dauernd hartnäckig vom Kurfürsten und seinen Reitern verfolgt. Sie gewannen mit Mühe das nördliche Rhinufer und mußten ihren gesamten Troß und einen Teil der Artillerie, die sich vor der Brücke festgefahren hatten, den Brandenburgern überlassen. Der Kurfürst verfolgte die Schweden, die sich durch Mecklenburg nach Vorpommern zurückzogen, noch bis

Wittsock, dann gab er seinen Reitern, die seit dem 21. Juni nicht aus den Sätteln gekommen waren, die verdiente Ruhe und zog die inzwischen von Magdeburg heranmarschierende Hauptmacht seines Heeres zu sich heran. Die schwedische Armee war nicht nur durch die blutigen Verluste in der Schlacht, sondern vor allem auch durch die auf dem raschen Rückzug um sich greifende Desertion stark geschwächt.

Der durch die entschlossene und umsichtige Führung des Großen Kurfürsten errungene Sieg bei Fehrbellin aber hatte weitreichende moralische und politische Folgen. Der aus dem Dreißigjährigen Krieg überkommene Waffenruhm der Schweden hatte eine erste schwere Einbuße erlitten. Die junge brandenburgische Armee hatte auf sich selbst gestellt ihre Bewährungsprobe im Kampf mit einer alten Militärmacht bestanden. Der Große Kurfürst wurde zu einer politischen Macht, mit der von nun an auch die großen Staaten des Festlandes zu rechnen und sich auseinanderzusetzen begannen.

Die Befreiung Wiens 1683

Die schwersten Anforderungen, die je an Führergabe und Manneszucht im Südosten des Reiches gestellt wurden, brachte das Türkenjahr 1683. Schon im Jahre 1529 hatte der große Soliman den ganzen Südosten Europas mit seinen vorderasiatischen Völkerheeren überschwemmt und war bis an die Mauern Wiens gelangt, wo ihn die zähe Verteidigung der Besatzung und der Eintritt der kalten Jahreszeit zur Umkehr zwangen. Seit damals stand Südosteuropa bis tief in die österreichischen Erblände hinein fast ständig unter der Bedrohung der moslimischen „Renner und Brenner“. Es war ein Glück für Europa und seine Kultur, daß die Bevölkerung der Ostmark in ihren befestigten Städten und Klöstern diesen steten Beutezügen der Akindschi nachhaltigen Widerstand entgegensetzte, und daß während des dreißigjährigen Krieges die Herrscher am Goldenen Horn mit asiatischen Fragen beschäf-

Schema der Entsatzschlacht

12. September 1683

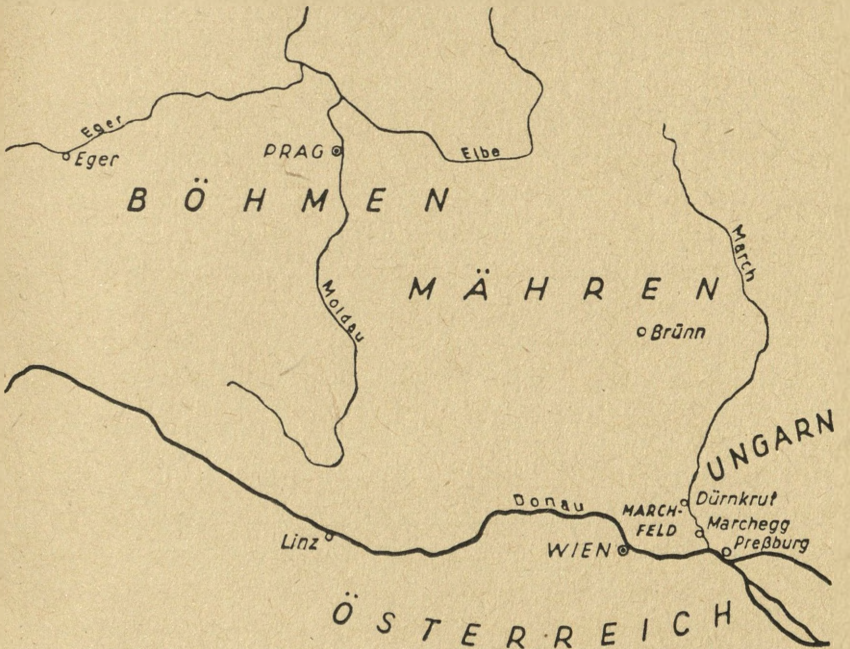
12. September 1683

29

Begabung durch Ehrsucht und Beutelust überschattet wurde. Bedenkenlos setzte er neben seinem stehenden Heer die verwegensten Horden aus dem innersten Winkel des islamitischen Riesenreiches gegen das Bollwerk der abendländischen Kultur in Bewegung. Die Gefahr für Europa war unermesslich.

Kaiser Leopold I. erkannte sie. Und er fand mit weltmännischem Blick die Führerpersönlichkeiten, die dieser schweren Lage gewachsen waren. Sein Schwager, Herzog Carl von Lothringen, dem Lebenslaufe nach ein Wiener, erprobt und erfahren in den vorangegangenen Türkenkriegen unter Montecuccoli, wurde zum „Generalleutnant“ über die kaiserlichen Streitkräfte ernannt. Er verstand es, schon im Frühjahr 1683 durch gewandte und elastische Operationen in Oberungarn den Anmarsch des Türkenheeres solange zu verzögern, bis Wiens Armierung beendet war und bewies dann während der sommerlichen Belagerung durch seine umsichtige Taktik, mit der er sein, der feindlichen Streitmacht weit unterlegenes Feldheer am Ostufer der Donau zur Sicherung des Aufmarsches der Hilfs- und Entsatzarmeen verwendete, außergewöhnliche Führerbegabung. Vollends brachte dann im Frühherbst die Entsatzschlacht selbst sein Feldherrngenie zur Entfaltung. — Auch zum Kommandanten der belagerten Stadt hatte der Kaiser eine treffliche Wahl in der überragenden Persönlichkeit des Feldzeugmeisters Rüdiger Grafen Starhemberg getroffen, der es verstand, trotz zweimaliger Verwundung und mehrtägiger schwerer Erkrankung Besatzung und Bevölkerung die acht Wochen währende, furchtbare Belagerung hindurch bei Kampfesmut und Widerstandskraft zu erhalten, kräftigst unterstützt durch den wackeren Bürgermeister von Wien, Johann Andreas von Liebenberg, der während der Belagerung von der wütenden Seuche dahingerafft wurde. Unzählige weitere Namen hat die gewaltige Beschießung und Berennung des festen Platzes in die Heldentafeln der Stadt Wien eingegraben. Bis an die Grenze des Möglichen hatten Besatzung, Bürgerwehr und Bevölkerung dem todesmutigen Ansturm der Janitscharen standgehalten. Ströme deutschen und osmanischen Blutes tränkten Vorfeld und Gräben, ganz besonders die aufgewühlte Erde des von den Angreifern als „Zauberhaufen“

bezeichneten Vorwerks vor der Burgbastei, das so hartnäckig und tollkühn verteidigt wurde, daß die abergläubischen Türken meinten, es ginge hier nicht mit rechten Dingen zu. Hungersnot und Seuche taten ihr Übriges, die Verteidigung zu erschweren. Aber sie erlahmte nicht bis zum denkwürdigen 12. September, dem Tage der Befreiung.



Marchfeld 1278



Kaiser Leopold hatte von Linz aus die Werbung von Hilfskontingenten aus dem Reich betrieben. Bayerische, württembergische, fränkische, sächsische Truppen und ein Salzburger Regiment rückten seit anfangs August in den von Carl von Lothringen bezeichneten Aufmarschraum bei Krems und Tulln heran und

nach langwierigen Verhandlungen, in die auch der Papst zum Schutze der katholischen Kirche eingriff, erklärte sich auch der Polenkönig Sobieski bereit, sich mit seinem Heere den Entsatztruppen anzuschließen, wohl unter Bedingungen, die nur durch die selbstlose, taktvolle Haltung des deutschen Generalleutnants erfüllt werden konnte. König Sobieski wurde der Oberbefehl über das gesamte Entsatzheer übertragen; tatsächlich aber erfolgten Anmarsch, Aufmarsch und Durchführung der Schlacht nach den Plänen und Entschlüssen des kaiserlichen Generalleutnants Herzog Carl von Lothringen.

Kara Mustapha war vom Anrücken des alliierten Heeres von Norden her nicht überrascht. In der richtigen Erkenntnis, daß er seinen Truppen einen Kampf in dem gebirgigen Gelände nördlich von Wien nicht zumuten könne, bezog er eine Abwehrstellung in einem etwa 10 Kilometer langen Bogen vom rechten Donauufer bis nach Penzing. Starrsinnig blieb er dabei, die Burgbastei weiter zu berennen, um vielleicht doch noch vor Wirksamwerden der Entsatzkräfte in die Stadt einzudringen. Hierdurch trat eine Zersplitterung seiner, den Verbündeten weit überlegenen Kräfte ein. Die Kämpfe am Entscheidungstage waren schwer und wechselvoll. Herzog Carl von Lothringen war durch wagemutige Boten aus der Stadt über deren bedrohliche Lage orientiert und hatte den östlichen, an die Donau angelehnten Flügel der Alliierten als den entscheidenden angesehen und diesen selbst kommandiert. Hier längs dem Donauufer ging der Angriff am besten vorwärts, so daß die kaiserlichen Truppen schon um die Mittagszeit in den Vororten Wiens Fuß fassen konnten. Das Zentrum war etwas zurückgeblieben und der rechte Flügel, wo die Polen im schwierigen Gelände kämpften, hatte um die Mittagszeit bei Döbling eine Schlappe erlitten. Durch das von Herzog Carl angeordnete Einschwanken des Zentrums wurde den Polen Luft gemacht, und nun ging es an der ganzen Front zügig vorwärts, über das Lager der Türken hinaus bis an die Stadtumwallung heran. Verwirrung in den osmanischen Reihen förderte den Schlachterfolg und führte in den frühen Abendstunden zum vollen Sieg. Das gewaltige Heer des Sultans wandte sich zur Flucht. Um 7 Uhr abends des denk-

würdigen Tages kündeten die Glocken Wiens die Befreiung aus der Türkennot.

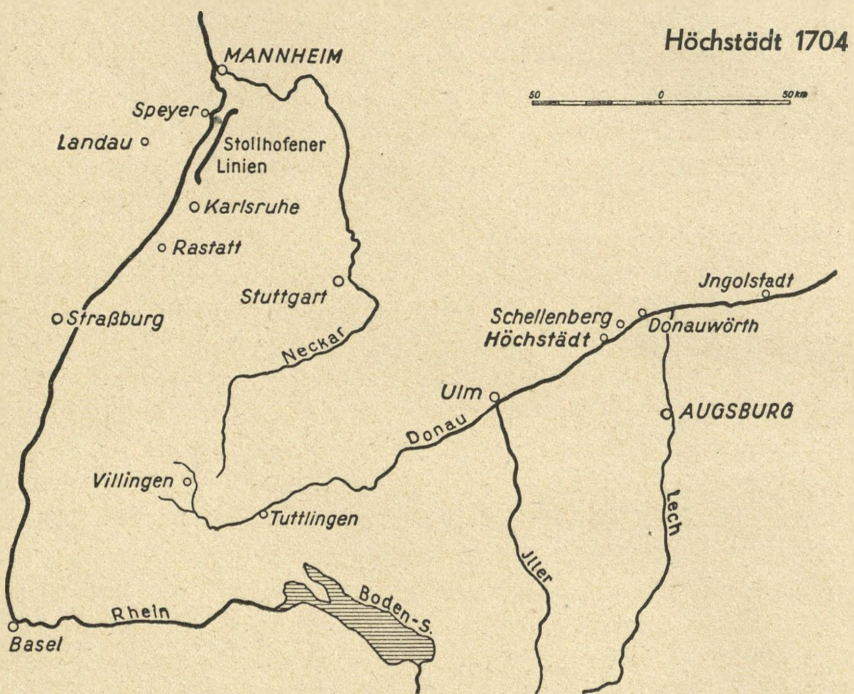
Noch wurde auf das Drängen Carls von Lothringen eine Verfolgung des zurückflutenden feindlichen Heeres bis tief nach Oberungarn hinein durchgeführt, wo es noch harte Kämpfe gab. Aber bis vor Wien gelangten die türkischen Heerscharen nie mehr. Dafür sorgte ein Mitkämpfer dieser Entsatzschlacht, P r i n z E u g e n, der als Freiwilliger an ihr teilgenommen und dort gekämpft hat, wo heute am „Heldenplatz“ von Wien sein Reiterstandbild steht, gegenüber einem späteren „beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre“.

Höchstädt 1704

In der Schlacht von Höchstädt vom 13. August 1704 darf man das entscheidende Ereignis des Spanischen Erbfolgekrieges sehen. Die Vorbereitung der Schlacht war ein politisches und militärisches Meisterwerk des Prinzen Eugen und ihre siegreiche Durchführung schuf zugleich die Grundlage für die österreichisch-ungarische Großmachtstellung.

In England wie in Holland wuchsen um die Jahreswende 1703/04 die Sonder-Friedensneigungen; in Italien bedurfte der Herzog von Savoyen dringend kaiserlicher Hilfe. Die Macht des Kaisers in Ungarn konnte Eugen 1704 nur vorläufig durch sein persönliches Eingreifen festigen, und am Rande der Ereignisse stand nach wie vor die türkische Bedrohung. Der Nordische Krieg barg die Gefahr, Kräfte wie etwa Brandenburg-Preußen von der kaiserlichen Seite abzuziehen. Der Kurfürst von Bayern kämpfte auf der Seite Frankreichs, so daß Bayern wie ein Keil vor Österreich lag, dessen Verstärkung durch französische Truppen über den Rhein und den Schwarzwald die kaiserliche Macht in Deutschland selbst in Frage stellte. Nur ein entscheidender Sieg konnte die allgemeine Ungunst dieser Lage zum Besseren wenden, und der Prinz Eugen richtete sein Bestreben darauf, solch' einen Sieg herbeizuführen. Die Hol-

länder dachten nur an Operationen im nächsten Umkreis ihres Landes, die Engländer unter Marlborough planten eine Moseloperation gegen Frankreich, und der Reichsfeldmarschall Ludwig von Baden ging auf einen hinhaltenden Positionskrieg in Bayern aus. Prinz Eugen dagegen sah in der Sprengung des bayerisch-französischen Bündnisses durch einen Sieg an der Donau das Hauptziel, dem alle anderen Absichten unterzuordnen waren. Wurde dieser Sieg errungen, dann erst waren die kaiserlichen Kräfte wirklich zum Einsatz auf den übrigen Schauplätzen frei;



dann erst war die Lage von Grund auf zugunsten der Verbündeten verändert. Es gelang dem Prinzen, durch den kaiserlichen Gesandten, Graf Wratislaw, Marlborough zum Fallenlassen seiner Moselpläne und zur Anerkennung der entscheidenden Wichtigkeit

des bayerischen Schauplatzes zu bewegen. Marlborough nahm es auf sich, zunächst ohne Wissen seiner Regierung, den Marsch nach Süddeutschland anzutreten. Am 20. Mai verließ er mit etwa 21 000 Mann die Gegend von Maastrich und erreichte Anfang Juni den Neckar. Auch Ludwig von Baden schien jetzt zur gemeinsamen Donauoperation bereit zu sein. Ursprünglich war die Anwesenheit Eugens auf dem Kriegsschauplatz nicht vorgesehen; er sollte als Präsident des Hofkriegsrates von Wien aus die Kriegführung im ganzen lenken oder nötigenfalls in Italien den Oberbefehl übernehmen. Das Mißtrauen Marlboroughs gegen Ludwig von Baden, die Tatsache, daß der Markgraf den Zuzug der Franzosen über Rhein und Schwarzwald zum Kurfürsten von Bayern nicht verhinderte, und schließlich Anzeichen, daß der Badener eine Entscheidungsschlacht vermeiden wollte und mit Bayern einen Ausgleich erstrebte, führten dann doch dazu, daß Eugen sich auf den süddeutschen Schauplatz begab. Er vermittelte zwischen Marlborough und Ludwig von Baden und gewann sie für den Gedanken ihrer gemeinsamen Offensive. Marlborough war mit Recht um seinen langen Rückmarschweg besorgt und hätte dessen Deckung am Rhein gern Ludwig von Baden überlassen, um statt des Markgrafen den Prinzen Eugen als Oberbefehlshaber neben sich zu haben. Zu solcher Nebenaufgabe war aber Ludwig als Reichsfeldmarschall nicht gewillt. So übernahm Eugen den Oberbefehl in den Stollhofener Linien, um die Offensive in Bayern nicht jetzt noch zu gefährden. An der Donau standen nach der Vereinigung Marlboroughs mit Ludwig die Verbündeten mit etwa 55 000 Mann dem Kurfürsten von Bayern und dem Franzosen Marsin mit etwa 45 000 Mann gegenüber. Am Rhein verfügten die Franzosen noch im ganzen über 56 000 Mann, denen Eugen nur 23 000 Mann entgegenstellen konnte. Die Entscheidung in Bayern mußte fallen, ehe eine französische Offensive am Rhein und eine weitere Verstärkung der Bayern die Lage verschob. Marlborough und Ludwig griffen zwar am 2. Juli die Bayern an und errangen einen Erfolg im Gefecht am Schellenberg, gerieten aber in zunehmende gegenseitige Mißstimmung und ließen schließlich entschlußlos die Zeit verstreichen. Eugen sah den Feldzug gefährdet. Am 30. Juni hatte

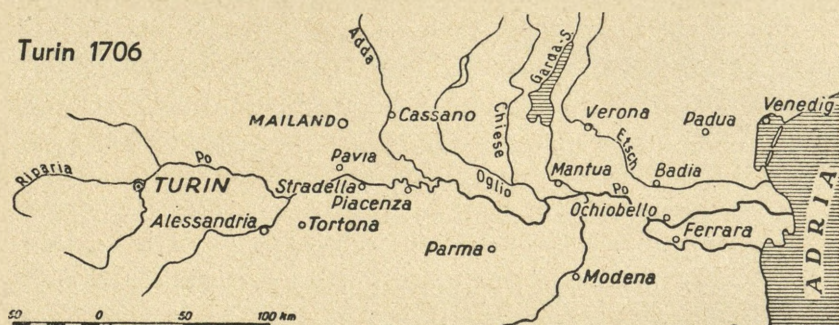
er die ersten Nachrichten erhalten, daß eine französische Armee von etwa 20 000 Mann unter Tallard den Rhein bei Straßburg überschritt und gleichzeitig schien eine zweite Armee unter Villeroy dasselbe bei Speyer zu tun. Folgte dem Gefecht vom Schellenberg schnell der Hauptschlag, dann kamen die Rheinübergänge der Franzosen zu spät; aber vergeblich wartete Eugen auf die Nachricht von der Offensive Marlboroughs und Ludwigs. Als sich dann Mitte Juli herausstellte, daß die Franzosen bei Speyer nicht übergingen, sondern dort defensiv blieben, daß aber Tallard von Straßburg zunächst auf Villingen marschierte und dann beschleunigt südwärts nach Tuttlingen zur Donau weiterzog, faßte Eugen den Entschluß, der die Entscheidung des Feldzuges doch noch in seinem Sinn herbeiführte. Er ließ nur geringste Kräfte zur Deckung in den Stollhofener Linien stehen und führte am 23. Juli 20 000 Mann nach der Donau, wo er am 3. August Höchstädt erreichte. Am gleichen Tage stieß Tallard bei Augsburg zum Kurfürsten von Bayern und Marsin. Am Widerstand des Markgrafen von Baden scheiterte jedoch auch jetzt wieder der Gedanke, ohne Rücksicht auf Nebenzwecke nun mit vereinten Kräften durch Angriff den Sieg zu erringen. Ludwig von Baden zog mit 15 000 Mann zur Belagerung von Ingolstadt ab, was seiner Ansicht von dem Vorzug herrschender Positionen vor dem Wagnis der offenen Feldschlacht entsprach. Die Franko-Bayern wollten Eugen noch vor seiner Vereinigung mit Marlborough schlagen und gingen am 12. August auf Höchstädt vor, das Eugen aber inzwischen verlassen hatte, um sich zur gleichen Zeit 8 km vom Gegner entfernt mit Marlborough zu vereinigen. Die Kräfte waren auf beiden Seiten mit je 50 000 Mann etwa gleich stark, wobei die Franzosen und Bayern an Artillerie, Eugen und Marlborough an Kavallerie überlegen waren. Durch überraschenden Angriff rissen Eugen und Marlborough am 13. August die Freiheit des Handelns an sich. Marlborough befahl den weit stärkeren linken, Eugen den schwächeren rechten Flügel. Marlborough führte den Hauptangriff, der in der Form eines Kavallerie-Durchbruches etwa in der Mitte des Gegners erfolgte; Eugen ermöglichte diesen Durchbruch, indem er mit gewagter Dehnung der Frontbreite seines Flügels zur Umfassung

ausholte, sich nach Attacken, die er selbst mitritt, an die Spitze der Infanterie setzte und auf dem rechten Flügel die schwierige Entscheidung siegreich erzwang. Unter dem Fürsten Leopold von Dessau, dem späteren „Alten Dessauer“, hatten hier die brandenburgisch-preußischen Truppen ruhmvollen Anteil am Sieg. Eugen sah das Ziel, das er so lang, so zäh und so geschmeidig erstrebte, erreicht. Bayern und Franzosen erlitten bei Höchstädt eine vollständige Niederlage. Die Kräfte der Verbündeten wurden frei, wie Eugen es gewollt hatte, und die Grundentscheidung des Krieges war gefallen. Im Leben des Prinzen Eugen bildet Höchstädt gleichsam die Mitte. Bei Zenta an der Theiss 1697 hatte er sich den Weg für sein feldherrliches und staatliches Werk gebahnt, bei Belgrad 1717 hat er dieses Werk gekrönt, bei Höchstädt hat er es begründet.

Turin 1706

Der Feldzug, der zum Siege des Prinzen Eugen bei Turin vom 7. September 1706 führte, beruhte auf einer strategisch besonders kühnen und überraschenden Eingebung. Durch den Sieg von Höchstädt waren die Kräfte der Verbündeten zum Kampf gegen Frankreich am Rhein und in Italien frei geworden. Das Jahr 1705 verlief am Rhein unter Marlborough und Ludwig von Baden ohne entscheidende Ereignisse. Prinz Eugen hatte den Oberbefehl über das mehr notleidende als kampffähige kaiserliche Heer in Italien übernommen, hatte trotz der Schwäche der Armee versucht, nach Turin durchzustoßen, hatte aber, selbst verwundet, den Adda-Übergang nicht erzwingen können, sondern die Schlacht von Cassano abbrechen müssen. Sein Gegner, der Herzog von Vendôme, hatte die Genugtuung, dem Unbesieglichen widerstanden zu haben und ihn in den Raum zwischen Chiese und Gardasee zurückzumanövrieren. Eugens Vorstoß veranlaßte aber die Franzosen, die Eroberung Turins und damit die Ausschaltung des Herzogs von Savoyen aus dem Bündnis mit dem Kaiser auf das nächste

Jahr zu verschieben. Im Winter gelang es Eugen, bei dem jetzt regierenden jungen Kaiser Joseph I., der sein Freund und Bewunderer war, für die Italien-Armee einen Sollbestand von 80 000 Mann durchzusetzen. Bei der Überbeanspruchung der Monarchie war es freilich nicht möglich, diesen Sollbestand wirklich zu erreichen. Im Mai 1706 waren nur etwa 30 000 Mann versammelt und erst im Juni—Juli konnte Eugen mit noch weiteren 20 000 Mann rechnen. Nur so viel wurde erzielt, daß Eugen dem Heer des Herzogs von Vendôme einigermaßen gewachsen war. Außer



den 50 000 Mann Vendômes standen aber Ludwig XIV. noch etwa 40 000 Mann unter dem Herzog von Feuillade in Italien zur Verfügung. Feuillade, dem nur 8000 Mann des Herzogs von Savoyen und ein kaiserliches Hilfscorps von 9000 Mann, also 17 000 Mann, gegenüberstanden, sollte Turin nehmen und Piemont erobern. Vendôme aber hatte den Auftrag, Eugen von der Etsch her aus Italien zu vertreiben. Der Feldzug von 1706 mußte also von den Kaiserlichen gegen zwei französische Armeen geführt werden, die mindestens um ein Drittel überlegen waren. Als Prinz Eugen im April 1706 auf dem Schauplatz eintraf, hatte Vendôme überraschend die Stellungen südwestlich des Gardasees angegriffen und genommen. Eugen konnte die Lage nicht mehr wenden und mußte die erschütterte Armee in das Gebirge im Etschtal zurücknehmen. Vendôme schien sein Ziel zu erreichen und bezog jetzt eine Stel-

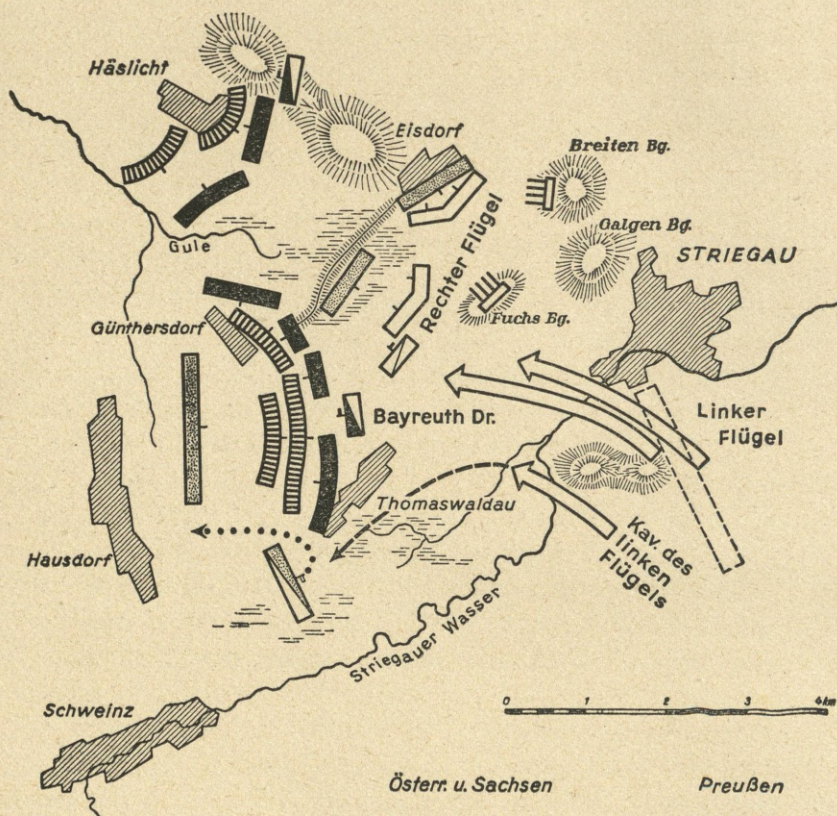
lung an der Etsch, die er so verstärkte, daß er jeden Hilfszug Eugens nach dem hart bedrängten Turin für unmöglich hielt. Eugen mußte die Verstärkungen abwarten. Das Glück erleichterte seine Lage. Nach dem Siege Marlboroughs bei Ramillies rief Ludwig XIV. Vendôme als den fähigsten seiner Feldherren in die Niederlande und übertrug den Oberbefehl in Italien dem Herzog von Orléans, der feldherrlich Eugen nicht gewachsen war. Orléans ließ sich über Eugens Absichten täuschen, als dieser seine Armee aus den Alpen überraschend in die Ebene, der Etsch entlang herunterzog. Eugen plante nicht wie einst einen Durchbruch, sondern verwarf alle Frontalkämpfe und richtete seinen Blick von vornherein auf Turin. Mit einem so am Fußpunkt angesetzten langen Hebel wollte er durch eine große Umgehung das gesamte französische Operationssystem in Oberitalien aus den Angeln heben. Unter Täuschungsmanövern ließ er nur einen dünnen Truppschleier gegen Orléans stehen und überschritt in der ersten Julihälfte mit der Hauptmacht die Etsch bei Bardia, überquerte in der zweiten Julihälfte bei Ochiobello den Po und entzog sich dem Blick wie dem Zugriff des Herzogs von Orléans durch einen kühnen Marsch südlich des Po. Er durchschritt Ferrara, Modena, Parma; er umging Piacenza und erreichte es, daß er die Enge von Stradella, wo die Apenninen sich dem Po nähern, überwand, ehe der jetzt nördlich des Po parallel nachziehende Orléans ihn hindern konnte. Damit war die Gefahr beseitigt, daß Orléans ihm den Weg versperrte oder seine von der langen und ungeschützten rückwärtigen Verbindung abhängige Armee rechtzeitig angriff. Eugen durchzog nun Tortona, umging Alessandria und vereinigte sich in den letzten Augusttagen mit dem Herzog von Savoyen. Südlich Turin ging er bei Carignano wieder auf das nördliche Poufer und stand am 6. September zwischen der Stura und Riparia so, wie er es geplant hatte, im Rücken des gesamten französischen Operationssystems vor den schwächsten Stellungen Feuillades vor Turin. Am 7. September griff er an, durchbrach die Einschließung und zog als Sieger in die befreite Stadt ein. Auch am Sieg von Turin waren die brandenburgisch-preußischen Truppen unter dem Fürsten Leopold von Dessau wieder entscheidend beteiligt.

Orléans und Feuillade verließen den Boden Italiens und verschwanden zerschlagen in den Alpen. „Italien ist unser“ rief damals Eugen. Das Ziel war erreicht. Der Feldzug von 1706 und die Schlacht bei Turin, der die Bevölkerung von den Türmen und Dächern zuschaute, hat das Triumphale größten Feldherrntumes. Die Stellung des Kaisers im Süden war gesichert.

Hohenfriedberg 1745

Das Chaos in Deutschland hatte seit der Zeit des Großen Kurfürsten weitere Fortschritte gemacht. Beim Tode Kaiser Karls VI. (1740) schickte sich Europa an, auch den letzten deutschen Machtkomplex, die Habsburger Erblande, zu zerstückeln. Auch Friedrich II. — jetzt „König“ in Preußen — meldete seine Ansprüche auf das ihm nach den Erbgesetzen zustehende Schlesien an, das der Kaiser seinem großen Ahnherrn vorenthalten hatte. Heute wissen wir, daß es auf Preußens und Deutschlands Schicksalslinie lag, wenn Friedrich, dem die Welt den Namen des „Großen“ zuerkannte, sich dem Kesseltreiben gegen Habsburgs Erbin, Maria Theresia, anschloß.

Während der Österreichische Erbfolgekrieg weiter wütete, war der König gezwungen, 1744 ein zweites Mal zum Schutze des eroberten Schlesiens gegen Österreich zu den Waffen zu greifen. Tief nach Böhmen drang er ein, wurde aber durch die überlegene Kriegskunst der österreichischen Feldherrn wieder hinausmanövriert und verlor durch Krankheit und Desertion fast seine ganze Armee. Es war eine harte Lehre, die der junge König von seinen Gegnern hinnehmen mußte, freilich auch die letzte. Bei Beginn des Jahres 1745 war Friedrichs Lage schwer gefährdet. Zwar hatte er im Winter in rastloser Arbeit versucht, die Armee wieder kampffähig zu machen, aber niemand vermochte zu sagen, ob er mit seinen 65 000 Mann den 70 000 verbündeten Österreichern und Sachsen gewachsen war, denen er, nur durch die Schranke der Schlesischen Berge getrennt, gegenüberstand. Jetzt lernte er die ganze Schwere des Problems, das die Verteidigung der weit vorspringenden neuen Provinz umschloß, kennen. Noch war er nicht der Schlachtengott der späteren Jahre. Mollwitz und Czaslau, die Siege des ersten Schlesischen Krieges, verdankte er mehr dem von



Hohenfriedberg

4. Juni 1745

seinem Vater übernommenen Kriegsinstrument, als sich selbst. Jetzt sollte es sich erweisen, ob er das beschädigte Werkzeug wieder zur vollen Schärfe geschliffen hatte; ob er es führen konnte; ob er, der einst in eisigster Einsamkeit seinen Lebenskampf auszufechten bestimmt war, jeglichen Plan, jegliche Entschließung, „alles von sich zu nehmen“ vermochte.

Vor dieser großen Prüfung stand der König, als er in den letzten Apriltagen des Jahres 1745 seine Armee bei Frankenstein—Neisse zusammenzog, um dem österreichischen Feldherrn Prinzen Karl von Lothringen das Eindringen in Schlesien zu verwehren. Dieser tat ihm nicht den Gefallen, durch den Glatzer Kessel auf ihn zuzumarschieren, sondern wählte den Weg über Landeshut auf Striegau, wodurch er den König von seinen Erblanden abschnitt. Herzog Karl glaubte, seinen Gegner schon durch sein Erscheinen an den Gebirgsausgängen westlich von Striegau am 3. 6. zum Rückzug auf Breslau zwingen zu können; dann sollte er, wie im Vorjahre aus Böhmen, diesmal aus Schlesien herausgeworfen werden. Friedrich zerriß den Plan des Feindes durch den Angriff. Während dem Prinzen Karl von Lothringen die Kavallerieaufklärung meldete, daß die preußischen Wachtfeuer noch bei Schweidnitz brannten, befand sich der König am 3. 6. seit 8 Uhr abends bereits im Vormarsch auf Striegau: Vom Striegauer Wasser aus, wo die ganze Armee von Mitternacht an einige Stunden ruhte, sah er im Scheine der feindlichen Wachtfeuer, wie die Enden der österreichischen und sächsischen Kolonnen sich aus den Bergpässen entwickelten. Die Österreicher kamen auf den südlichen, die Sachsen auf den nördlichen Flügel zu stehen, beide waren durch die etwa 1 km breite sumpfige Niederung der Gule getrennt. Um 2 Uhr morgens gab Friedrich seinen Angriffsbefehl. Aufmarsch und Gefechtsführung zeigen längst nicht mehr das starre Schema früherer Schlachten. General Dumoulin stand mit 6 Bataillonen der preußischen Vorhut schon seit dem Abend nördlich von Striegau auf dem Galgenberge in Gefechtsberührung mit sächsischen Vortruppen auf dem Breitenberge. Bis dahin sollte der rechte Flügel der Armee vorrücken, um dann mit „halblinksum“ die Front gegen die

Sachsen zu nehmen, während der linke Flügel die schwierigere Aufgabe hatte, nach dem Übergang über das Striegauer Wasser aus der schmalen Marschkolonne den Österreichern gegenüber zur Schlachtlinie aufzumarschieren.

Das erste Tageslicht dämmerte, als der Anfang der preußischen Armee über das Striegauer Wasser ging. Gleichzeitig eröffnete Dumoulin mit seiner Artillerie den Kampf und warf die sächsischen Vortruppen vom Breitenberge hinunter. Der sächsische Führer, Herzog von Weißenfels, besetzte mit der Vorhut Pilgramshain, südlich davon stand seine Kavallerie, in den Gräben der Gule die Masse seines Fußvolkes. 5.30 morgens trat Dumoulin zum Angriff auf Pilgramshain an, und die bereits zur Stelle befindliche Kavallerie des preußischen rechten Flügels stürzte sich auf die sächsische südlich des Dorfes. Noch bei Mollwitz (1740) hatte der König, die Infanterie „lauter Césars“ genannt, über die Kavallerie aber ein vernichtendes Urteil gefällt. Inzwischen hatte sich vieles geändert. Die Sächsischen Reiter wehrten sich tapfer, waren auch an Zahl nicht unterlegen, mußten aber doch schließlich über Häslicht vom Schlachtfelde weichen. Um 6.30 morgens war der Aufmarsch des rechten preußischen Flügels unter dem Erbprinzen Leopold, dem Sohne des alten Dessauers, beendet, und nun gingen 31 preußische Bataillone zum Angriff gegen 35 sächsische vor. Bis zum Gürtel mußten die Grenadiere durch den Sumpf waten, aber glänzend von ihrer auf dem Breiten- und Fuchsberg stehenden Artillerie unterstützt, drängten sie den zähen Gegner aus all seinen Stellungen heraus; um 7.00 morgens verließen die Sachsen völlig geschlagen über Häslicht das Schlachtfeld.

Der österreichische Feldherr hatte die Bedeutung der vor Striegau entbrannten Kämpfe nicht erkannt und war erst gegen 7.00 morgens zu Pferde gestiegen. Es war das Verdienst seiner Unterführer, wenn die Truppe aus der Hausdorfer Senke, in der sie stand, noch rechtzeitig in die Höhenlinie Günthersdorf—Thomaswaldau vorrückte. Der linke preußische Flügel gelangte unangefochten über das Striegauer Wasser, und im Augenblick, da der Vorhang über dem sächsischen Akt fiel (7.30), eröffneten 45 Schwadronen des linken preußischen Flügels durch ihren An-

griff auf 66 österreichische den zweiten Akt der Schlacht. Die österreichischen Reiter führte General von Berlichingen, von Mollwitz her den Preußen noch in böser Erinnerung. Jetzt fielen die Würfel gegen ihn: In einstündigem Kampf wurde die österreichische Kavallerie völlig geworfen, Berlichingen mußte sich einem Zieten-Husaren ergeben.

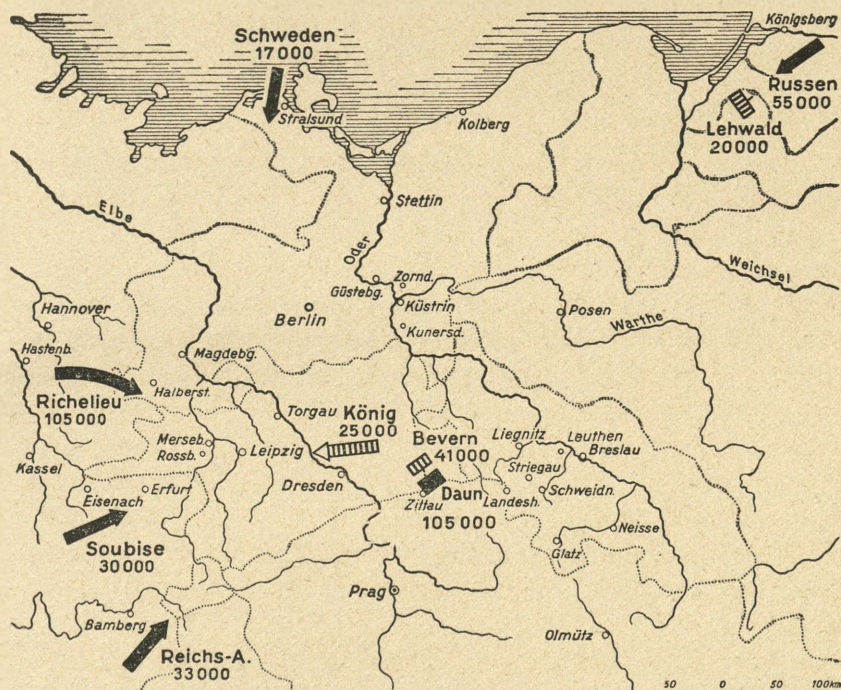
Inzwischen hatte die Infanterie des linken preußischen Flügels ihren Aufmarsch vollendet. Mit zwei gegen die Sachsen nicht mehr benötigten Regimentern führte der König 43 Bataillone gegen 33 österreichische vor. Die beiden feindlichen Flügelstützpunkte, Günthersdorf und Thomaswaldau, gingen bald verloren, der König zog sein ganzes zweites Treffen nach Norden heraus, um den linken feindlichen Flügel zu umfassen. Da fiel in der Mitte die Entscheidung. Ein österreichisches Regiment vermochte das Feuer der unaufhaltsam näher rückenden preußischen Linie nicht mehr auszuhalten und verließ die Front. In die entstehende Lücke, durch die preußischen Zwischenräume hindurch, stürzten sich in diesem Augenblicke 10 Schwadronen Bayreuth-Dragoner unter ihrem Kommandeur Schwerin und unter Führung von Graf Geßler. Sechs alte, „versuchte, mit gewohnter Tapferkeit kämpfende Regimenter“ werden völlig über den Haufen geritten. Als der Staub sich verzieht, sieht die preußische Infanterie mit Staunen, wie die ganze österreichische Linie kehrtgemacht hat und von den Dragonern, die hierbei 66 Fahnen und 2500 Gefangene erbeuten, verfolgt den Gebirgspässen zuflieht. Um 9.00 morgens war die Schlacht, die über des Königs Schicksal entscheiden mußte, gewonnen. Die Verfolgung ging nicht über das Schlachtfeld hinaus. 4700 Mann hatte der schöne Sieg den König gekostet, während die Österreicher 10 200, die Sachsen 3300 Mann einbüßten und dem Gegner außerdem 66 Kanonen, 76 Fahnen und 7 Standarten überlassen mußten.

Roßbach 1757

Bisher hatte der König mit gleichstarkem Gegner gekämpft, Fortuna hatte ihm Ruhm und Erfolg in reichem Maße in den Schoß geworfen. Nun sollte sich beides ändern. In seinem bald nach dem zweiten Schlesischen Kriege entstandenen militärischen Testament hatte er geraten, Österreich nur anzugreifen, wenn es isoliert sei. Im 7jährigen Kriege trat das Gegenteil ein: Er stand, ganz abgesehen von Schweden und dem Reich, der gewaltigen Koalition von Österreich, Frankreich und Rußland gegenüber, und die Niederlage von Kolin (18. 5. 1757) kostete ihm den Nimbus der Unbesiegbarkeit. Vergessen war mit einem Schlage die Niederwerfung Sachsens im ersten Anlauf, die Schlachten von Lobositz und Prag, die die Feinde gelähmt hatten. Alles setzte sich gegen ihn in Bewegung. 55 000 Russen schlugen den Feldmarschall Lehwald bei Großjägersdorf (30. 8.), 17 000 Schweden landeten in Stralsund, um sich mit 105 000 Franzosen unter dem Grafen d'Estrées zu vereinigen, die am 26. 7. die englisch-hannoverschen Truppen bei Hastenbeck besiegt hatten; eine zweite französische Armee unter Soubise (30 000 Mann) vereinigte sich in der Gegend von Erfurt mit 33 000 Mann der Reichsarmee, und der König stand mit 66 000 Mann bei Zittau vor 105 000 Österreichern in unangreifbaren Stellungen.

An einer Stelle mußte er sich Luft machen und das Netz zerreißen, das ihn zu ersticken drohte, wenn er zauderte. Nur Soubise und die Reichsarmee schienen ihm zur Zeit erreichbar, aber es waren nicht mehr als 25 000 Mann, die er zu diesem Zweck frei machen konnte. 41 000 Mann beließ er dem Herzog von Bevern mit dem Auftrage, die Mark und Schlesien gegen die Österreicher zu decken. Immerhin schien dem verbündeten Feinde der Preußenkönig auch mit seiner schwachen Gefolgschaft noch so gefährlich, daß er sofort zurückging, als Friedrich nahte. Am 13. 9. war der König in Erfurt. Seine Kriegsfahrt durch das Thüringer Land glich einem Triumphzuge, überall

jubelte ihm das Volk als Schutzherrn der Protestanten und Franzosenbefreier entgegen. Am 15. 9. setzte er sich im Gothaer Schloß an die festliche Tafel, von der zwei Stunden vorher die französischen Offiziere wie aufgeschrecktes Hühnervolk geflohen waren. Vier Tage später — der König hatte inzwischen die Verfolgung aufgegeben — wiederholte sich das gleiche Schauspiel, nur daß



Lage des Königs 1757 und Übersicht

diesmal die feindlichen Feldherrn selbst, Soubise und Hildburghausen, es waren, die ihr Mahl im Stich ließen, und Seydlitz, der sie mit einer Handvoll Reitern verjagte. So ging es sechs Wochen hin und her, sechs schwere Wochen, die dem Feinde zugute kamen und dem rings umstellten Könige weitere Hiobsbotschaften brachten: Die Schweden in Anklam; die englisch-hannoversche Armee zur Konvention, um nicht zu sagen: zur

Kapitulation von Kloster Zeven gezwungen; die Vortruppen Richelieus, der d'Estrées abgelöst hatte, bereits bei Halberstadt; sein Generaladjutant und Freund Winterfeldt bei Moys geschlagen und gefallen; Bevern über die Oder zurückgegangen; Berlin durch ein österreichisches Streifkorps geplündert — und er selbst wie ein fahrender Ritter auf der Landstraße, vom Schicksal um die Entscheidung geprellt, vom Feinde genarrt, die dürftigsten Quartiere mit seiner Truppe teilend. Wahrlich, ein königliches Leben! Wäre nicht sein Vertrauen zur selbst geschaffenen Armee, das starke Gefühl für seine Herrscherpflicht gewesen, hätte ein Gott ihm nicht gegeben, sich in Wort und Reim von der Not des Augenblicks zu befreien, er wäre wohl dem Rat seines Bruders Heinrich, dem Zureden Voltaires gefolgt und hätte nachgegeben. So aber schloß er seine Antwort an den ehemals verehrten und noch immer bewunderten Franzosen mit den Worten:

„Ich aber, dem der Schiffbruch droht
Muß, mutig trotzend dem Verderben,
Als König denken, leben, sterben!“

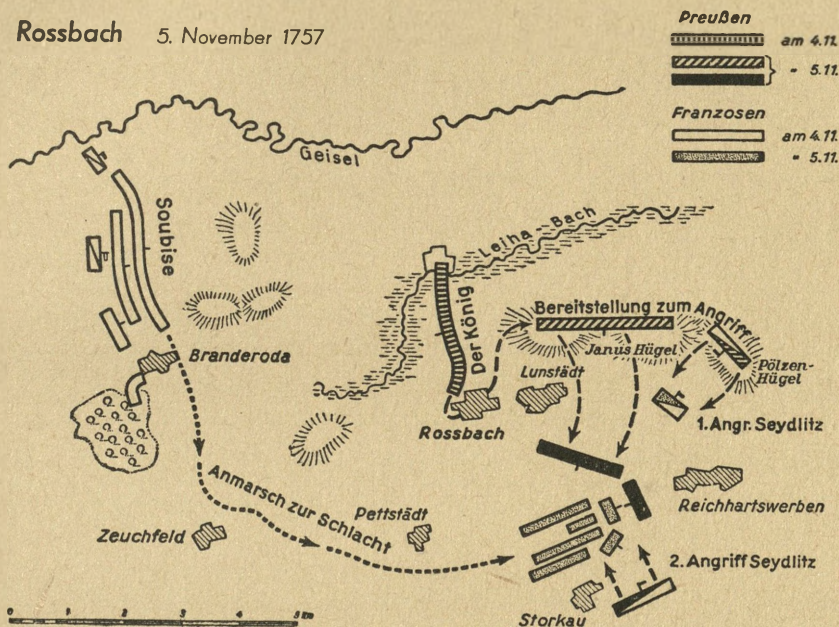
Friedrich der Große hat später noch mehr als einmal dem Nichts ins Auge gesehen, aber nie mehr hat seine verzweifelte Lage so klar vor den Augen der Welt gestanden wie im Herbst 1757.

Der König war bereits entschlossen, wieder nach Schlesien zu marschieren, als Ende Oktober Hildburghausen und Soubise, 41 000 Mann stark, an die Saale vormarschierten. Friedrich wandte sich sofort gegen sie, sie wichen zwar wieder aus, aber am 4. 11. standen sich beide Armeen doch endlich bei R o ß b a c h gegenüber. Da die Verbündeten aus Verpflegungsgründen in ihrer Stellung nicht länger bleiben konnten, die Schwäche des preußischen Heeres aber offen zutage lag, erhielt Hildburghausen von Soubise die Zustimmung zum Angriff.

Vom Dachboden des Roßbacher Gutshauses beobachtete der König am 5. 11. 1757 von 11.00 morgens ab, wie die Verbündeten vom rechten Flügel antraten und über Zeuchfeld auf Pettstädt abmarschierten. Im Nu waren die preußischen Zelte abgebrochen und die Armee (22 000 Mann in 27 Bataillonen und 45 Schwadronen)

hinter dem Janus- und Pölzenhügel mit der Front nach Süden bereitgestellt. Auf dem äußersten linken Flügel hielt die Kavallerie, die Friedrich dem jüngsten Generalmajor, dem 36jährigen Seydlitz, unterstellt hatte, ein Vertrauensbeweis, den dieser seinen vermutlich nicht gerade erfreuten Unterführern mit den Worten

Rossbach 5. November 1757



kund tat: „Meine Herren, ich gehorche dem König, und Sie gehorchen mir!“ In Marschkolonnen, also mit ganz schmaler Front und langen Flanken, näherte sich die feindliche Masse Reichhardtswerben, 2 Kilometer voraus ritten ihre 60 Schwadronen auf den Pölzenhügel zu, als Seydlitz mit seinen Reitern plötzlich auf der Höhe auftauchte und sich auf den völlig überraschten Gegner warf. Da dieser seine Überzahl nicht mehr zur Geltung bringen konnte, war der Kampf bald entschieden. In wirrem Knäuel verschwanden die geschlagenen Schwadronen in Richtung auf Storkau, wo Seydlitz seine Regimenter anhielt und ordnete. Gleichzeitig hatte auch der König die Infanterie — den linken Flügel führte

Prinz Heinrich, den rechten Ferdinand von Braunschweig — in Bataillonsstaffeln vom linken Flügel mit 50 Schritt Abstand so antreten lassen, daß von den deckenden Höhen bis Reichardtswerben zunächst eine schräge Linie entstand, die sich durch Linksziehen dem Feinde immer mehr vorlegte und ihn dabei nördlich umfaßte. Um 4.00 nachmittags begann das preußische Infanteriefeuer in die dichten Marschkolonnen zu schlagen, die beim Versuche, sich zu entfalten, sich immer mehr zusammenballten. Vor dem Regiment Alt-Braunschweig reitet der König. „Vater, aus dem Wege, daß wir schießen können!“ rufen ihm die Musketiere zu. Hier und da versucht eine feindliche Kompanie, eine vereinzelte Schwadron vorzukommen, das Feuer der preußischen Infanterie — 7 Bataillone kommen überhaupt nur zum Schuß — erstickt jeden Widerstand im Keime. Auch die Artillerie, die bisher vom Janushügel aus gewirkt hat, wird vorgezogen und schleudert ihren Eisenhagel in die wirre Masse von Menschen, Geschützen und Troß. In diesem Augenblick läßt Seydlitz seine Reiter zum zweiten Male angreifen; sie brechen von Storkau aus gegen die Südflanke des unbehilflichen Haufens vor, hauen ein und vollenden seine Auflösung. Die Trümmer flohen über die Unstrut und gönnten sich erst nach vielen Tagen die erste Rast. Hildburghausen berichtete an Kaiser Franz: „Wenn man meinte, eine Eskadron oder ein Bataillon beieinander zu haben, durfte nur eine einzige Stückkugel dazwischen fahren, da lief alles wie Schafe davon; unser größtes Glück war, allergnädigster Herr, daß es Nacht geworden ist, sonst wäre bei Gott nichts davongekommen.“ Die Reichsarmee verlor 3500, die Franzosen 6600 Mann, dazu viele Fahnen und 72 Kanonen. Den König hatte der Sieg nur 550 Mann gekostet. — „Jetzt werde ich mit Frieden in die Grube fahren, nachdem der Ruf und die Ehre meines Volkes gerettet ist“, schrieb Friedrich an seine vertraute Schwester, die Markgräfin von Bayreuth. Der seelische Druck war von ihm gewichen, da das launische Glück seine stolze Haltung wieder zu belohnen schien. Noch aber stand die schwierigste Aufgabe vor ihm, von eben diesem Glück noch gewürzt durch die Nachrichten, daß inzwischen Schweidnitz und Breslau, also fast ganz Schlesien, an die Öster-

reicher verloren gegangen waren und der Herzog von Bevern vor Breslau eine Schlacht verloren hatte. Aber nie haben in den 13 Tagen, in denen er den Weg von Thüringen nach Schlesien zurücklegte, selbstquälerischer Zweifel, innerer Seelenkampf die Klarheit seines Denkens und Wollens getrübt. Ein Entschluß beherrschte sein ganzes Wesen: Den Gegner anzugreifen, und wenn er sich auf dem Gipfel des Zobtenberges verschanzt habe.

Leuthen 1757

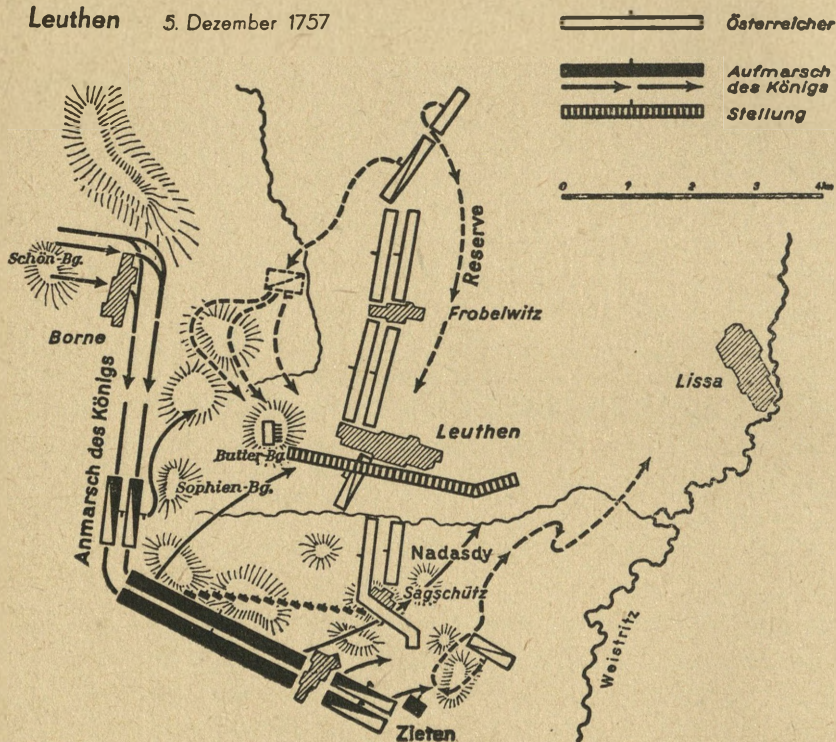
So sicher standen auch in der Tat die Österreicher in der berühmten Lohe-Stellung vorwärts von Breslau. Aber auf dauerndes Drängen von Wien ging Herzog Karl von Lothringen dem König entgegen. Dieser frohlockte: „Der Fuchs ist aus seinem Loche gekrochen, nun will ich seinen Übermut strafen!“ Das Glück bot ihm die Möglichkeit der rettenden Schlacht. Nicht mehr. 65 000 Österreicher gegen 35 000 Preußen — aber unter dem König. Als Friedrich gegen 10.30 morgens am 5. 12. 1757 im Vormarsch gegen den beiderseits Leuthen gemeldeten Feind vom Schönberg aus die österreichische Stellung in allen Einzelheiten übersah, entschloß er sich, ihren Südflügel anzugreifen. Er kannte das Gelände von seinen Manövern her und wußte, daß dort gedeckte Annäherung möglich war.

Während Herzog Karl seine Reserven hinter den nördlichen Hügel schob, auf den des Königs Anmarsch gerichtet schien, bog dieser im Schutze der vorgelagerten Hügel von Borne ab und ließ seine Armee um 12 mittags gegenüber Sagschütz aufmarschieren; 53 Schwadronen Zietens mit 6 Grenadierbataillonen auf dem äußersten rechten, 40 Schwadronen unter General von Driesen auf dem linken Flügel. Bei Sagschütz stand der Südflügel der Österreicher, 24 Bataillone und 43 Schwadronen unter General Nadasdy. Ihm war der Hauptstoß zugeacht.

Mit größter Sorgfalt wurde die Bildung der schrägen Schlachtordnung vorgenommen. Nicht wieder, wie bei Kolin, sollte der linke zurückgehaltene Flügel, aus dem der rechte Angriffsflügel

gegebenen Falles zu verstärken war, nach vorn durchgehen. Um 1.00 nachmittags ließ der König in Bataillonsstaffeln vom rechten Flügel mit 50 Schritt Abstand antreten. Er ritt selbst zur äußersten Rechten und bedeutete dem Fahnenträger: „Junker von der Leibkompagnie, siehet er wohl, auf den Verhack soll er zumarschieren. Er muß aber nicht zu stark avancieren, damit die Armee folgen kann.“ Diesmal gab es keine Mißverständnisse. In unaufhaltsamem

Leuthen 5. Dezember 1757



Anlauf wurden die Höhen von Sagschütz genommen, und als Zietens Kavallerie eingriff, verschwand das Korps Nadasdys um 2.30 nachmittags, schwer geschlagen, völlig vom Schlachtfelde. Als Herzog Karl die Lage erkannte, ordnete er eine Linksschwenkung der ganzen Armee um den Drehpunkt Leuthen an und holte die

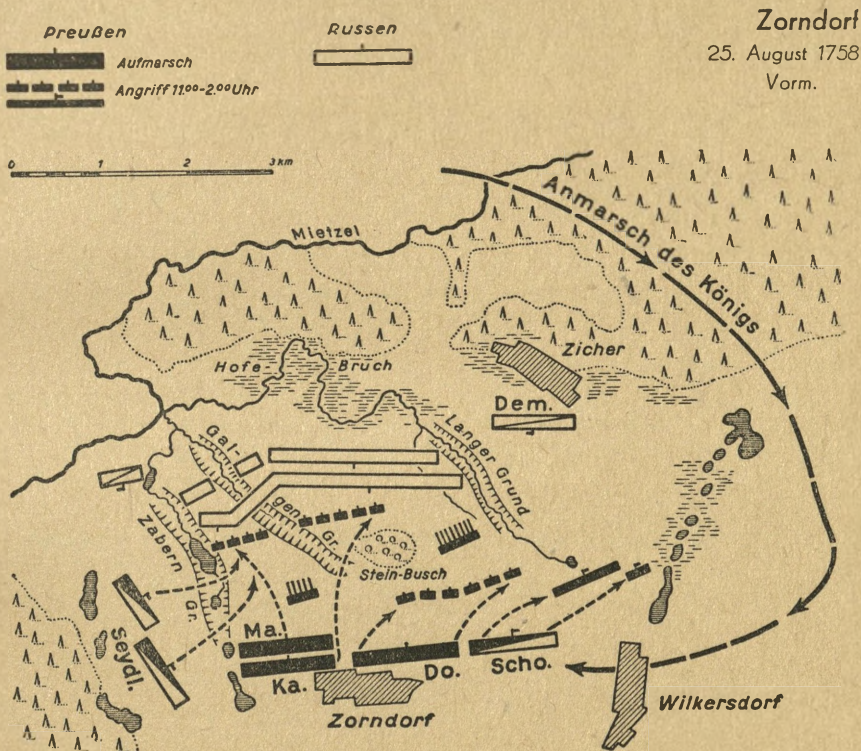
Reserven vom rechten Flügel eilends herbei. Dies führte aber nur dazu, daß sich bei diesem Dorf eine dichte Masse, oft 100 Glieder tief bildete, die nicht mehr bewegungsfähig war. Die schnell gebildete Abwehrfont südlich von Leuthen wurde gegen 3.30 nachmittags zerschlagen, aber das anschließende Dorfgefecht war sehr verlustreich. Nördlich des Dorfes stand von 4.00 nachmittags ab die dünne preußische Linie in schwerstem Kampf gegen die österreichischen Haufen, deren Unbeweglichkeit ihnen gerade eine gewisse Widerstandskraft gab. Der kurze Dezembertag neigte sich seinem Ende zu, Reserven waren nicht mehr vorhanden. Trotz des verheerenden preußischen Artilleriefeures, das vom Butterberge in die eng gedrängten Massen der Österreicher hineinschlug, stand die Schlacht. Zwei Jahre später sollte der König in gleicher Lage aus reiner Erschöpfung der Truppe die schwerste Niederlage seines Lebens erleiden. Diesmal brachte die Kavallerie seines linken Flügels die Waagschale zum Sinken. Die Kavallerie des österreichischen Nordflügels versuchte, den scheinbar ungeschützten linken preußischen Flügel anzugreifen. Darauf aber hatte Driesen hinter dem Sophienberg gewartet. Seine 45 Schwadronen nördlich herausführend, stürzte er sich auf die anreitenden feindlichen Reitermassen, die nun völlig überrascht auf die eigene Infanterie geworfen wurden und hier die Verwirrung aufs höchste steigerten. Nun war kein Halten mehr. In ausbrechender Panik strebte alles der Weistritz zu, deren Übergänge Nadasdy mit einigen zusammengegrafften Bataillonen offen hielt. Die preußische Armee ruhte, wo sie stand. Nur der König mit drei Bataillonen und den Seydlitz-Kürassieren, den Wirt der Dorfschenke von Sahra mit einer Laterne neben sich, ging noch 6.00 abends in dichtem Schneegestöber bis Lissa vor und verjagte dort die feindliche Nachhut, während über dem Schlachtfeld der Choral von Leuthen zum nächtlichen Himmel stieg. Seinen Generalen, die ihn im Lissaer Schloß begückwünschten, durfte er dankend sagen: „Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und der ganzen Nation auf die späteste Nachwelt bringen.“ Der Sieg über eine fast doppelte Überlegenheit war mit einem Verlust von 6400 Mann erkaufte. Der Feind verlor 10 000 Mann, 12 000

Gefangene, 55 Fahnen, 131 Geschütze. Die Verfolgung durch Ziethen vollendete die Auflösung der österreichischen Armee, von der Ende des Jahres nur noch der vierte Teil über das Schlesische Gebirge zurückfand.

Zorndorf 1758

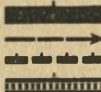
Wenn der König von diesem Siege — wozu er an sich berechtigt war — ein Nachgeben der Feinde erwartete, so täuschte er sich in der Härte seiner großen Gegnerin in Wien. Der neue Feldzug von 1758 wurde fast eine Wiederholung des vergangenen Jahres. Belagerung von Olmütz, wie damals von Prag, Aufgabe der Einschließung, als die Österreicher unter Daun anrückten, und Unmöglichkeit, diesen zur Schlacht zu zwingen, während die Russen von Posen aus anmarschierten. Die Franzosen freilich hielt ihm sein Schwager und bester Feldherr, Herzog Ferdinand von Braunschweig, mit der wiedererstandenen englisch-hannoverschen Armee fortan vom Leibe. Jetzt galt es, die Moskowiter aus dem Felde zu schlagen, ehe sie sich mit den Österreichern vereinigen konnten. Wieder binnen 12 Tagen, diesmal bei glühender Sommerhitze und sandigen Wegen, brachten Friedrichs brave Grenadiere die 250 Kilometer bis in die Gegend von Küstrin hinter sich, das der Russe Fermor in Brand geschossen hatte. Dort stand ihm der König am 21. 8. 1758 nur durch die Oder getrennt gegenüber. Um ihn zu fassen, ging Friedrich tags darauf weiter nördlich bei Güstebiese über den Strom. Fermor drehte sich aus der westlichen in die nördliche Front, um ihn hinter der Mietzel zu erwarten. Der König umging nun am 25. 8. von 3.00 morgens ab seinen östlichen Flügel, ja er marschierte ganz um ihn herum, um ihn im Rücken anzugreifen, so daß Fermor auf der Stelle seine ganze Armee kehrtmachen lassen mußte. Um 9.00 morgens leitete das Feuer der preußischen Batterien von Zorndorf aus eine der blutigsten Schlachten des 7jährigen Krieges ein. Beiderseits des Dorfes hatte der König die Armee so aufmarschieren lassen, daß General v. Kanitz mit 15 Bataillonen und 20 Eskadrons den linken, General Graf Dohna mit 14 Bataillonen den rechten

Flügel bildeten; Seydlitz nahm mit 36 Eskadrons am Rande der Drewitzer Heide, General v. Schorlemer mit 27 Eskadrons westlich Wilkersdorf Aufstellung. Die Russen standen zwischen dem sumpfigen Zabergrund und dem Langer Grund beiderseits angelehnt, so daß eine Umfassung nicht in Frage kam. Der König beschloß, den Hauptstoß in schräger Schlachtordnung mit dem eigenen linken Flügel zu führen, vor den er noch, um die Wir-



kung zu erhöhen, 8 Bataillone unter Manteuffel setzte. Als der gegenüberstehende rechte russische Flügel durch das Artilleriefeuer erschüttert schien, ließ der König um 11.00 vormittags zum Angriff antreten. Aber diesmal werden die Weisungen des Königs nicht eingehalten. Als Dohna sich rechts zieht, um dem Steinbusch auszuweichen, rückt Kanitz in die entstehende Lücke ein.

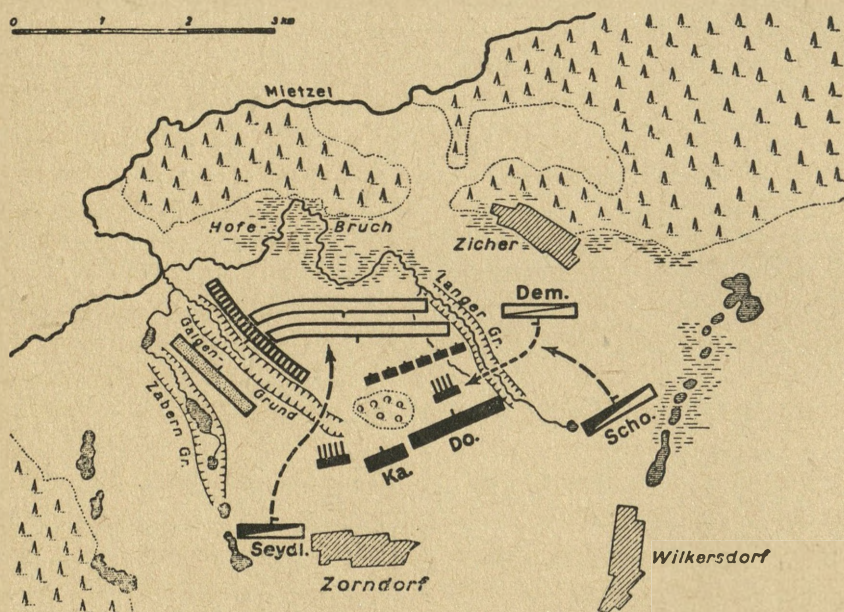
Dem Stoß fehlt nun der Nachdruck. Nur eine dünne Linie trifft auf den rechten russischen Flügel und kann ihn nicht überwältigen. Ja, als 14 feindliche Eskadrons Manteuffel in der Flanke fassen, wenden sich die schwer mitgenommenen Bataillone zur Flucht. Vergeblich versucht der König, der die Fahne des Regiments Bülow ergriffen hat, die Weichenden zur Besinnung zu bringen; in Staub und Lärm geht seine Einwirkung verloren. Da

Preußen

 2.30 Uhr
 3.00 " Nachm.
 4.00 "
 7.00-9.00 "

Russen

 2.00 Uhr
 7.00-9.00 " Nachm.

Zorndorf
 25. August 1758
 Nachm.



bringt Seydlitz die Rettung. Über den Zaberndorf vorbrechend stürzt er sich auf die durcheinander gekommenen Verfolger und faßt sie in Flanke und Rücken. Bis 2.00 nachmittags wird hier der rechte russische Flügel in erbitterten Nahkämpfen völlig zertrümmert.

Während die erschütterten preußischen Bataillone sich nördlich von Zorndorf sammelten, griff um 3.00 nachmittags Dohna, unterstützt durch das Feuer von 97 Geschützen, den anderen russischen Flügel an. Die bei Zicher haltende Kavallerie dieses Flügels unter Demiku war zur Stelle, ritt über den Langen Grund gegen Dohnas Flanke an und drang bis tief in die große, dort feuernde Batterie ein. Aber vor dem Gegenstoß der Schorlemerschen Reiter mußten die Russen stark erschüttert nach Zicher zurückweichen. Dieser Zwischenfall hatte die unerwartete Folge, daß die eben in Zorndorf gesammelten Regimenter des preußischen linken Flügels abermals die Fassung verloren und ihr Heil in der Flucht nach Zorndorf suchten. In diesem kritischen Augenblick rettete Seydlitz ein zweites Mal das Schicksal des Tages. Um zu verhindern, daß der neue russische rechte Flügel am Galgengrund diese Panik ausnutzte, ließ er seine ermüdeten Schwadronen abermals, diesmal gegen die unerschütterte feindliche Linie anreiten. So konnten Dohnas Bataillone ihre Vorwärtsbewegung wieder aufnehmen. Um 4.00 nachmittags stürmten sie mit klingendem Spiel gegen den russischen Flügel, der in erbittertem Kampfe bis 6.00 abends zerlagen und in das Hofebruch geworfen wurde.

Der russischen Mitte gelang es, sich über den Galgengrund hinüberzuziehen und hier eine neue Front nach Osten zu bilden, die nochmals anzugreifen die Ermüdung der Truppe verbot. In der Nacht versuchte Fermor abzumarschieren, mußte aber wegen der Auflösung seiner Armee schon bei Zorndorf haltmachen. Hier standen sich beide Gegner am 26. 8. gefechtsbereit gegenüber. Von einer Erneuerung des Angriffs nahm der König nach gewissenhafter Abwägung aller Umstände Abstand. In der Nacht darauf rückte der Russe nach der unteren Weichsel ab. Er hatte auf dem Schlachtfelde 22 000 Mann, fast die Hälfte seiner Armee, eingebüßt, dazu 24 Fahnen und 103 Geschütze. Der König erkaufte den Sieg mit einem Verlust von 13 000 Mann, 2 Fahnen und 26 Geschützen. Aber die Mark war von dem Moskowiter befreit.

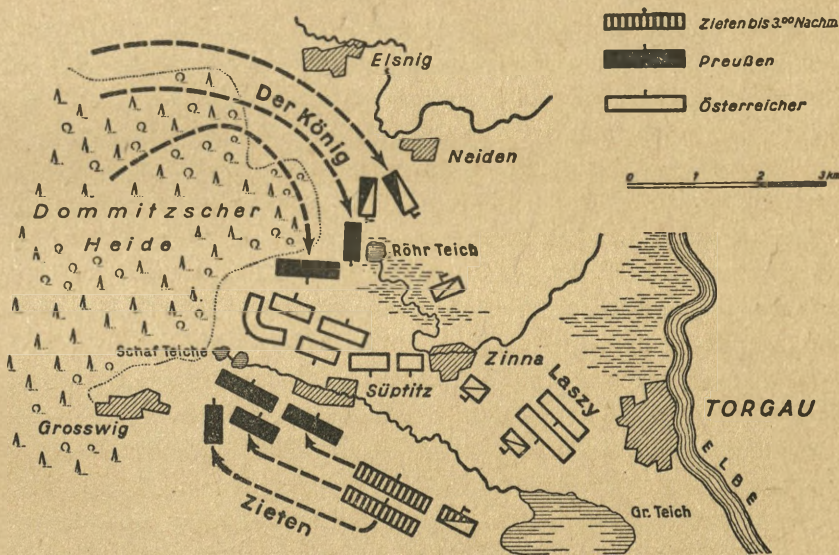
Torgau 1760

Bisher war es dem König immer gelungen, seine Feinde getrennt zu fassen. Aber schwerer wurde das von Jahr zu Jahr. Die Gegner lernten von ihm, je größer er wurde, desto vorsichtiger wurden sie. Im nächsten Jahre (1759) konnte er die Vereinigung der Russen und Österreicher nicht mehr hindern und erlitt in den gleichen Augusttagen, fast an der gleichen Stelle wie bei Zorndorf, bei Kunersdorf (12. 8. 59) die schwerste Niederlage seines Lebens. Trotzdem auch noch Dresden verloren ging und sein Bewegungsraum immer enger wurde, hielt er sich im Felde fast mehr durch den Schrecken, der seinem Namen voranging, als durch seine immer mehr zusammenschrumpfenden Machtmittel. Kein Unglück mehr konnte ihm etwas anhaben, kein Schlag ihn erschüttern. Nun war er ganz Stahl geworden, fühllos gegen alle Leiden, nur noch dem Gedanken an seine Königspflicht lebend. Jetzt wuchs er weit über menschliches Maß hinaus, wurde er in Wahrheit „der Große“. Es war wohl nicht nur das „Lied des preußischen Grenadiers“, sondern die Stimme einer ehrfurchtsvoll staunenden Welt, die der Kaiserin in Wien zurief: „Heldin, den bezwingst du nicht, Gott kann Wunder tun! Schenk ihm Freundesangesicht, bitte Frieden nun!“ Noch war es lange nicht so weit. Wieder im August 1760 zerriß nur noch der Sieg bei Liegnitz das Netz, das eine vielfache österreichisch-russische Übermacht schon zuziehen wollte. Nun mußten die Russen beobachtet, Daun aus Schlesien verdrängt, Berlin von plündernden Kosaken befreit, die Reichsarmee aus dem eroberten Torgau und Wittenberg vertrieben werden. Als sich auch Daun nach Torgau heranzog, kam es hier zur letzten großen Entscheidung, ehe die feindliche Koalition zerfiel, und zu einer der merkwürdigsten Schlachten des ganzen Zeitalters.

Die Süptitzer Höhen westlich von Torgau, auf denen Daun mit 50 000 Mann und 280 Geschützen in Stellung gegangen war, gelten im Süden als besonders stark. Der von Südwesten anmarschierende König setzte darum nur Ziethen mit 18 000 Mann (21 Bataillonen, 54 Eskadronen, 48 Geschützen), hiergegen an und umging die Stellung westlich durch die Domnitzscher Heide mit 30 000

Mann (42 Bataillonen, 48 Eskadronen, 84 Geschützen), um sie von Norden anzugreifen. Ziethen erhielt die Weisung, erst zum Angriff zu schreiten, wenn der König seinerseits gegen Dauns Nordfront vorging. Mit dieser Teilung nahm der König mannigfache Reibungen und Gefahren auf sich, andererseits winkte aber auch die Aussicht auf völlige Vernichtung des Feindes, wenn der Zangenangriff glückte. In der Tat wurde das Eingreifen des Königs durch den Waldmarsch sehr verzögert, zumal sein Aufmarsch, ursprünglich gegen den Ostflügel Dauns geplant, des sumpfigen Geländes wegen auf den Westflügel umgeleitet werden mußte. Andererseits

Torgau 13. November 1760



stieß Ziethen westlich Torgau auf das eben von der Brandschatzung Berlins zurückgekehrte, nunmehr mit der Deckung der Festung beauftragte Korps Laszy (8000 Mann), dem gegenüber er bis 3.00 nachmittags aufmarschierte. Friedrichs Angriff zwischen der Domnitzscher Heide und dem Röhrteich begann gegen 2.00 nachmittags. Das gerade einsetzende Schneegestöber vermochte die bei den kurzen Entfernungen verheerende Wirkung der feindlichen Artillerie nicht abzuschwächen. Die ersten drei Angriffe der preu-

bischen Regimenter wurden unter schweren Verlusten abgeschlagen, zumal die Kavallerie, die beim Vormarsch den größten Bogen zu beschreiben hatte, erst spät eingriff. Der König war durch einen Prellschuß verletzt worden, hatte aber nach kurzer Ohnmacht die Führung wieder übernommen. Die Dunkelheit brach herein. War sein Stoß auch nicht durchgedrungen, so war er doch fest davon überzeugt, daß die Österreicher, die sehr viel verloren haben mußten, mit Ziethen im Rücken es auf einen neuen Gang nicht ankommen lassen würde. Da lebte der Kampf bei völliger Dunkelheit wieder auf. Dem Major von Lestwitz mit einigen anderen Stabsoffizieren war es gelungen, drei Bataillone zusammenzuraffen und von neuem gegen den Feind zu führen. Ihnen schlossen sich andere Verbände an. Im Schutze der Dunkelheit wurde eine beherrschende Höhe besetzt, von der einige schnell aufgefahrene Kanonen den überraschten Gegner unter Feuer nahmen. Jetzt aber machte sich auch Ziethens Eingreifen bemerkbar. Dieser hatte von 3.00 nachmittags ab unter Belassung eines Beobachtungskorps gegen Laszy seine Hauptkräfte nach Westen vor die Hauptstellung Dauns gezogen, bei den Schafteichen einen Übergang über den Röhrgraben vorgefunden und endlich bei sinkendem Tageslicht den Angriff auf die starken Höhen begonnen. Auch hier war der Kampf sehr verlustreich, aber die österreichische Stellung hatte nicht genug Tiefe, um ein Schlagen in zwei Fronten zu gestatten, schossen doch schon preußische Bataillone aufeinander, die sich hier die Hand reichten. 25 Bataillone standen schließlich wieder im Gefecht und warfen den Feind in konzentrischem Angriff auf Zinna zurück. Daun, selbst verwundet, hatte sich um 6.30 nachmittags mit der Gewißheit des Sieges auf einem Pulverkarren nach Torgau bringen lassen; hier erfuhr er spät in der Nacht, daß er geschlagen war. Am nächsten Morgen trat das österreichische Heer den Rückzug an. Es hatte 15 000 Mann verloren, 7000 Gefangene, 30 Feldzeichen, 40 Kanonen in den Händen des Königs gelassen, der seinerseits den Verlust von 17 000 Mann beklagte.

Zur Vernichtung des Feindes hatten die Kräfte und der kurze Wintertag nicht gereicht. Napoleon, der seine Armee vor der Schlacht zu vereinigen pflegte, hat den König ob der Teilung seiner

Kräfte getadelt. Die Entwicklung hat ihm nicht recht gegeben. Dem Angriff in geteilten Kolonnen gehörte die Zukunft. Dem mußte freilich das Kampfinstrument erst angepaßt werden. Das hat der König nicht mehr unternommen. In seinem politischen Testament wirft er die Frage auf: „Soll man an unsere militärische Ausbildung rühren, sie verbessern, oder etwas hinzufügen, oder soll man sie lassen, wie sie ist? Darauf antworte ich, daß ich im Frieden nichts geändert zu sehen wünsche, außer wenn die Erfahrungen eines neuen Krieges Neuerungen nahelegen. Ich für meinen Teil habe mit allen Kräften zur Vermehrung des Heeres und zur Stärkung des Staates beigetragen. Ich glaube, daß meine Zeit vorüber ist und hinterlasse diese Projekte der Nachwelt, damit sie nicht denkt, in Preußen sei schon alles geschehen, und damit sie sieht, daß die bestehenden Einrichtungen in allen Zweigen der Staatsverwaltung nichts im Vergleich zu dem sind, was noch zu tun bleibt.“

„Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.“ Immer von neuem wird Deutschland vor Prüfungen gestellt, immer wieder hat es zu erweisen, ob es das Seine dazu getan hat, das überkommene Erbe zu verteidigen und auszugestalten. Nie darf Deutschland — was es so gern tut — träumen; hellwach muß es antworten können, wenn das Schicksal es anruft. Nur die stete Bereitschaft zum Kampf gewährleistet den Sieg.

Der Herbstfeldzug 1813

„Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen!“ — Nachdem Napoleon am 5. Dezember 1812 in Smorgon die armseligen Trümmer seiner einst so stolzen, in Rußland aufgeriebenen „Großen Armee“ verlassen hatte, gingen diese letzten nicht mehr kampffähigen Haufen unter Vizekönig Eugen durch Ostpreußen über Posen, Berlin bei Wittenberg am 6. März hinter die Elbe zurück. In Preußen waren noch die Festungen in der Hand französischer Besatzungen. Vizekönig Eugen sollte nunmehr die Elblinie halten bis zum Eintreffen der in Marsch gesetzten Verstär-

kungen von Rhein-Main her sowie aus Holland auf die Unterelbe. Fünf Monate nach seiner Flucht aus Rußland befand sich der Kaiser bereits am 25. April wieder in Erfurt, um mit 200 000 Mann die Operationen gegen die Verbündeten Preußen-Russen aufzunehmen. Es war wieder eine großartige organisatorische Leistung Napoleons, in so kurzer Zeit eine neue aktionsfähige Armee aufzustellen, wenn es auch naturgemäß nicht Verbände von dem alten inneren Wert sein konnten. Das sollte der Kaiser bald feststellen und auch erkennen, daß sein Gegner ein anderer geworden war, gefestigter und von anderem soldatischem Geiste beseelt als in den Tagen von Jena und Auerstedt.

Die Verbündeten gingen dem Kaiser über die Elbe entgegen. Der russische General Graf Wittgenstein führte, unter ihm Blücher; dessen Generalstabschef war Scharnhorst. Napoleon hatte sich inzwischen mit Eugen bei Weißenfels und Merseburg vereinigt (zusammen 185 000 Mann). Am 2. Mai siegte Napoleon bei Groß-Görschen und gewann damit das linke Elbufer mit Dresden, hatte aber selbst so schwer gelitten und den Gegner so wenig entscheidend getroffen, daß sich die Verbündeten am 20./21. Mai bei Bautzen erneut dem ungeschulten Heer des Kaisers zum Kampfe stellten (95 000 Verbündete gegen 165 000 Franzosen), zwar wieder geschlagen wurden, sich aber doch, durch die frontale Verfolgung Napoleons wenig behelligt und in voller Ordnung, nach Mittelschlesien zurückziehen konnten, während der Sieger schließlich an der Oder strategisch so erschöpft ankam, daß er seinem Siegeszug nach zwei blutigen, operativ aber unergiebigem Siegen durch ein von den Verbündeten angenommenes Waffenstillstandsangebot ein Ende machen mußte, — einen Waffenstillstand, „der den Verbündeten ebenfalls willkommen sein mochte, aber von ihnen noch eher hätte entbehrt werden können als von dem, der zwei siegreiche Schlachten durch eine unausgesetzte Verfolgung auszunutzen bestrebt war“ (Schlieffen).

Damit hatte der sogenannte Frühjahrsfeldzug sein Ende gefunden. Eine völlig neue Wende trat ein, als im August nach Ablauf des Waffenstillstandes der Herbstfeldzug begann, der die Verbündeten zu Ende des Jahres bis an den Rhein führte.

Die Lage hatte sich inzwischen erheblich zu Ungunsten des Kaisers gewendet. Schon während der Verfolgung nach der Schlacht von Bautzen durch die Lausitz hatte er die Marschälle Oudinot gegen Berlin und Victor gegen Glogau abzweigen müssen. Der Beitritt Schwedens und Österreichs zur preußisch-russischen Koalition steigerte die Gefahr für die langen Flanken des von der Main-Elbe-Basis bis zur Oder vorgetriebenen Keils. Die Festungen in Preußen (Stettin, Küstrin, Glogau, Magdeburg, Wittenberg, Torgau und auch Danzig) befanden sich zwar noch in Napoleons Hand; ihre Besatzungen hatten aber keinen operativen Wert, konnten jedenfalls nicht verhindern, daß sich starke Kräfte, die „Nordarmee“, mit Schweden, Preußen und Russen versammelten und offensiv zu werden begannen, während die ebenfalls durch Russen verstärkte „Schlesische Armee“ vor der glatten Spitze des großen Keiles stand, der auf der Elblinie mit dem gesamten noch franzosenfreundlichen westlichen Hinterlande ruhte. Auch Sachsen, Bayern und Württemberger fochten noch für den Kaiser. Nicht minder bedrohlich sah es auf der Südflanke Napoleons aus, wo sich nunmehr südlich der Sudeten russische und österreichische Kräfte beiderseits der Elbe zusammenschoben und die Elbbasis des Kaisers ernstlich bedrohten.

Bei Magdeburg stand zur Sicherung der mittleren Elbe General Girard, während Davout mit starker Faust von Hamburg jeden Versuch der Verbündeten zu verhindern gedachte, durch Vorgehen über die untere Elbe gegen Holland Napoleons Stellung in Sachsen zu umgehen. Diese dachten aber nicht daran, sich zu zersplittern. Nach dem in Trachenberg beschlossenen Feldzugsplan war das gemeinsame Operationsziel die Gegend von Leipzig und eine konzentrische Bewegung der drei Hauptgruppen aus Schlesien, von Berlin her und aus Böhmen, um Napoleons Elbstellung zu Fall zu bringen. Allerdings mußte man auf der Hut sein, von Napoleon nicht einzeln geschlagen zu werden. Der große Schlachtenkaiser hatte sich in seinen früheren Kriegen mehrfach als Meister der Operation auf der inneren Linie erwiesen, deren Wesen es war, überraschend durch blitzschnelle Schläge mit überlegenen Kräften die räumlich getrennten Feindgruppen einzeln niederzuwerfen.

Voraussetzung für den Erfolg einer solchen Operation allerdings war es, daß der Gegner erreichbar war, sich zu solchen Schlägen stellte und derweilen nicht seinerseits auf den anderen Fronten siegte. Solchen Aufgaben war aber nur eine aufs beste durchgebildete und leistungsfähige Truppe gewachsen, sowie eine Führung, die klar die Lage erfaßte, ihre Reserven zweckmäßig gruppiert hielt und mit schnellen Entschlüssen den Schwerpunkt zu verlegen verstand. Napoleon hatte die Befähigung zu solcher Führung oft genug erwiesen. Daß jetzt die Lage aber besonders schwierig war, seine Unterführer denen des Gegners nicht gewachsen waren, sollte sich gleich bei Eröffnung des Feldzuges zeigen. Napoleon warf sich mit doppelter Übermacht (200 000 Mann) auf Blüchers Schle-sische Armee bei Löwenberg. Der alte Haudegen wich aber aus und zog 100 000 Franzosen unter Macdonald hinter sich her bis in die Liegnitzer Gegend. Mit der anderen Hälfte mußte Napoleon nach Dresden eilen. Fürst Schwarzenberg war mit der Hauptarmee aus Böhmen über das Erzgebirge vorgegangen. Die Kämpfe am 26. und 27. August, der Schlacht bei Dresden, verliefen für Napoleon größtenteils erfolgreich. Schwarzenberg wagte nicht, die Schlacht durchzukämpfen und ging auf das Erzgebirge zurück. Durch energische Verfolgung hoffte Napoleon dem eigentlich nicht geschlagenen Gegner Abbruch zu tun, mußte dabei aber bei Kulm und Nollendorf dem Gegner einen schönen Sieg überlassen, an dem das preußische Korps des Generals von Kleist ruhmvollen Anteil hatte.

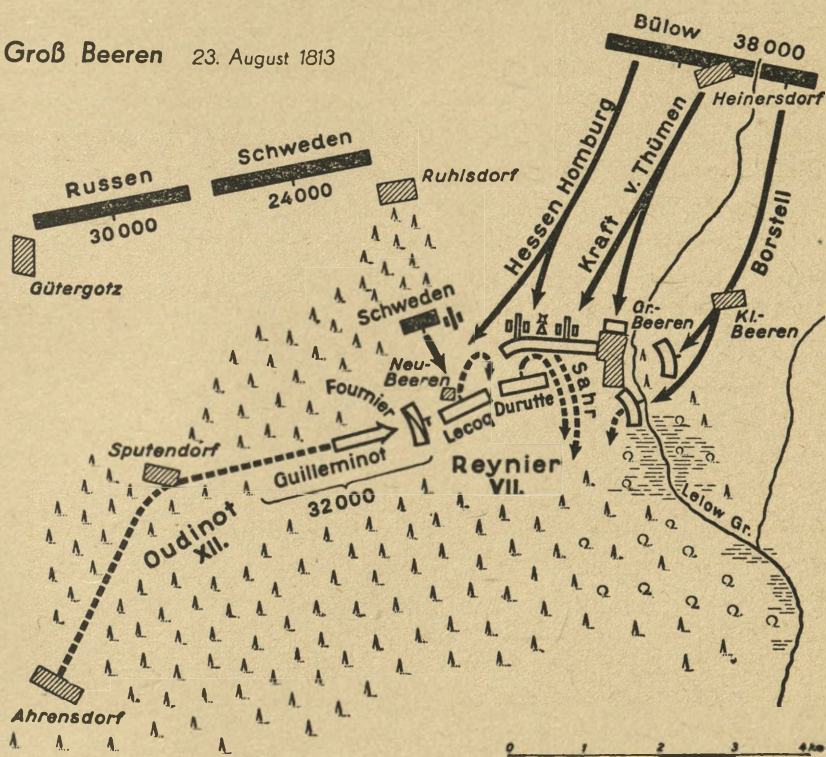
Operativ hatte sich die Lage durch die beiden Unternehmungen in Schlesien und Sachsen, die zunächst als taktische Erfolge gebucht werden konnten, für Napoleon nicht gebessert, weil nirgends die gesuchte und notwendige Waffenentscheidung gefallen war, auch keine Möglichkeit bestand, den Erfolg bei Dresden in Böhmen weiter auszubauen, denn nunmehr machte sich der Druck von Norden fühlbar und verlangte Napoleons höchste Aufmerksamkeit.

Groß-Beeren 1813

Wie wir wissen, war bei Berlin seitens der Verbündeten die „Nordarmee“ in der Versammlung begriffen, mit zwei preußischen

Korps unter den Generalen von Bülow und Graf Taubentzien, ferner mit einem schwedischen und einem russischen Korps. Den Oberbefehl führte der ehemalige französische Marschall Bernadotte, Kronprinz von Schweden, Stammvater des heute noch regierenden Königshauses. Nicht weniger bunt in der Zusammensetzung war auf der Gegenseite die „Berliner Armee“ des Marschall Oudinot.

Groß Beeren 23. August 1813



Unter seinen neun Divisionen befanden sich zwei sächsische, eine bayerische, eine württembergische und eine italienische. Auch bei den restlichen vier französischen Divisionen stammten die Mannschaften vielfach aus Italien.

Im Sinne der Gesamtlage mußte Napoleon auf allen drei Fronten suchen, den gegenüberstehenden Gegner entscheidend zu schlagen. Dementsprechend hatte Oudinot Befehl, geradenwegs auf Berlin zu marschieren und den Gegner, den er traf, zu werfen. Dieser Gegner stand in der Linie Gütergotz—Heinersdorf, hatte Groß-Beeren mit dem Windmühlen-Berge und die Übergänge im Nuthe-Gebiet mit Vortruppen besetzt. Dieses schwierige Niederungsgebiet und eine Waldzone südlich Groß-Beeren hatte Oudinot zu durchschreiten, ehe er bei Groß-Beeren in freies Gelände kam. Dem Orte Groß-Beeren und besonders dem Windmühlen-Berge kam deshalb besondere taktische Bedeutung zu; sie wurden zum Brennpunkt des Kampfes.

Oudinot marschierte also in breiter Front mit seinen drei Korps vor, warf feindliche Vortruppen an der Nuthe und besetzte mit den mittleren Korps Reyniers Windmühlhöhe und Ort Groß-Beeren, während rechts das Korps Bertrand gegen eine Brigade Tauentziens bei Blankenfelde nicht vorwärts kam. Nunmehr entschloß sich Bülow von Heinersdorf her zum Gegenangriff. Er galt der Schlüsselstellung bei Groß-Beeren. Die Last des Kampfes lag allein auf den Schultern des preußischen Korps, da Bernadotte die Mitwirkung der Russen und Schweden angesichts des noch zu erwartenden französischen XII. Korps, das weit westlich ausgeholt hatte, versagte. Dem ungestümen Angriffsgeist der Preußen erlag die sächsische Division bei Groß-Beeren, auch die beiden übrigen Divisionen des Korps Reynier wurden in die Flucht mit fortgerissen, nachdem zwei schwedische Bataillone und eine Batterie schließlich noch in den Kampf gegen ihre Flanke eingegriffen hatten.

Als man bei einbrechender Dunkelheit sich bereits zum Biwak rüstete, näherte sich das französische linke Flügelkorps dem Kampfplatze. Seine leichte Kavallerie-Division setzte bei Dunkelheit zur Attacke an und stieß durch die teilweise schon zur Ruhe übergegangenen Preußen bis Heinersdorf durch, ohne viel Schaden anzurichten. Truppweise mußten sich im Laufe der Nacht die französischen Reiter wieder zu ihrem Korps durchschlagen, das inzwischen ebenfalls den Rückzug angetreten hatte.

Von neun Divisionen Oudinots waren nur vier ins Gefecht gekommen, Russen und Schweden hatten, mit der erwähnten Ausnahme, zugesehen, wie die Preußen bluteten. General von Bülow war der Sieger. Zum ersten Male hatten preußische Truppen über die gefürchteten Waffen Napoleons triumphiert. Über den örtlichen Erfolg hinaus waren der moralische und operative Gewinn bedeutsam.

Gesteigert wurde das wieder erwachende Überlegenheitsgefühl der preußischen Truppen durch den Sieg am 27. 8. bei H a g e l b e r g (nahe Belzig) über die Franzosen Girards, der von Magdeburg her angetreten war, um mit Oudinot gemeinsam gegen Berlin zu wirken. H a g e l b e r g war ein Ruhmestag der preußischen Landwehr. Mit diesen beiden Niederlagen hatte die Operation des Kaisers auch an dieser nördlichen Front einen schweren Fehlschlag zu verzeichnen. Fast zu gleicher Zeit sollte diesen preußischen Siegen ein neuer in Schlesien folgen.

Katzbach 1813

Die Schlacht an der Katzbach ist unter den Schlachten der Befreiungskriege eine der volkstümlichsten. In ihr setzte sich der Geist unbedingter Hingabe an die große Sache der Befreiung Preußens vom französischen Joche durch, mit ihr begann der Siegeszug des Feldherrngestirns Blücher—Gneisenau.

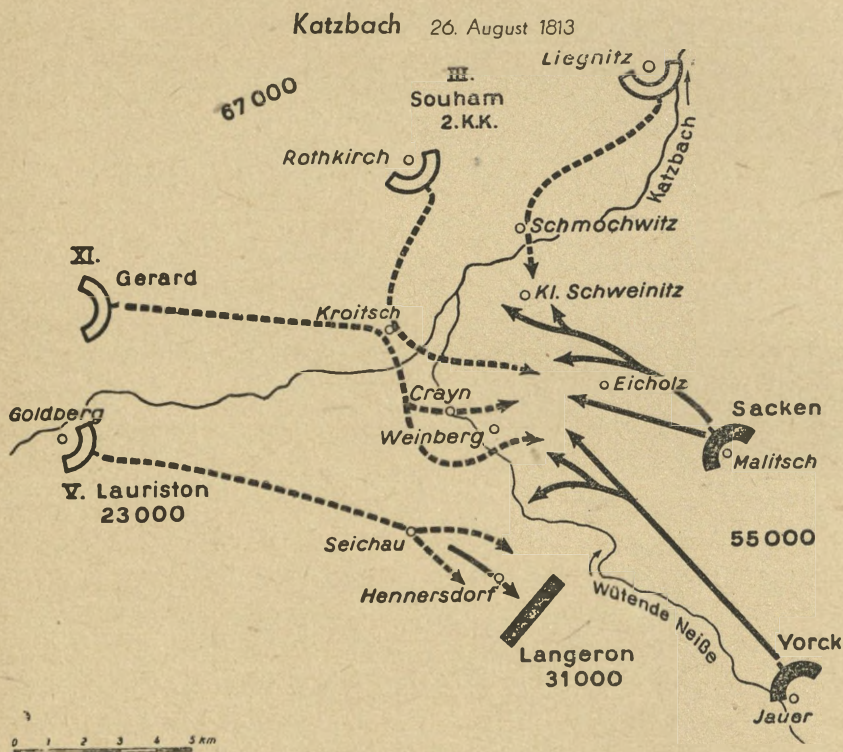
Nach dem vereinbarten Operationsplan war die Schlesische Armee des Generals der Kavallerie von Blücher seit dem 21. August 1813 vor Napoleons Hauptmacht hinter die Wütende Neisse zurückgegangen. Die Armee setzte sich zusammen aus dem preußischen Korps Yorck (45 Bataillone, 44 Eskadrons — unter diesen 24 Bataillone und 16 Eskadrons neugebildete Landwehrformationen — und 13 Batterien) und den russischen Korps Sacken und Langeron sowie dem Kavallerie-Führer Pahlen (insgesamt 85 Bataillone, 67 Eskadrons, 25 Kosakenregimenter, 20 Batterien), zusammen etwa 100 000 Mann.

Anstrengende Märsche bei schlechtem Wetter und mangelhafte Verpflegung hatten im Verein mit Gefechten starke Verluste ge-

bracht. In der Überzeugung, daß weiteres Zurückgehen der Armee alle Kampfkraft nehmen würde, beschloß Blücher am Abend des 24. August die Schlachtentscheidung zu suchen.

Die französische Boberarmee war ursprünglich der Schlesischen Armee an Zahl gleich, ihr Führer war Marschall Macdonald.

Auf beiden Seiten war man über den Gegner nicht zutreffend unterrichtet, doch waren beide Führer zum Kampf entschlossen, der in der Kriegsgeschichte „Schlacht an der Katzbach“ genannt und am 26. August 1813 als Begegnungsgefecht ausgetragen wurde.



Das Kampfgebiet wird im Norden durch die Katzbach, im Süden von der Höhenlinie Breiter Berg—Weinberg—Windmühlhöhe begrenzt. Die Wütende Neisse teilt es in zwei sehr verschiedene Teile. Das Gelände östlich des Flusses ist offen und flach

gewellt, der westliche Teil von Südwesten nach Nordosten von Abschnitten durchzogen, im Westen vom Mönchswald abgeschlossen.

Die Katzbach und die Wütende Neisse, in gewöhnlichen Zeiten nur große Bäche, waren im August 1813 durch die tagelangen Regenfälle zu starken Hindernissen geworden, und die wolkenbruchartigen Niederschläge am Schlachttage brachten für beide richtiges Hochwasser. Der Boden des Gefechtsfeldes war aufgeweicht und glatt und ein starkes Hindernis für jede Bewegung.

Am Morgen des 26. August standen vor der Front der Schlesi-schen Armee die Vorhuten der Korps Sacken bei Baben und Neu-dorf, Kosaken waren an und über die Katzbach vorgeschoben, und Yorck, verstärkt durch die Reservekavallerie, bei Oberweinberg mit Postierungen an der Wütenden Neisse von Schönau bis Schlaup. Nördlich der Katzbach war das Dorf Kroitsch besetzt, westlich der Neisse hatte Langeron seine Vorhut in den Plinzengrund vor-geschoben. Hinter diesem Schleier versammelten sich die Heeres-massen.

Bei den Franzosen waren zu gleicher Zeit die bei Goldberg und Brockendorf stehenden Teile zum Vormarsch angetreten, während der bei Liegnitz haltende General Souham irrtümlich zunächst stehen blieb.

Blüchers Hauptquartier hatte am Vormittag des 26. keine Mel-dungen über Vorwärtsbewegungen des Feindes erhalten und ver-mutete die Franzosen noch nördlich der Katzbach.

In dieser Meinung befahl Blücher den Angriff. Sein linker Flügel sollte die bei Goldberg stehenden Teile festhalten, während der Hauptangriff gegen das bei Liegnitz stehende Korps gerichtet werden sollte. Da man sogar mit dem Rückzug des Feindes rechnete, wurde den Kavallerieführern kühne Verfolgung zur Pflicht ge-macht. Kaum waren diese Befehle gegeben, als von den Vorposten lebhafter Kanonendonner herüberschallte. Sofort begab sich Blücher mit seinem Stabe auf die Höhe bei Brechtelshof.

Die Vorhut des Yorckschen Korps unter Katzler hielt noch den steilen Rand zur Wütenden Neisse, den es aber gegen Mittag vor starken feindlichen Kolonnen räumen mußte, die auch von Dohnau

her die Hochfläche erstiegen. Langsam gingen die Preußen längs des Randes zurück. Den ganzen Tag über regnete es stark, bald begannen die Gewehre zu versagen, gegen Abend ging keine Flinte mehr los. Durch das Eingreifen der französischen Artillerie geriet ein Teil der preußischen Landwehr in bedenkliche Auflösung. Reservekavallerie nahm sie rechtzeitig auf. Dahinter hatte sich um 2 Uhr nachmittags das Korps Yorck nordwestlich von Brechtelshof verdeckt aufgestellt. Rechts davon war das Korps Sacken im Anmarsch.

Dichter Landregen, der zeitweise wolkenbruchartige Formen annahm, verwehrt der Führung jeden Überblick. Gneisenau und Müßling, die zur Erkundung vorritten, erkannten den Aufmarsch feindlicher Kavallerie und Infanterie auf der Hochfläche. Auf ihre Meldung hin gab Blücher Yorck und Sacken den Angriffsbefehl. Preussische und russische Artillerie ging auf den flachen Höhen zwischen Eichholtz und Bellwitzhof in Stellung und nahm den Kampf gegen die französische auf. Hinter der genannten Linie ging die verbündete Infanterie in Gefechtsaufstellung. Blücher ritt in dieser Zeit an der Front der Hauptmacht entlang, ermunterte die Truppen in seiner volkstümlichen Art und erklärte ihnen, er lasse die Franzosen absichtlich auf die Hochfläche, um sie desto sicherer in die reißenden Gewässer werfen zu können. Bajonett und Kolben seien heute die Hauptwaffen.

Als erste ging die Brigade Hünerbein zum Angriff am Rande der Hochfläche vor. Sie warf nach Blüchers Empfehlung ihr gegenüber stehende Infanterie und Kavallerie mit der blanken Waffe den Abhang hinunter. Inzwischen waren auch die Brigaden Horn und Prinz Karl von Mecklenburg im Verein mit der Vorhut und der Reservekavallerie durch die Artillerielinie vorgegangen. Nach sehr guten Anfangserfolgen kam hier ein Rückschlag, den das zweite Treffen ausgleichen konnte.

Auch die russische Kavallerie griff jetzt in den Kampf ein und warf im Verein mit der preußischen Reservekavallerie hervorbrechende französische Kavallerie auf ihre Infanterie- und Artillerielinie zurück. Vor einer gerade auf dem Gefechtsfelde eintreffenden frischen französischen Division mußten die aufgelösten

verbündeten Reiter zurückweichen. Aber nun war die Infanterie unter Yorcks Führung in der Lage, den entscheidenden Schlag zu führen: In wildem Durcheinander stürzte der Feind, Reiter und Geschütz, Fußvolk und Fuhrwerk, in die Bergschluchten zurück und die steilen Hänge hinab ins Tal der Wütenden Neisse. Die wenigen Brücken, die allein bei dem nunmehr eingetretenen Hochwasser den Übergang ermöglichten, reichten nicht aus, und wer von den Flüchtenden diese verfehlte, ertrank. In den Wirrwarr hinein schmetterten die preußischen Batterien vom Talrand herab ihren Eisenhagel.

Auf dem rechten Flügel, in der Richtung auf Dohnau, war die Infanterie Sackens zur Besetzung des Talrandes vorgegangen. Zwei französische Divisionen, die hier soeben die Katzbach überschritten hatten, wagten nicht mehr anzugreifen und gingen in der Dunkelheit über den Fluß zurück.

Auf der Hochfläche rechts der Neisse war der Sieg vollständig. Links des Flusses hatte die Entscheidung längere Zeit geschwankt. Langeron fürchtete eine Umgehung seiner linken Flanke und hatte auch sonst wenig Neigung anzugreifen. Seine Vorhut am Plinzbach zog sich bald auf die Hauptstellung östlich und südlich von Hennersdorf zurück, wo die Russen stark bedrängt wurden. Ein Teil der schweren Artillerie war sogar vorher schon weiter zurückgeschickt worden. Als Blücher die preußische Grenadier-Brigade Steinmetz über die Neisse hinüber in die Flanke der Franzosen vorstoßen ließ, ermannte sich Langeron zum Gegenstoß und nahm seine Hauptstellung wieder. So war auch hier durch das Eingreifen der Preußen der Sieg nun entschieden.

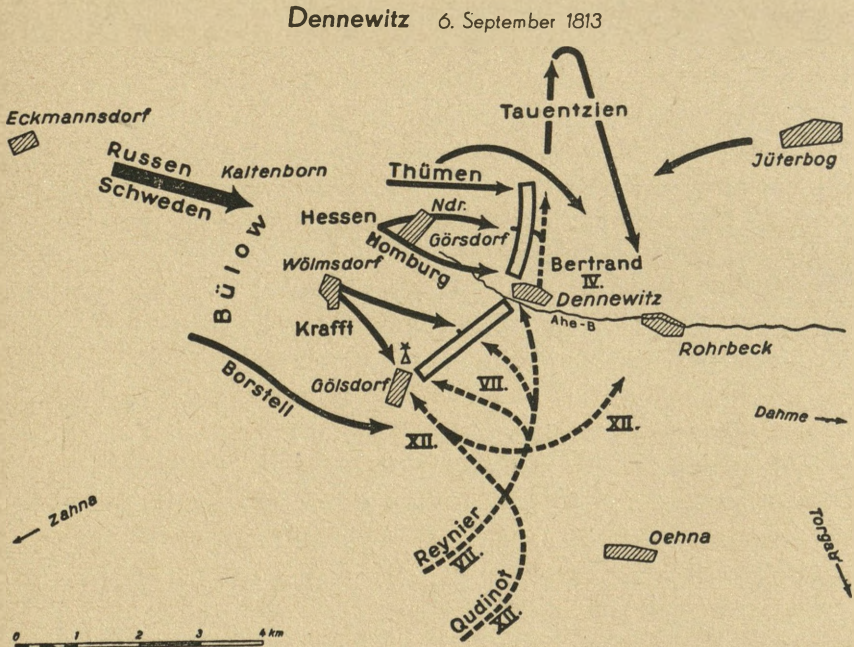
Blücher hatte eine Schlacht gewagt in der Gewißheit, daß weiteres Ausweichen seine Armee sicherer vernichten würde, als eine verlorene Schlacht. Seine Persönlichkeit meisterte Menschen und Dinge unter den schwierigsten Verhältnissen, und der Katzbachfeldzug ist wohl seine größte Leistung.

Zwar war Macdonalds Armee nicht vernichtet, aber schwer erschüttert, denn nur ein französisches Korps war gänzlich geschlagen, ein anderes nicht wesentlich mitgenommen, das dritte so gut wie unberührt. Auch die Verfolgung konnte nicht so geführt

werden, wie der greise Blücher es wünschte. Unschätzbar aber war der moralische Erfolg. Seit dem Siege an der Katzbach übernahm das Hauptquartier der Schlesischen Armee die Führung des Befreiungskampfes im eigentlichen Sinne des Wortes. Es war die treibende Kraft, die den Sturz Napoleons I. erzwang.

Dennewitz 1813

Napoleon hatte zwar die Hauptarmee der Verbündeten nach Böhmen abgedrängt, ohne sie indes unschädlich zu machen, aber die Niederlagen im Norden und in Schlesien hatten seinen Operations-



raum erheblich eingeschränkt und ihm die beiden wagemutigen Gegner, Bülow und Blücher, in bedrohliche Nähe gebracht. Sie waren bis vor Wittenberg und bis zur Neisse gefolgt. Napoleon

gedachte aber nicht, die Freiheit des Handelns dem Gegner zu überlassen. Durch einen neuen kräftigen Stoß wollte er sich nach Norden zu Luft machen, ein Gedanke, mit dem er wohl seinen alten großen Plan wieder aufzunehmen gedachte, über die untere Oder bis zur Weichselmündung vorzugehen. Einen seiner besten Männer, Marschall Ney, stellte er an die Spitze der um Wittenberg stehenden geschlagenen Kräfte Oudinots. Gleichzeitig plante Napoleon, mit Reserven, die er bei Bautzen—Dresden versammelt hielt, über Hoyerswerda auf Luckau—Baruth vorzustoßen. Aber auch dieser Plan wurde durch den Gegner an der Neisse gestört. Macdonald in der Lausitz rief um Hilfe, Blücher bewegte sich von Görlitz auf Bautzen und drohte, dem Kern der napoleonischen Stellung bedenklich nahe zu kommen. Alle Vorteile und Nachteile der inneren Linie und die Entschlußkraft des Feldherrn zeigten sich in diesem Stadium besonders deutlich. Während Teile nach Norden im Marsch waren, um mit Ney zusammen zu operieren, mußte der Kaiser seine Kräfte zersplittern, um Macdonald zu helfen. Aber Blücher war nicht zu fassen. Er wich hinter Neisse und Queis aus. Wieder sah sich der Kaiser enttäuscht. Diese erfolglose Unternehmung kostete ihm zugleich die schwere Niederlage bei Dennewitz.

Ney, einer seiner besten Unterführer, der sich immer und namentlich in Rußland hervorragend bewährte, hatte nämlich mit einigen 50 000 Mann inzwischen aus der Gegend nördlich Wittenberg befehlsgemäß den Vormarsch auf Baruth angetreten, wo er die von Süden kommenden Verstärkungen Napoleons treffen sollte. Da aber die Nordarmee der Verbündeten unter Bernadotte, mit Schweden, Russen und den preußischen Korps Bülows und Tauentziens, insgesamt 100 000 Mann stark, in breiter Aufstellung nördlich von Ney stand, mit dem östlichen Flügel bei Zahna, mußte Ney damit rechnen, bei Zahna auf den Ostflügel des Gegners zu stoßen und dauernd in seiner linken Flanke bedroht zu sein. Im weiteren Verlauf der Bewegung mußten beide Gegner westlich Jüterbog aufeinander treffen. Für Ney wäre es taktisch geboten gewesen, einen Zusammenstoß mit dem überlegenen Gegner zu vermeiden, d. h. unter Ausscheiden linker Seitensicherungen süd-

lich auszubiegen. Aber der Marschall war kein Feldherr, nur ein guter Schlachtengeneral unter den Augen seines Kaisers.

Im spitzen Winkel bewegten sich am 6. September beide Gegner in der Richtung auf Jüterbog, nachdem das französische Spitzenkorps Bertrand am 5. 9. bereits Tautzien bei Zahna in nordöstlicher Richtung geworfen hatte. Als Tautzien am 6. 9. von Jüterbog westwärts marschierte, um Anschluß an das Gros der sich von Eckmannsdorf her nähernden Armee zu gewinnen, traf er bei Dennewitz von neuem auf Bertrand, der sich, statt einem Waffengange auszuweichen, in einen ernsten Kampf einließ und Tautzien nach Norden abdrängte. Inzwischen näherten sich aber die Anfänge des Korps Bülow dem Gefechtsfelde von Westen her. Bertrand mußte zu ihrer Abwehr die Front nach Westen nehmen, wurde südlich überflügelt und mußte auf Rohrbeck weichen, Feind rechts, wo Tautzien wieder Kehrt gemacht hatte, in der Front und auch links, wo immer neue Brigaden Bülows auftauchten. Gegen diese wurde zunächst das französische Korps Reynier links eingedreht, und schließlich, als auch ihm Überflügelung links durch die Brigaden Bülows drohte, wurde auf die Hilferufe Reyniers das am Ende marschierende Korps Oudinot nach links auf Göhlsdorf angesetzt. Bülow kämpfte gegen starke Übermacht, fast die ganze Armee Ney's, und lief Gefahr, nun seinerseits im Süden umfaßt zu werden, denn die Russen und Schweden ließen sich, das wissen wir von Groß-Beeren, Zeit. In dieser kritischen Stunde aber griff Ney ein, der, selbst am rechten Flügel befindlich, ganz unter dem Eindruck der Notlage Bertrands bei Rohrbeck stand. Er befahl das Korps Oudinot nach dem rechten Flügel. Dieser brach nun in der Tat den bei Göhlsdorf günstig stehenden Kampf ab und zog hinter der Front Reyniers nach Rohrbeck. Von schwedischen Batterien unterstützt, drückten nunmehr die Preußen Reyniers linken Flügel bei Göhlsdorf ein. Im Norden griffen endlich auch russische Batterien und Schwadronen ein und vollendeten die endgültige Niederlage Bertrands, so daß nunmehr die beiden geschlagenen und auf den Flügeln umfaßten Korps Reynier und Bertrand das Korps Oudinot in die Flucht mit forttrissen, ehe es zum vollen Einsatz gekommen war. Splitter entkamen nach

Dahme, wo sie die kaiserlichen Verstärkungen zu finden hofften. Im übrigen erreichten Trümmer der Armee in völliger Auflösung Torgau. Die Schlacht kostete dem Kaiser 22 000 Mann, 53 Kanonen und 412 Fahrzeuge. Aber auch die Verbündeten, von denen wiederum die Preußen die Hauptlast des Kampfes getragen hatten, büßten 20 000 Mann ein.

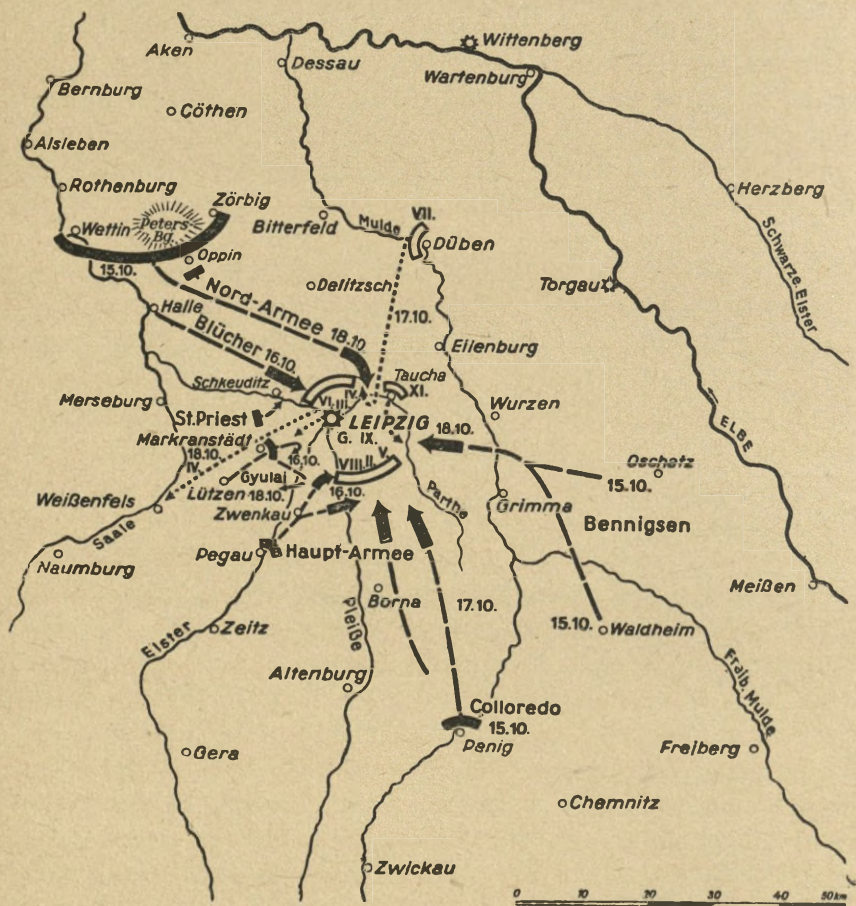
Mit dem schönen Waffenerfolge bei Dennewitz ist der Name Bülow für immer in die Geschichte eingegangen; General von Tauentzien sollte sich noch bei Wittenberg neue Lorbeeren erwerben.

Leipzig, 1813

Napoleons Lage wurde immer schwieriger; der große Feldherr mußte es erleben, daß ihm die Verbündeten immer mehr das Gesetz diktierten und ihn schließlich zu einer großen Entscheidungsschlacht zwangen, in der dem Kaiser nicht die Sonne von Austerlitz schien.

Auch fernerhin war das operative Bild von einer offensiven Verteidigung der Elbelinie beherrscht, denn noch waren die Elbefestungen Wittenberg, Torgau und Dresden fest in französischer Hand. Von Bautzen bis Dresden hin erstreckten sich die Heerlager französischer Truppen, über die jederzeit an einer der Fronten verfügt werden konnte. Allein in Dresden lagen 30 000 Mann. Die Lage änderte sich jedoch völlig, als Blücher und Gneisenau, die noch am 24. September bei Bautzen kampfbereit den Angriff des Kaisers erwartet hatten, den bedeutsamen operativen Entschluß faßten, der für den ganzen folgenden Kampfverlauf entscheidend war. Ihr geschickt verschleieter Rechtsabmarsch Ende September von Bautzen vor der befestigten Elbfront die Schwarze Elster abwärts und Yorcks kühner Elbübergang bei Wartenburg am 3. 10. veranlaßten endlich auch den ewigen Zauderer Bernadotte, bei Aken-Roßlau die Elbe zu überschreiten. Beide Armeen standen nunmehr in Fühlung beiderseits der Mulde südlich der Elbe. Inzwischen hatte sich die Hauptarmee aus Böhmen, durch die Russen Benningsens weiter verstärkt, langsam durch das Erzgebirge

nach Sachsen hinein bewegt. Napoleon, nunmehr zwischen Elbe, Saale und Elster zusammengedrängt, gab angesichts dieser Lage die Hoffnung noch nicht auf, eine der beiden Feindgruppen ver-



Angriffsrichtungen der Verbündeten bei Leipzig

vom 16. bis 18. Oktober 1813

einzelnt zu schlagen. Er warf sich im Norden mit etwa 140 000 Mann auf die Schlesische Armee Blüchers. Es wurde jedoch, zur Enttäuschung Napoleons, ein Luftstoß, der bis über die Elbe führte,

aber praktisch wertlos blieb, denn Blücher und Gneisenau hatten sich nach oft bewährter Methode durch Ausweichen nach Westen nicht zur Schlacht gestellt und damit wieder dem Kaiser die Möglichkeit zu einem entscheidenden Schlage an einer der Fronten genommen. Mit der Schlesischen Armee war auch Bernadotte westwärts gezogen. Beide Armeen standen nunmehr mit 155 000 Mann, westlich der Saale abwärts, fast im Rücken der französischen Front. Das war etwa am 11. Oktober. Zu gleicher Zeit hatte die Hauptarmee aus Böhmen das Gebirge überschritten und die Gegend südlich Dresden und Borna südlich Leipzig erreicht.

Napoleon sah sich vor einen neuen folgeschweren Entschluß gestellt. Jede Aussicht, die Feindgruppen einzeln zu schlagen, war geschwunden. Er entschloß sich, seine Armee um Leipzig zu versammeln und dort den Entscheidungskampf anzunehmen. Mit 210 000 Mann konnte er dort am 16. Oktober dem Feinde die Stirn bieten. In seinem Rücken hatte sich bereits die Feindfront geschlossen: die Verbündeten standen an den Straßen nach Weißenfels und Merseburg. Führungsmäßig war er als alleiniger Schlachtenlenker den Gegnern überlegen, bei denen drei Monarchen, ein Kronprinz und zwei an Selbständigkeit gewöhnte Feldherren sich in die Führung teilten. Napoleon gedachte, zunächst den Schwerpunkt auf die Südfront gegen die Hauptarmee zu legen, in der Hoffnung, den Gegner währenddessen im Norden aufhalten zu können. Er war keineswegs geneigt, die Verteidigung seiner Stellung rein defensiv zu führen. Ehe aber am 16. 10. sein Aufmarsch in der Linie Markleeburg—Wachau—Liebertwolkwitz—Kl. Pözna beendet war, griffen die Verbündeten, die noch keineswegs alle Kräfte heran hatten, mit Teilen an. In wechselvollem Kampfe wurde keine Entscheidung erzielt. Währenddessen trafen auf beiden Seiten Verstärkungen ein. Napoleons wuchtiger Gegenangriff um 2 Uhr nachmittags traf infolgedessen bei Wachau auch auf frische Truppen der Verbündeten. Auch dieser blutige Kampf führte zu keiner Entscheidung. Nach örtlichen Mißerfolgen mußten die Franzosen in ihre alten Stellungen zurückgehen. Ihre rechte Abwehrflanke an der Pleisse bei Döllitz vermochte sich zu behaupten. Das Ergebnis des blutigen Tages war hier im Süden für

Napoleon: trotz zahlenmäßiger Überlegenheit Abwehr eines Angriffes schwächeren Gegners und ein mißlungener Gegenangriff, also kein entscheidender Erfolg.

Währenddessen hatte auch Blücher im Norden von Halle her angegriffen. Nach mörderischem Ortskampf wurde Möckern vom Korps Yorck den Franzosen entrissen und das Korps Marmont völlig geschlagen. Auch alle übrigen noch ins Gefecht tretenden Verbände der Franzosen wurden geworfen, so daß Blücher am Abend Herr des westlichen Partheufers war. Hingegen hatte Napoleon bei Lindenau, an der taktisch hochwichtigen Übergangsstelle über die Elster, den Erfolg, daß er die Angriffe schwacher Feindkräfte abwies.

Die große Schlachtentscheidung, die Napoleon gebraucht hätte, war ihm am 16. 10. versagt geblieben. Die Zeit arbeitete für die Verbündeten. Noch hatten die Armee Bernadottes im Norden, im Süden die abhängenden Korps Colloredo und Benningsen (Russen) nicht eingegriffen. Von Stunde zu Stunde mußte sich das Stärkeverhältnis zu ungunsten des Kaisers wandeln. Zur erfolgreichen Abwehr am nächsten Tage fühlte er sich noch stark genug. Die Verbündeten taten aber das, was Napoleon das Unangenehmste sein mußte: sie blieben stehen und warteten das Eintreffen ihrer noch zurückgebliebenen Verbände ab. Die operative Möglichkeit, durch die breite Lücke im Nordosten nach der Elbe durchzubrechen, um gestützt auf die noch in seiner Hand befindlichen Festungen mit einer neuen Operation die Verbündeten zu überraschen, benutzte Napoleon nicht. Auch er blieb mit Gewehr bei Fuß stehen.

Im Laufe des 17. 10. eintreffende Nachrichten gestalteten das Bild der Lage für Napoleon noch trüber. Bayern fiel ab, und bei Leipzig rückten nun die erwarteten Verstärkungen der Verbündeten in die Front ein. Die Armee Bernadottes setzte sich links neben Blücher. Der Ring um Napoleon mußte sich am 18. 10. enger und fester schließen. So bereitete denn der Kaiser noch am 17. 10. abends den Rückzug vor: das Korps Bertrand bei Lindenau sollte auf Weißenfels abrücken und die dortigen Saalebrücken besetzen; der entbehrliche Troß der Armee hatte sich zum Abmarsch über Lindenau

bereit zu stellen. Die Armee selbst wurde in eine engere Stellung näher an Leipzig herangenommen, im Süden beiderseits Probstheida, die Lücke im Nordosten, etwa von Holzhausen bis Schönefeld, wurde geschlossen, im Norden standen drei Divisionen. Zwei Divisionen Garde rückten als Ersatz für Bertrand über die Elster nach Lindenau, wo die Verbündeten nur schwache Sicherungen stehen ließen.

Mit mindestens 295 000 Mann und 1466 Geschützen umspannten die Verbündeten etwa 160 000 Franzosen mit 650 Geschützen. Als Einkreisungsschlacht angelegt, erschöpfte sich das Ringen in blutigen und erbitterten Frontalkämpfen, namentlich um Ortschaften, wie bei Probstheida, Paunsdorf (Bülow) und Schönefeld. Napoleon kämpfte nicht mehr um eine Schlachtentscheidung, sondern um Zeitgewinn, um seine Armee durch die Enge bei Lindenau hindurchzuschleusen. Den Verbündeten bot sich Gelegenheit zu einer Vernichtungsschlacht großen Stiles. Mochte es die Vielsköpfigkeit der Führung und die Schwierigkeit der Befehlsübermittlung sein, sie verabsäumten, den Hauptdruck an die taktisch entscheidende Stelle von Norden und Süden an die Pleisse in der kürzesten Stoßrichtung zu verlegen. Um 11 Uhr vormittags gab Napoleon den Rückzugsbefehl, zuerst für Garde und Kavallerie. Über den einzigen Übergang bei Lindenau strömten die Massen am 18.10. noch ungestört nach Westen ab, in der Hauptsache Nichtkämpfer und Fahrzeuge.

Napoleon hatte im wesentlichen, abgesehen von einzelnen örtlich beschränkten Mißerfolgen, auch am 18.10. das Schlachtfeld behauptet. Daß 2000 Sachsen und einige Hundert württembergische Reiter zu den Verbündeten übergetreten waren, bedeutet für die Gesamtheit des Schlachtverlaufes nichts. Der Rückzug war im vollen Gange. Am Abend in Leipzig gab er Befehle für die letzten Rückzugskämpfe. Als Nachhuten hatten die Reste von 5 Korps die Stadt zu verteidigen. Sie taten dies am 19.10. mit gewohnter Tapferkeit. Im Vorfelde der Stadt, am Stadtrande und noch in der Stadt kam es zu erbitterten Kämpfen, die erst endeten, als die Pleissebrücke vorzeitig gesprengt worden war und der Rest der „Großen Armee“ in Gefangenschaft fiel. Zahlreiche Opfer forderte

die von Regengüssen angeschwollene Pleisse. Etwa 80 000 Mann führte Napoleon über die Saale zurück, warf am 30./31. 10. Bayern und Österreicher, die sich ihm bei Hanau in den Weg stellten, und brachte noch 60 000 Mann über den Rhein. Die rechtzeitige Einleitung einer Parallelverfolgung hatten die Verbündeten verabsäumt, trotzdem die Voraussetzungen dazu äußerst günstig gewesen waren.

Die Verluste der Verbündeten waren schwer, sie mögen etwa 1800 Offiziere und 52 000 Mann betragen haben, — gegen etwa 38 000 der Franzosen. Etwa 30 000 Mann einschließlich der in Leipzig und Umgebung zurückgebliebenen Verwundeten fielen in die Hand der Verbündeten. 30 000 Franzosen in Dresden kapitulierten erst am 11. November. Im Laufe des Jahres streckten noch die Besatzungen von Stettin, Torgau und polnischer Festungen die Waffen. Erst 1814 ergaben sich Danzig, Erfurt, Wittenberg, Küstrin, Glogau und Hamburg.

Die Führung im Herbstfeldzuge ließ die schon erwähnte ziel-sichere Einheitlichkeit bei den Verbündeten vermissen. Zaghafte und unentschlossene Führer, wie Bernadotte und Schwarzenberg, standen noch ganz im Banne der Persönlichkeit des großen Schlachtenlenkers Napoleon. Fast ausschließlich lag die Initiative bei den preußischen Generalen; sie waren vornehmlich Träger des Vernichtungswillens. Blücher, Gneisenau, Bülow, Yorck und andere waren es, die die Furcht vor der Unbesiegbarkeit Napoleons verlernt und die Methoden seiner Vernichtungsstrategie gelernt hatten.

Belle-Alliance 1815

Mitten in die Verhandlungen der im Winter 1814/15 zur Neuordnung Europas auf dem Wiener Kongreß versammelten Mächte platzte die Nachricht hinein, daß der Franzosenkaiser Elba verlassen und am 1. März in Südfrankreich gelandet sei.

Bonapartes Erscheinen genügte, um die Bourbonen aus dem Lande zu jagen; die Armee fiel ihm zu. Am 20. März stand der Kaiser nach glänzendem Siegeszuge wieder in Paris und hatte die

Regierungsgewalt fest in der Hand. Er war sich bewußt, daß er die neugewonnene Herrschaft im Kampfe verteidigen müsse; es ging um seine innen- und außenpolitische Stellung zugleich. Er bedurfte daher eines schlagkräftigen Heeres, um seine Gegner bald und vereinzelt anzugreifen, bevor sich ihre starke zahlenmäßige Überlegenheit geltend machen konnte.

Mit Hilfe der zu den alten ruhmbedeckten Fahnen eilenden Veteranen aus den früheren Feldzügen brachte der Kaiser bereits im Mai 1815 210 000 Mann zusammen; ihr Hauptmasse wurde mit 130 000 Mann an der belgischen Grenze zusammengezogen. Es war, wenn auch manche Mängel so schnell nicht hatten beseitigt werden können, eines der besten Heere, die der Kaiser seit langem befehligt hatte; mit ihm wollte sich Bonaparte überraschend auf den ihm zunächststehenden, kampfbereiten rechten Flügel seiner Gegner in Belgien werfen.

Hier stand zwischen Maas und Küste in weitläufiger Unterkunft eine englisch-niederländische Armee in Stärke von 93 000 Mann unter dem Befehl des Herzogs von Wellington, ein Heer, bunt-scheckig zusammengesetzt aus nationalenglischen Regimentern, aus der englisch-deutschen Legion, aus Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern, sowie Truppen des jungen niederländisch-belgischen Königreiches. Ferner lag in Belgien die preußische Armee unter Blücher — 123 000 Mann stark —, mit drei Korps längs der Sambre und Maas von oberhalb Charleroi bis unterhalb Lüttich, mit dem vierten im Maasbogen Dinant—Namur—Andenne. Diese Armee war infolge ihrer Zusammensetzung aus Linie und Landwehr zwar nicht allzu fest gefügt, aber von der Begeisterung für eine gerechte Sache erfüllt und von dem glänzenden, kriegserfahrenen Offizierkorps der Freiheitskriege geführt. Ihr Oberbefehlshaber war der Marschall „Vorwärts“, dessen Siegeswille die Truppen durchdrang und der sie wie schon in so manchen Schlachten auch diesmal zu unerhörten Leistungen befähigen sollte; dem feurigen Alten zur Seite stand als Generalstabschef der tatenfrohe General Gneisenau, vielbewährt als Führergehilfe in den glorreichen Feldzügen von 1813 und 1814.

Napoleon eröffnete am 15. Juni den Feldzug; er befahl, auf Charleroi vorzugehen und dort die Sambre zu überschreiten. In der Absicht, die beiden ihm getrennt gegenüberstehenden Gegner einzeln zu schlagen, wählte er also „eine Richtung zwischen beiden feindlichen Armeen, weil er erwarten durfte, daß er in dieser Richtung auf Blücher vereint oder in getrennten Korps stoßen würde“ (Clausewitz). In den nächsten Tagen entwickelte sich nun eine Folge von Schlachten, die am 18. Juni ihren Höhepunkt in dem Entscheidungskampfe bei Belle-Alliance erreichen sollte.

Nach Bekanntwerden des französischen Vormarsches auf Charleroi befahl Blücher die Versammlung seiner zerstreuten Korps bei Sombreffe. Dort wollte er am 16. den Gegner erwarten und die Schlacht annehmen. Dagegen zeigten die englischen Anordnungen nicht die gleiche Zielsicherheit wie bei Blücher; Wellington befahl am 15. Juni zunächst nur die Zusammenziehung seiner Verbände und erst auf die Meldungen vom feindlichen Anmarsch hin entschloß er sich, seine Armee näher an Blücher heran in die Gegend von Quatre-Bras vorzuführen. So kam es, daß Napoleon alle Aussicht hatte, seinen Plan, die Verbündeten zu trennen und sie einzeln anzufassen, erfolgreich zu verwirklichen. Er konnte den Preußen gegenüber seine zahlenmäßige Überlegenheit zur Geltung bringen, wenn er sich zur Fernhaltung Wellingtons auf geringste Kräfte beschränkte.

Jedoch der Kaiser verfuhr anders; er teilte sein Heer, setzte nur die größere Hälfte gegen Blücher an und behielt außerdem unverhältnismäßig starke Reserven zurück.

Im preußischen Hauptquartier hatte man angesichts des zu erwartenden Hauptstoßes Napoleons am Entschluß zur Schlacht nur unter schwersten Bedenken festgehalten, zumal mit dem Eintreffen des Korps Bülow nicht mehr zu rechnen war. Wesentlich für diese Entscheidung war, daß man nach den Zusagen Wellingtons mit einem wirksamen Eingreifen der Engländer rechnen zu können glaubte. Im Vertrauen auf diese unmittelbare Hilfe nahm man auf dem rechten Flügel der Preußen sogar eine taktisch recht ungünstige Stellung in Kauf.

Am frühen Nachmittag des 16. Juni kam es zur Schlacht bei Ligny. Viele Stunden lang rangen die Gegner um den Besitz der Dörfer St. Amand und Ligny. Bis 9 Uhr abends erneuerte Blücher seine Gegenstöße, immer in der Hoffnung auf britische Hilfe. Als abends der Kaiser aber den Rest seiner Garden gegen Ligny warf, vermochten sich die durcheinandergekommenen preußischen Brigaden nicht mehr zu halten. Verzweifelte Kavallerieattacken konnten den Tag nicht mehr wenden; Blücher, an der Spitze seiner Schwadronen, stürzte hierbei schwer und entging nur mit knapper Not der Gefangenschaft. Doch gelang es Gneisenau, eine Aufnahmestellung zu schaffen; die sinkende Nacht sah die Preußen in geordnetem, vom Feinde nicht gestörtem Rückzuge.

Gneisenau hielt mit dem Generalstabe an der brennenden Mühle zu Brye. Der Feldmarschall war nicht aufzufinden, so hatte er als dienstältester General die Entscheidung über die nächsten Anordnungen. Wohin sollte der Rückzug gehen? Es lag nahe, ihn nordostwärts zu nehmen, wo das frische IV. Korps herankam. Aber das hätte die Trennung von den Engländern bedeutet! Auf der Zusammenarbeit mit ihnen waren bisher alle Operationen aufgebaut. Es kam darauf an, die Verbindung jetzt erst recht zu halten — schon, damit sie den Krieg tatkräftig weiterführten. Nur in gemeinsamer Operation war der Sieg sicher!

Aus solchen Erwägungen heraus befahl der Feldherr den Rückzug nach Norden, auf das Dorf Wawre. Die Verbindung mit Wellington galt es zu halten in dem festen Willen, bald zu neuem Schlagen gegen Bonaparte zu kommen! Es war die große Stunde Gneisenaus, als er jenen Rückzugsbefehl nach Norden gab; es war einer jener Entschlüsse im Leben eines Feldherrn, die Geschichte machen. Gneisenau schuf damit die Voraussetzung für die siegreiche Entscheidung des gesamten Feldzuges.

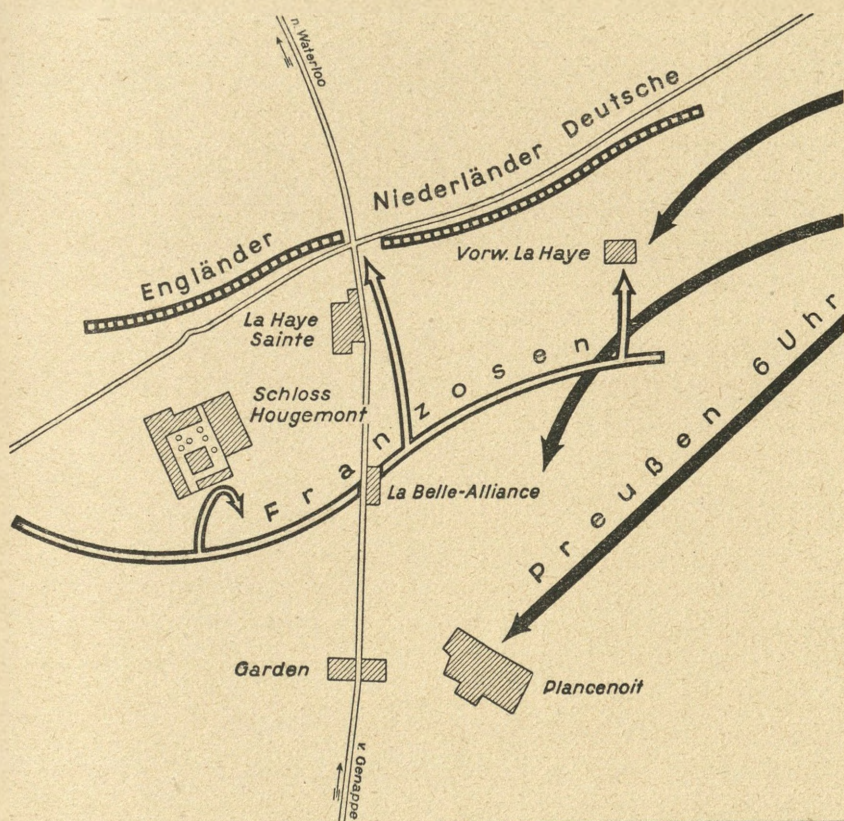
Wellington hatte nicht Wort gehalten. Nachdem am gleichen Tage, an dem sich Blücher bei Ligny schlug, die britische Armee Angriffe des ihr von Napoleon entgegengesandten Marschall Ney bei Quatre-Bras an der Brüsseler Straße abgewehrt hatte, war er

in nördlicher Richtung zurückgegangen. Dort wollte Wellington im Vertrauen auf die ihm von Blücher zugesagte Hilfe eine „Defensivschlacht“ liefern. Blücher wollte mit der ganzen Armee kommen; in allen preußischen Führern brannte der unbändige Wille, mit allen Kräften zu Wellington zu stoßen, ja, wenn Napoleon nicht angriffe, vereint die französische Armee anzugreifen, um, wie Clausewitz schreibt, „die nächste Schlacht gegen den Kaiser zu einem unzweifelhaften Siege zu machen“. Der den zurückgehenden Preußen von Bonaparte nachgesandte Marschall Grouchy hatte die Fühlung mit ihnen verloren: So behielten die Preußen für die Entscheidung gegen Napoleon im Zusammenwirken mit den Engländern freie Hand...

Der 18. Juni zog herauf.

Der Herzog von Wellington hatte eine günstige Verteidigungsstellung bezogen, wie er sie von Spanien her liebte. Seine Armee stand auf einem langgestreckten Höhenzuge, der west—ostwärts streichend, in der Mitte bei dem Dorfe Mont St. Jean von der Brüsseler Landstraße durchschnitten wurde. Vor der Front des linken Flügels lief ein tiefeingeschnittener, heckengesäumter Quersweg entlang; vor dem rechten Flügel lag das feste Schloß Hougemont, vor der Mitte der Pachthof la Haye Sainte, vor dem linken die Gehöfte Papelotte und Smohain. Auf engem, nur 5 Kilometer langem Raume erwartete das britische Heer den Feind, 30 000 Deutsche, 24 000 Engländer und 13 000 Niederländer, zusammen rund 68 000 Mann. Die Truppen waren tief gestaffelt; wußte der Herzog doch, er mußte die Stellung halten, bis die Preußen herankamen. Vor der Verteidigungslinie, nach Süden zu, fiel das Gelände sanft ab, führte durch offene Felder, um eine halbe Stunde weiter südlich bei dem Pachthofe La Belle Alliance wieder zu einem anderen Höhenzuge emporzusteigen. So bildete das Schlachtfeld eine weite Mulde.

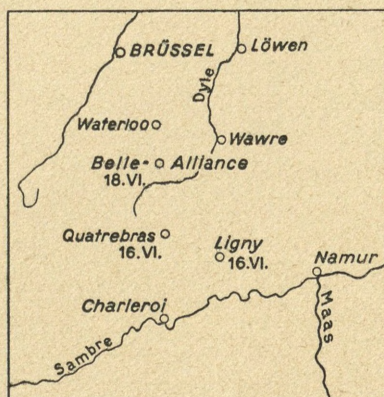
Auf den Höhen von Belle Alliance formierte der Kaiser sein Heer zur Schlacht. Sein Plan war, durch wuchtige Massenangriffe die britische Front zu durchbrechen; die Preußen wähte er weit, obwohl ihm Grouchy gemeldet hatte, ihr Verbleib wäre nicht mehr genau festzustellen. Aber Napoleon eröffnete die Schlacht nicht am



Belle-Alliance

18. Juni 1815

Ligny-Belle-Alliance



frühen Morgen: Er wollte den regendurchweichten Boden durch die Sonne noch etwas abtrocknen lassen, und der Sieg schien ihm auf alle Fälle sicher; war doch sein Heer mit 72 000 Mann dem Gegner vor allem an Kavallerie und Geschützen — 240 gegen 150 — überlegen. Und um den Feind zu schrecken und die eigene Zuversicht zu steigern, veranstaltete der Imperator um 11 Uhr vormittags angesichts der Engländer eine großartige Heerschau. „So standen sie denn zum letzten Male in Parade vor ihrem Kriegsherrn, die Veteranen von den Pyramiden, von Austerlitz und Borodino, die solange der Schrecken der Welt gewesen und jetzt aus dem Schiffbruch der alten Herrlichkeit nichts gerettet hatten als ihren Soldatenstolz, ihre Rachgier und die unbezähmbare Liebe zu ihrem Helden. Die Trommler schlugen an; die Feldmusik spielte das *Partant pour la Syrie!* In langen Linien die Bärenmützen der Grenadiere, die Roßschweifhelme der Kürassiere, die betroddeelten Tschakos der Voltigeure, die flatternden Fähnchen der Lanciers, eines der prächtigsten und tapfersten Heere, welche die Geschichte sah“ (Treitschke)...

Gegen ½12 Uhr schritt der Kaiser zum Angriff. Nachdem der rechte britische Flügel durch Vorstöße auf Hougemont gebunden war, führte General Reille 2 Divisionen gegen den linken englischen Flügel vor; aber der Angriff mißlang trotz stärkster Artillerievorbereitung. Nach mörderischem Gefechte fluteten die Franzosen zurück, verfolgt von schottischen Reitern, deren Stoß erst in der großen Batterie bei Belle Alliance durch französische Kavallerie aufgefangen werden konnte.

Schon während dieses Angriffes mußte der Kaiser die erschreckende Wahrnehmung machen, daß sich bei St. Lambert, weit hinter seiner rechten Flanke, 6,7 Kilometer entfernt, preußische Truppen in Stärke eines Korps heranschoben. Dennoch brach er die Schlacht nicht ab. In Unterschätzung des Gegners glaubte er der Gefahr begegnen zu können und warf große Teile seiner Reserven dem neuen Feinde entgegen. Gegen die Engländer aber wollte er jetzt die Entscheidung erzwingen und rief um 2 Uhr nachmittags Marschall Ney zum Hauptstoß, diesmal gegen das britische Zentrum, heran. Tief brachen die mit großem Elan vor-

gehenden Divisionen in die englischen Stellungen ein. „Man muß sich dieses Ringen denken als ein heftiges Artillerie- und Tirailleurgefecht, untermischt mit einzelnen Angriffen in Bataillonskolonnen oder mit entwickelten Bataillonen; hin und wieder trat dabei die Kavallerie in Mitwirkung, indem sie auf einzelne Bataillone, die sich der ständig umkämpften La Haye Sainte wieder bemächtigen wollten, einhieb; so gingen 3 Bataillone der Verbündeten verloren, und die französische Kavallerie kam bis in die Stellung der Engländer, worauf sie aber stets mit Verlust wieder weichen mußte“ (Clausewitz).

Als Infanteriereserven nicht mehr zur Verfügung standen, warf Ney riesige Reitermassen vor: der Boden dröhnte vom Hufschlag von 10 000 Pferden; stundenlang wogte das Gefecht hin und her, zehn- und zwölfmal ward die Attacke gegen einzelne Bataillone erneuert. So ging es ohne Entscheidung bis gegen 6 Uhr abends. Da wichen die Angreifer erschöpft zurück; aber auch die Verteidiger waren am Ende ihrer Kräfte. Die Mitte der Schlachtlinie Wellingtons war aufs schwerste erschüttert; die Vorwerke auf dem linken Flügel, wo die Franzosen am erfolgreichsten gefochten hatten, gingen verloren: Es waren die Augenblicke, da der britische Herzog kalt und streng unter seinen Offizieren stand, die Uhr in der Hand, und gestehen mußte: „Blücher oder die Nacht!“ Die englische Widerstandskraft war am Ende...

Da klang, vom Osten her, Kanonendonner zum Schlachtfelde hinüber: Von ½5 Uhr ab hatten sich Bülows Kolonnen am Walde von Frichemont entwickelt, und ihre Spitzen senkten sich jetzt in die Ebene hinab auf Plancenoit zu. Etwas später brach, den Anschluß an die britische Frontlinie gewinnend, das 1. preußische Korps vor, eroberte die soeben verloren gegangenen Vorwerke zurück und griff damit in letzter Minute in die Schlacht ein, als die Kräfte der dort kämpfenden, tapferen Nassauer versagten.

Gegen 7 Uhr war die Schlacht für Napoleon verloren. Aber er versuchte noch einen dritten gewaltigen Schlag. Persönlich führte er einen Teil seiner letzten Reserve, der alten Garde, gegen das britische Zentrum vor; einen anderen warf er gegen die im Angriff auf Plancenoit befindlichen Preußen. Mit jubelnden Rufen eilten

die kampferprobten Veteranen an ihrem Imperator vorüber, um den Sieg zu entscheiden, wie es in früheren Schlachten so oft ihre Aufgabe gewesen war. Drüben auf den Höhen erwartete sie kaltblütig die britische Garde, im Grase verborgen: „Auf, Garden, fertig“, erschallt Wellingtons Ruf, und vor den Augen der entsetzten Franzosen erhebt sich plötzlich die lange rote Mauer der englischen Gardegrenadiere: Ein wütendes Handgemenge, dann werden die Angreifer den Hang hinabgeschleudert. Ney stürzt; die Kaisergarde muß zurück.

Inzwischen vollendete sich in der Flanke das Geschick des französischen Heeres. Wohl wies vor Plancenoit die Garde, der Entscheidung sich bewußt, die immer wieder heranstürmenden Preußen noch dreimal zurück; da führte Gneisenau selbst die pommerschen und schlesischen Regimenter vor. Gegen 8.30 Uhr war das Dorf endgültig den Franzosen entrissen. Von Norden rückten nun auch die Engländer ein Stück vorwärts, die letzten zusammenhaltenden Vierecke der Kaisergarde vor sich hertreibend; die Preußen aber nahmen Richtung unmittelbar in den Rücken des Gegners, auf die weithin weißleuchtenden Mauern von Belle-Alliance. Dort in der Nähe des Gehöftes, dessen Name symbolisch das Geschehen des gemeinsamen Sieges noch heute verkörpert, trafen sich Blücher und Wellington; daneben hielt Gneisenau. Das französische Heer zerbrach; die die Brüsseler Straße südlich des Pachthofes erreichenden preußischen Regimenter brachten die Zurückflutenden vollends zur Auflösung.

Und in das Chaos hinein setzten nun die Preußen zur Verfolgung an: Blücher folgte den Fliehenden an der Spitze einer Infanterie-Brigade und einiger Reiterregimenter bis Genappe. Von dort jagte Gneisenau persönlich mit rasch zusammengerafften Dragonern, Ulanen und wenigen Infanteriekompanien dem verhaßten Feinde weiter nach; der wurde von Lagerfeuer zu Lagerfeuer gescheucht und massenhaft immer wieder zur Waffenstreckung gezwungen, und als das Fußvolk nicht mehr weiter konnte, setzte Gneisenau einen Trommler auf ein Beutepferd, der schlug, was das Kalbfell aushalten wollte, und weiter ging es mit 50 Füsilieren und einigen Ulanen, bis diese in ihrer Wirkung selten wieder erreichte Ver-

folgung erst 17 Kilometer vom Schlachtfelde entfernt ihr Ende fand.

Der Kaiser vermochte sich nur mit Mühe zu retten. Die politischen Folgen der Schlacht waren gewaltig; Napoleon wurde bereits am 22. Juni zum Rücktritt gezwungen, sein letztes großes Spiel war endgültig verloren...

Deutsches Soldatentum hatte einen seiner herrlichsten Siege erfochten und um die alten Fahnen den Lorbeer neuen Ruhmes gewunden. Alle hatten sie an Ausdauer und Tapferkeit gewetteifert, um an den Feind zu kommen und ihn zu schlagen, Offiziere und Mannschaften, Landwehr und Linie. Der jugendfrische Feldmarschall war, trotz seines schweren Sturzes bei Ligny unaufhörlich im Sattel, nicht müde geworden, mit anfeuernden Worten und durch persönliches Beispiel, wie so oft in den Schlachten des Freiheitskrieges, seine Männer mit fortzureißen und sie rechtzeitig zur letzten großen Entscheidung an den Feind zu bringen.

Aber so bedeutend Blüchers und auch Wellingtons Anteil, der mit seinem Heere kaltblütig und überlegt, insbesondere in den schweren Abendstunden, die Abwehr führte, an dem endlichen Siege gewesen ist, — „die wichtigste Gestalt war doch“, wie Schlieffen sagt, „Gneisenau.“

In ihm sah Graf Schlieffen den eigentlichen „Überwinder Napoleons“! Gneisenau mit seiner feurigen, leidenschaftlichen Natur besaß jene unfaßbaren Kräfte, die man nicht beschreiben kann, jene innere Stärke, die ihn nie verzweifeln ließ, jenen unbändigen Willen zum Siege, das unaufhörliche Streben nach vorwärts und den Drang zur Entscheidung, und zwar — das liegt immer in der Natur wahren Feldherrntums — der Entscheidung, die den Gegner vernichtet!

Gneisenaus Wille brachte die Vernichtung des verhaßten Feindes, der sein Volk jahrelang grausam versklavt hatte, zuwege; in Gneisenaus seelischer Kraft lag letzten Endes das Geheimnis des Erfolges. Diese Kraft zerschlug den Franzosenkaiser: So war Gneisenau der beherrschende Feldherr des Feldzuges; er gab in allen Phasen des Kampfes den entscheidenden Antrieb, und er faßte nach der Niederlage aus eigener Verantwortung — es sind Schlieffens Worte — den Entschluß, „mit einer eben geschlagenen,

verhungernden und verschmachtenden Armee dem schrecklichen Welteroberer den vernichtenden Stoß an der tödlichen Stelle zu versetzen“.

Der Übergang nach Alsen 1864

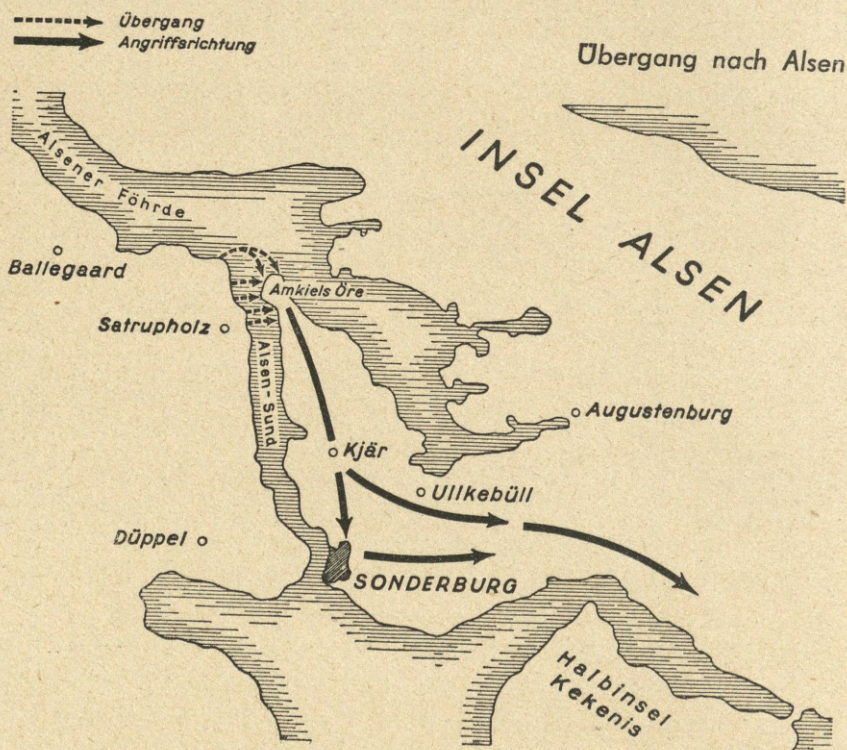
Die Befreiung Schleswig-Holsteins war der Auftakt zur nationalen Einigung Deutschlands. Sie mußte durchgesetzt werden gegenüber der Mißgunst der Nachbarn, welche die Zerrissenheit und Schwäche der Deutschen als eine Tatsache der europäischen Politik anzusehen gewöhnt waren. Als sich Preußen und Österreich vereinigten, um als Garanten europäischer Verträge die Rechte Holsteins gegenüber Dänemark zu wahren, wagte es der kleine nordische Staat im Vertrauen auf fremde Hilfe, seine Pläne auf Einverleibung rein deutschen Landes durchzusetzen. Nicht die dänische Macht, sondern die Möglichkeit einer Einmischung fremder Mächte war denn auch die Gefahr, die der Befreiungsaktion Preußens und Österreichs drohte. Mit der Überlegenheit, welche die beiden deutschen Großmächte einzusetzen vermochten, den Krieg zu führen, war nicht schwer, wohl aber, ihn rechtzeitig zu beenden. Fehlte doch eine Flotte, die es ermöglicht hätte, das Zentrum der dänischen Macht auf der Insel Seeland aufzusuchen. So kam es darauf an, die dänische Streitmacht auf dem Festland zu fassen und zu vernichten.

Moltke, der Chef des Generalstabes der preußischen Armee, hatte das von vornherein erkannt und danach den Plan entworfen, der auf eine doppelseitige Umfassung der dänischen Armee in der Dannewerkstellung bei Schleswig hinauslief. Aber an der Ausführung des Planes hatte er keinen Anteil. Der Oberbefehl wurde dem alten Feldmarschall Wrangel übertragen und ihm als Chef des Stabes General Vogel von Falckenstein beigegeben. Ihrer Führung gelang es nicht, die dänische Armee zu vernichten, und so wurde erst der blutige Sturm auf die Düppeler Schanzen notwendig, um sie wenigstens vom Festland zu vertreiben. Immer noch aber hielten die Dänen mit der Insel Alsen einen Teil der umstrittenen Elbherzogtümer in Besitz.

Die Verhandlungen, die angeknüpft wurden, die Vermittlung Europas führte zu nichts. Endlich im zweiten Teil des Krieges wurde Moltke an die Ausführung der Aufgabe gesetzt. Wrangel wurde durch den Prinzen Friedrich Karl im Oberkommando abgelöst, Moltke dessen Generalstabschef. Für die weiteren Operationen kam nur die Offensive nach Fünen oder Alsen in Frage. Es war Blumenthal gewesen, der im März als erster zur Vermeidung des Düppelsturmes auf ein Unternehmen gegen die Insel Alsen hingewiesen hatte. Damals hatte die Ungunst der Witterung die Ausführung verhindert. Im anderen Falle wäre die Düppelstellung mit der Insel durch einen Schlag in deutsche Hand gebracht worden. Deshalb war Moltke damals sogleich auf den Gedanken eingegangen. Jetzt griff er die alten Pläne wieder auf. Er schwankte nur, ob es nicht noch wirksamer sein würde, statt oder mit der Landung auf Alsen sogleich die Landung auf Fünen zu versuchen, wo nur ungenügende feindliche Streitkräfte versammelt waren und die feindliche Hauptstadt auf Seeland unmittelbar bedroht werden konnte. Doch standen politische Rücksichten solchen Plänen entgegen. Ohne für später, wenn es noch notwendig sein sollte, den Gedanken an die Landung auf Fünen aufzugeben, wurde zunächst das Unternehmen auf Alsen eingeleitet. Konnte doch auch damit schon der dänischen Regierung gezeigt werden, daß die Insellage kein unbedingt sicherer Schutz gegen die deutschen Waffen war.

In der Nacht zum 26. Juni war die Waffenruhe abgelaufen, die den Frieden nicht gebracht hatte. Für die Nacht vom 27. zum 28. Juni hatten Prinz Friedrich Karl und Moltke den Übergang nach Alsen von Ballegaard aus ins Auge gefaßt. Doch schienen die Dänen gewarnt zu sein. Sie hatten Verteidigungsanstalten getroffen, und das Panzerschiff „Rolf Krake“ lag bereit, um in die Alsener Fördrde einzufahren. General Herwarth, der das zum Übergang bestimmte preußische Korps befehligte, schlug vor, stattdessen über den schmaleren Alsen-Sund nach der Halbinsel Arnkiels-Öre hinüberzusetzen. Dafür wurde der 29. Juni in Aussicht genommen. Alle Vorbereitungen wurden getroffen, Batterien zur Unterstützung des Angriffs erbaut, Boote zum Übersetzen bereitgestellt.

Die Dänen erwarteten jedoch als Vorbereitung für die Landung eine mehrtägige Beschießung. Sie wurden vollkommen überrascht, als in der Morgenfrühe des 29. Juni die preußischen Boote aus dem Schatten des gegenüberliegenden Ufers heraustraten. Sofort entstand ein lebhaftes Feuergefecht von beiden Seiten. Doch setzten die Pioniere ihre Fahrt, ohne zu stutzen, fort. Glücklicherweise erreichte die erste Welle das jenseitige Ufer. Der Divisions-General von



Manstein und der Kommandeur der vordersten Brigade, General von Roeder, befanden sich in den ersten Booten. Ihnen folgte Goeben mit seiner Brigade nach. An vier Stellen wurde gleichzeitig übergesetzt. Die Dänen wurden überall geworfen, die Batterie Arnkiels-Öre umfassend genommen.

Goeben setzte sich neben die Brigade Roeder, die Brigade Canstein folgte als Reserve nach. Sie wandten sich nach Süden, nahmen Kjær und darauf Sonderburg, unterstützt durch das Feuer der preußischen Batterien vom Festland und durch gleichzeitigen Angriff der von dort übersetzenden Infanterie. Das Panzerschiff „Rolf Krake“ wagte nicht in den engen Sund hineinzufahren und sandte nur von weither seine großkalibrigen Geschosse gegen die Angreifer, ohne viel schaden zu können.

Nachdem die Landung geglückt war, konnte kein Zweifel sein, daß die Insel für die Dänen verloren war. Man versuchte ihnen nunmehr den Weg zur Einschiffung abzuschneiden. Aber frühzeitig genug entzogen sie sich der drohenden Vernichtung nach der Halbinsel Kekenis, die nur durch einen schmalen Damm mit der Insel verbunden war. Der Zugang war durch Befestigungen versperrt und mit geringer Streitmacht leicht zu verteidigen. Inzwischen konnte die Hauptmacht eingeschifft werden und abfahren. Der Verlust der Dänen betrug rund 3000 Mann. Die Preußen hatten ihren Sieg mit einem Gesamtverlust von noch nicht 400 Mann erkaufte.

War somit auch nicht die Vernichtung der auf der Insel befindlichen dänischen Streitmacht erzielt worden, so hat doch das Gelingen der Landung die dänische Regierung endgültig von der Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes überzeugt. Der Friedensschluß aber gab Schleswig-Holstein dem deutschen Vaterlande zurück.

Königgrätz 1866

Königgrätz war die Entscheidungsschlacht zwischen Preußen und Österreich über die Vorherrschaft in Deutschland. Ihre Anlage ging hervor aus dem strategischen Aufmarsch der preußischen Armeen in Sachsen und Schlesien, obwohl die Zufälligkeit und Unberechenbarkeit der Ereignisse den Ort und die Umstände der Schlachtentscheidung bis zum letzten Augenblick im Ungewissen gelassen hatte. Es war also keine einfache Rechnung, die bei Königgrätz aufging, sondern der Operationsplan führte unver-

sehens zur Schlacht, deren Möglichkeit jedoch die Anlage des Planes in sich schloß. Der größte Ruhm eines Aufmarsches aber besteht darin, aus seiner Anlage heraus allen, auch den nicht vorherzusehenden Ereignissen zu entsprechen.

Der Aufmarsch war bedingt durch die geographische und politische Lage Preußens. Die kürzeste Operationslinie von der preußischen Landesgrenze zur gegnerischen Hauptstadt führte aus Oberschlesien durch Mähren nach Wien. Doch war die Entfernung von der böhmischen Grenze durch die Lausitz nach Berlin nicht weiter, und der Gegner konnte seine Streitkräfte in Nordböhmen schneller versammeln als Preußen in Oberschlesien. Ein preußischer Angriff aus Oberschlesien gegen Wien mußte wirkungslos bleiben, wenn vor dessen Auswirkung die österreichische Hauptarmee Berlin bedrohte. Preußen hätte einen erheblichen zeitlichen Vorsprung in seinen Kriegsvorbereitungen haben müssen, um eine solche Operation wagen zu können, die an sich die entscheidendste von allen war. Gerade diesen Vorsprung aber konnte Preußen nicht haben; denn so unvermeidlich die Auseinandersetzung zwischen den beiden Vormächten in Deutschland war, so wenig wollte doch König Wilhelm den „Bruderkrieg“ von sich aus beginnen. So mußte Österreich von vornherein die Initiative in den Rüstungen überlassen werden. Nicht einmal die Versammlung aller preußischen Streitkräfte in der Lausitz schien Moltke unter solchen Umständen rechtzeitig genug möglich. Deshalb verzichtete Moltkes Aufmarschplan auf die Vereinigung aller Streitkräfte vor dem Einmarsch in Feindesland und erstrebte die Versammlung der Heeresteile im Angriff auf feindlichem Boden. Damit wahrte sich Moltke die Initiative der Operationen, nachdem er dem Gegner die Initiative der Rüstungen hatte überlassen müssen.

Demgemäß versammelten sich die preußischen Streitkräfte, die für den Feldzug in Böhmen bestimmt waren, in der Art, wie die preußischen Eisenbahnen an die Grenze heranzuführten, in drei Gruppen; die eine, die sogenannte Elb-Armee unter General Herwarth von Bittenfeld (45 000 Mann) an der sächsischen Grenze, ferner die 1. Armee unter Prinz Friedrich Karl (90 000 Mann) in

der Lausitz und die 2. Armee unter dem Kronprinz von Preußen (120 000 Mann) in Schlesien in der Gegend von Landeshut und Waldenburg. Durch frühzeitigen Einmarsch der Elb-Armee in Sachsen konnte die Weite der Truppenverteilung etwas verringert



werden. Er erfolgte am 16. Juni 1866, nachdem am 14. der Antrag Österreichs am Bundestag auf Mobilisierung der Bundestruppen trotz des preußischen Protestes angenommen worden war.

Die sächsische Armee (24 000 Mann) zog sich unter ihrem Kronprinzen Albert nach Böhmen zurück, um mit den Österreichern zusammenzuwirken. Ein österreichisches Korps und eine Kavallerie-Division rückten den Sachsen entgegen und traten unter den Oberbefehl des sächsischen Kronprinzen, um gemeinsam den Vormarsch der Preußen an der Iser-Linie aufzuhalten. Die übrigen österreichischen Streitkräfte befanden sich noch in Mähren und mußten von dort längs des Gebirges heranrücken; zusammen rund 250 000 Mann. Den Oberbefehl führte Benedek, aus dem Feldzug von 1859 in Oberitalien als glänzender Truppenführer bekannt.

Am 23. Juni begannen die preußischen Armeen den Einmarsch in Böhmen. Zur Vereinigung wurde ihnen die Richtung auf Gitschin gewiesen. Die Gefahr hierbei bestand im Angriff vorübergehend überlegener österreichischer Kräfte auf die getrennt vorrückenden preußischen Kolonnen. Moltke hatte berechnet, daß die Versammlung einer namhaften Überlegenheit des Gegners vor dem 30. Juni in Nordböhmen nicht zu bewirken sein würde; zu diesem Zeitpunkt aber mußte die Vereinigung der getrennten preußischen Armeen wenn nicht vollzogen, so doch sichergestellt erscheinen.

Dennoch ist die Krisis nicht ausgeblieben, die durch die Tapferkeit und überlegene Taktik der preußischen Truppen überwunden wurde. Insbesondere waren die einzeln über das Gebirge marschierenden Korps des Kronprinzen von Preußen einem feindlichen Anfall ausgesetzt, ohne daß rechtzeitig Unterstützung herankommen konnte. Es hätte also für Benedek nahe gelegen, sie beim Herüberkommen über die Pässe anzugreifen, während Prinz Friedrich Karl an der Iser aufgehalten wurde. Doch bestimmte die Tatsache, daß Prinz Friedrich Karl zusammen mit der Elb-Armee bereits gegen die Iser vorrückte, während der Kronprinz noch nicht die Grenze überschritten hatte, die österreichische Heeresleitung zur entgegengesetzten Operation: Sie wollte den Prinzen Friedrich Karl schlagen, ehe der Kronprinz heran war.

Das Festhalten an dieser Absicht, während beim Vormarsch aus Mähren in der Flanke die preußischen Korps über das Gebirge und bereits in Fühlung mit den österreichischen Spitzen kamen,

hat Benedek die Niederlage gebracht. Schon hatten die Österreicher am 27. Juni im Gefecht von Trautenau das I. preußische Korps geschlagen, und sie konnten für den 28. und 29. eine Streitmacht von 5 Korps gegen das preußische Garde- und V. Korps bereitstellen. Die österreichischen Generale erhielten andere Anweisung; die preußische Garde machte am 28. Juni die Niederlage des I. Korps wieder wett, und General v. Steinmetz warf mit seinem V. Korps in rücksichtslosem Angriff den vor ihm stehenden Gegner am 27. Juni bei Nachod, am 28. bei Skalitz und am 29. bei Schweinschädel. Gleichzeitig aber hatte Kronprinz Albert mit seinen schwachen Kräften dem Anmarsch der preußischen 1. Armee an der Iser weichen müssen. Die Preußen erkämpften sich am 26. bei Podol und am 28. bei Münchengrätz den Übergang. Kronprinz Albert ging auf Gitschin zurück. Benedek überschritt bei Königinhof die Elbe und war jetzt allerdings in der Lage, sich mit seiner gesamten Kraft auf die 1. und Elb-Armee zu werfen. Nur ließ er dann die 2. preußische Armee in unmittelbarer Nähe hinter sich zurück. Als Kronprinz Albert am 29. im Gefecht von Gitschin zum weiteren Rückzug genötigt wurde, war Benedeks Stellung bei Königinhof unhaltbar geworden. Der strategische Vorteil der inneren Linien war in den taktischen Nachteil des Umfaßtseins umgeschlagen. Benedek wich auf Königgrätz aus, blieb aber rechts der Elbe.

Auf preußischer Seite hatte man infolge dieses Rückzugs die Fühlung mit dem Gegner verloren. Aber Moltke erhielt die Trennung der preußischen Armeen, nachdem sie sich so nahe gekommen waren, daß sie sich jederzeit gegenseitig unterstützen konnten, mit Absicht aufrecht. Er nahm den Gegner bereits jenseits der Elbe zwischen Josephstadt und Königgrätz an und setzte dagegen Elb- und 1. Armee in der Front, die 2. Armee in der Flanke an. Am 2. Juli abends aber erhielt er in Gitschin die überraschende Meldung, daß noch namhafte feindliche Kräfte rechts der Elbe vorwärts Königgrätz festgestellt worden waren. Er war schon zur Ruhe gegangen, als ihm die Meldung überbracht wurde. Mit einem „Gott sei Dank!“ sprang er aus dem Bette und eilte zum König, um die Befehle zur Einkreisung des Gegners diesseits der Elbe zu

bewirken. Prinz Friedrich Karl sollte den Gegner in der Front festhalten, die Elb-Armee ihn rechts umfassen, während die 2. Armee unmittelbar in die rechte Flanke des Gegners hineinzustoßen hatte.

Am folgenden Tage, am 3. Juli, kam es zur Entscheidungsschlacht. Zwar verzögerte sich das Eingreifen des Kronprinzen über Erwarten. Dadurch entstanden kritische Augenblicke, die die zähe Ausdauer der preußischen Bataillone auf eine harte Probe stellten. Aber Moltke wußte: Sein König würde heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen. Am frühen Nachmittag traf der Stoß der kronprinzlichen Armee den Gegner überraschend in der Flanke. Gleichzeitig setzten Prinz Friedrich Karl und Herwarth ihre zurückgehaltenen Kräfte ein. Doch faßte Herwarth den Feind nicht in der Flanke, sondern traf nur auf die Front seines linken Flügels. Andererseits schob der konzentrische Angriff die preußischen Truppen im Vorschreiten ineinander, so daß eine gewaltige, dicht gedrängte Masse entstand, die für die Verfolgung erst neu geordnet werden mußte. Infolgedessen gelang es Benedek, immerhin 180 000 Mann aus der Katastrophe zu retten.

Dennoch hat die Schlacht kriegsentscheidend gewirkt. Österreich fühlte sich nicht mehr in der Lage, den Feldzug fortzusetzen. Moltke hatte das Höchste erreicht, was die Strategie leisten kann: die Vereinigung der bisher getrennten Armeen auf dem Schauplatz der Entscheidungsschlacht.

Sedan 1870

Die Schlacht bei Sedan am 1. September 1870 hat in dem Kampf zwischen Deutschland und Frankreich, das die endgültige Einigung Deutschlands verhindern wollte, die Entscheidung gebracht. Sie kostete Napoleon III. den Thron und ermöglichte Bismarck die Reichsgründung.

Der Krieg war ausgebrochen infolge der anmaßenden französischen Forderung nach Verzicht auf die hohenzollernsche Thronkandidatur in Spanien. Der König von Preußen sollte sich ver-

pflichten, daß dergleichen überhaupt nicht wieder vorkam. Die höfliche, aber entschiedene Ablehnung dieser Beleidigung verletzte die französische Eitelkeit, und Napoleon III. sah sich zum Kriege gezwungen, wenn er sich auf dem Thron erhalten wollte. In Wahrheit waren weder er selbst noch seine Armee den Anforderungen eines solchen Krieges gewachsen.

Die französischen Streitkräfte (insgesamt rund 300 000 Mann) mußten sich nach Lage des französischen Eisenbahnnetzes in zwei Gruppen um Metz und Straßburg versammeln. Daraus ergab sich eine Zerteilung der französischen Armee unter Bazaine (Metz) und Mac Mahon (Straßburg). Moltke hatte die preußisch-deutschen Streitkräfte in drei Armeen gegliedert, die erste als rechten Flankenschutz unter Steinmetz (etwa 60 000 Mann), die zweite im Zentrum unter Prinz Friedrich Karl (190 000 Mann), die dritte als linken Flankenschutz gegen Straßburg unter dem Kronprinzen von Preußen (130 000 Mann).

Der Vormarsch führte zunächst zu den Kämpfen an der Grenze bei Weißenburg, Wörth und Spichern. Das Ergebnis war, daß die beiden französischen Heeresteile ihre Vereinigung nur noch nach rückwärts bewirken konnten. Mac Mahon zog sich mit seiner bei Wörth geschlagenen Armee auf Chalons zurück, wo er mit frischen Truppen verstärkt werden konnte. Bazaine aber sah sich beim Abmarsch von Metz auf Verdun am 16. August durch den energischen Angriff des preußischen III. Korps unter General v. Alvensleben festgehalten. Nach und nach trafen weitere Kräfte auf dem Schlachtfeld von Vionville und Mars-la-Tour ein: der Abmarsch wurde verhindert, und in der Schlacht bei Gravelotte—St. Privat am 18. August wurde Bazaine vollends in die Festung hineingeworfen.

Damit war der eine Teil der französischen Feldarmee ausgeschaltet. Es mußte jetzt nur eine Belagerungsarmee gebildet werden, die die Kapitulation von Metz herbeizuführen hatte. Sie wurde dem Prinzen Friedrich Karl unterstellt. Aus dem Rest der an den Kämpfen um Metz beteiligt gewesenen Truppen wurde eine neue Armee unter dem Kronprinzen von Sachsen gebildet, die

gemeinsam mit der inzwischen über Nancy westlich vorgegangenen Armee des Kronprinzen von Preußen den Vormarsch auf Paris aufnahm. Auf dem Wege dorthin glaubte man Mac Mahon zu treffen.

Wirklich wollte sich Mac Mahon von Chalons auf Paris zurückziehen. Doch verhinderte dies die unter der Leitung der Kaiserin Eugenie stehende Regierung in Paris. Napoleon III. hatte sich gerade noch rechtzeitig aus Metz nach Chalons begeben und befand sich bei der Armee Mac Mahons. Er war ein körperlich und seelisch gebrochener Mann; von einem schmerzhaften Steinleiden gequält, brachte er keinerlei Entschlußkraft mehr auf und überließ das Kommando ganz seinen Marschällen.

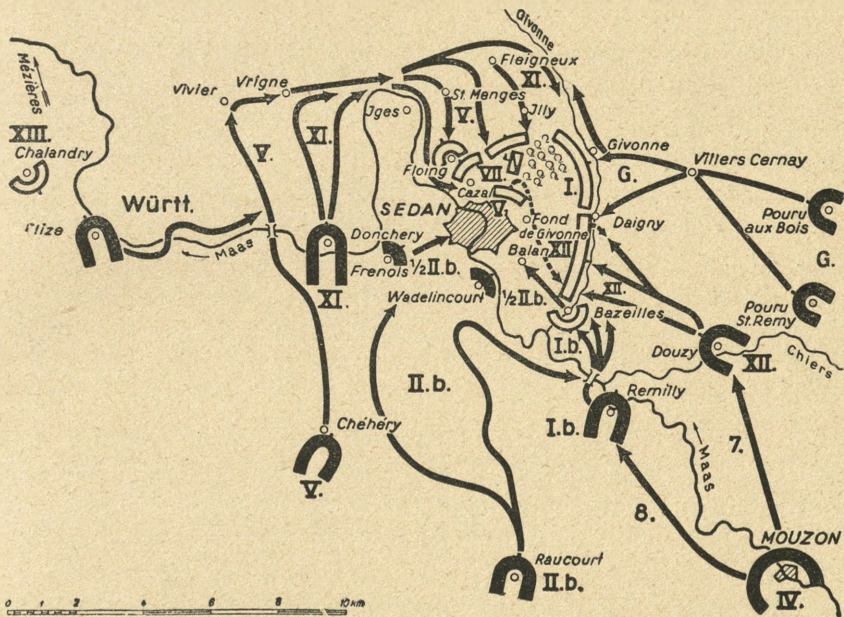
Mac Mahon zögerte zunächst, die Weisungen aus Paris zu befolgen, und marschierte am 21. August nach Reims zurück. Hier aber entschloß er sich wider seine eigene bessere militärische Einsicht, den Forderungen nach einem Entsatzversuch von Metz nachzugeben, und rückte am 23. August in nordöstlicher Richtung vor, um von Norden her Bazaine die Hand reichen zu können.

Im Hauptquartier König Wilhelms erwog man sogleich solche Möglichkeit, nachdem der Abmarsch Mac Mahons nach Reims bekannt geworden war, aber man mochte zunächst nicht recht an eine derart gewagte Maßnahme glauben. Endlich brachte am 25. August abends ein Reuter-Telegramm aus Paris über London die Entscheidung. Moltke saß mit seinen Generalstabsoffizieren beim allabendlichen Whist-Spiel, das er der Entspannung wegen liebte, als ihm das Telegramm gebracht wurde. „Die Kerls sind doch zu dumm“, sagte er, „nun sollen sie ihre Strafe haben.“ Damit legte er die Karten nieder und entwarf die Befehle für den Rechtsabmarsch der deutschen Armeen, der am 26. August angetreten wurde.

Dabei kam es Moltke von vornherein nicht nur darauf an, Mac Mahon den Weg nach Metz zu verlegen, fast wichtiger noch war es ihm, der französischen Armee auch den Rückweg nach Westen abzuschneiden, um sie gegen die belgische Grenze zu drängen und vernichten zu können. Demgemäß leitete er den Vormarsch an

den folgenden Tagen entsprechend den eingehenden Meldungen und Gerüchten, immer bereit, allen plötzlichen Wendungen der Lage Rechnung zu tragen.

Am 29. August gewann man Feindberührung, am 30. kam es zur Schlacht bei Beaumont. Moltke hatte in Erwartung der bevorstehenden Entscheidung die Armeen näher zusammengezogen. Nun trennte er sie, um den Gegner umfassen und einkreisen zu können. Am Abend des 30. August, noch ehe die Ergebnisse des



Tages vollständig im Hauptquartier bekannt waren, erging der Befehl, der zum Schlachtbefehl von Sedan geworden ist.

Mac Mahon zog seine Korps im Raume Carignan—Mouzon—Sedan jenseits der Maas zusammen, nunmehr entschlossen, den Rückmarsch über Mézières auf Paris anzutreten. Er hatte sich überzeugt, daß der Vorstoß auf Metz nicht mehr möglich war.

Aber während die französischen Truppen am 31. August Sedan erreichten, wurde ihnen der Rückweg bereits verlegt. In den

frühen Morgenstunden des 1. September eröffneten die Bayern die Schlacht, indem sie den Gegner bei Bazeilles südlich Sedan angriffen und in heftigen Kampf verwickelten. Während er hier festgehalten wurde, überschritten die übrigen Korps der Armee des Kronprinzen von Preußen die Maas bei Donchéry, verlegten den Weg nach Mézières und schritten zum Angriff auf Floing und Illy. Inzwischen griffen rechts von den Bayern, die stundenlang die ganze Macht des Feindes auf sich zogen, das IV. Korps und die Sachsen in den Kampf ein, und endlich schloß um Mittag das Gardekorps den Ring um den Gegner.

Moltke, der von den Höhen westlich Sedan den Schlachtverlauf beobachtete, trat an den König heran und meldete: „Das Gardekorps greift jetzt ein. Ich gratuliere Eurer Majestät zu einem der größten Siege des Jahrhunderts!“

Alle, zum Teil verzweifelte, Gegenwehr des eingeschlossenen Gegners war umsonst. Die glänzendsten Kavallerie-Attacken zerschellten an dem ruhig gezielten Schnellfeuer der preußischen Bataillone, die von der Artillerie wirksam unterstützt wurden. Marschall Mac Mahon war schon gleich in der Morgenfrühe durch einen Granatsplitter verwundet worden. Er übertrug den Oberbefehl an General Ducrot, der den Rückzug auf Mézières ausführen wollte. Da aber meldete sich der erst kurz zuvor aus Afrika über Paris zur Armee gekommene General Wimpffen: Der Kriegsminister hatte ihm Befehl zur Übernahme der Armeeführung im Behinderungsfalle Mac Mahons mitgegeben. Der Fall war nun eingetreten. Er versuchte das Unmögliche möglich zu machen und nach Carignan durchzubrechen. Es war umsonst. Die geschlagenen französischen Truppen strömten in voller Auflösung in der kleinen Festung Sedan zusammen. Nur im Bois de la Garenne wurde noch bis um 5 Uhr erbittert gekämpft.

Inzwischen ließ König Wilhelm die Kanonen auf die kleine Festung selbst richten. Nach halbstündiger Beschießung ging ein Parlamentär hinein, um zur Kapitulation aufzufordern. Gleichzeitig hißte der geschlagene Feind die weiße Fahne. Er war zu weiterem Kampf unfähig. Napoleon selbst schickte seinen Adjutanten mit einem Handschreiben an König Wilhelm und gab sich

für seine Person gefangen. Auf deutscher Seite erfuhr man dadurch erst mit Sicherheit von seiner Anwesenheit bei der Armee. In der Nacht wurde in Donchéry über die Kapitulation verhandelt; Moltke verlangte die Gefangennahme der Armee, zu der sich Wimpffen nicht so ohne weiteres verstehen wollte. Er kehrte erst noch einmal nach Sedan zurück, um sich mit seinen Kameraden zu besprechen. Es blieb doch keine Wahl. Am folgenden Tage hat Wimpffen die Kapitulation unterzeichnet.

Damit war die gesamte französische Armee aus dem Felde geschlagen. Der eine Teil war in Metz eingeschlossen, der andere wurde in die Gefangenschaft nach Deutschland abtransportiert. Auf die Nachricht von der Niederlage brach in Paris die Revolution aus. Das zweite Kaiserreich war beseitigt. „Welch' eine Wendung des Schicksals durch Gottes Führung!“ So schloß König Wilhelm die Siegesnachricht an die Königin.

Der Feldzug in Burgund 1871

Der zweite Teil des Krieges von 1870/71 nach der Schlacht bei Sedan war bestimmt durch den Widerstand der Hauptstadt Paris und die Entsatzversuche, welche die in den Provinzen in aller Eile entstandenen Heeresneuschöpfungen der Franzosen immer wieder unternahmen. Was ihnen an militärischer Ausbildung abging, suchten sie durch die Überlegenheit der Zahl auszugleichen. Doch waren nach der Kapitulation von Metz (27. Oktober 1870) genügend deutsche Kräfte frei geworden, um diesen Neubildungen offensiv entgegentreten zu können. In der Schlacht bei Orléans (3./4. Dez.) sprengte Prinz Friedrich Karl die große französische Loire-Armee in zwei Teile, von denen der eine unter General Chanzy nach Westen, der andere unter General Bourbaki nach Osten gedrängt wurde. Im deutschen großen Hauptquartier in Versailles nahm man zunächst an, daß beide Teile weiter gegen Paris zusammenwirken würden, und Prinz Friedrich Karl zweigte das VII. Korps zur Beobachtung Bourbakis ab, während er sich mit den anderen Truppen gegen Chanzy wandte. Anfang Januar wurde gegen

Bourbaki noch das II. Korps aus der Einschließungslinie vor Paris herausgezogen. Dann aber wurde klar, daß Bourbaki nach Osten marschierte, um sich, ähnlich wie einst Napoleon I. in der letzten Phase des Feldzugs von 1814, auf die Verbindungen des Gegners zu werfen.

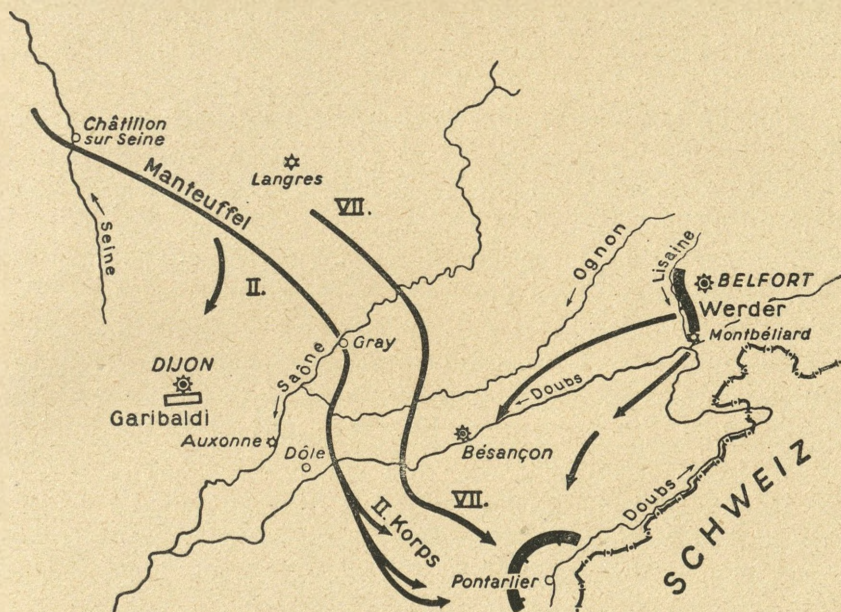
Damit wurde zuletzt noch der Südosten zum Hauptkriegsschauplatz, und während sich die Hauptstadt des Feindes, am Ende ihrer Widerstandskraft angelangt, ergab, wurde in Burgund der Feldzug bis zum Ende durchgefochten.

An deutschen Streitkräften befand sich auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes lediglich die Belagerungsarmee von Belfort mit dem XIV. Korps unter General v. Werder zu ihrem Schutz. Die Plätze Langres, Dijon, Besançon waren in französischer Hand und dienten dem überall aufflammenden Franktireurkrieg als Stützpunkte. Der italienische Freischarenführer Garibaldi war hierher geeilt, um die Sache der französischen „Freiheit“ zu verfechten. Seine unausgebildeten Truppen wagten sich zwar kaum im offenen Kampf mit den Deutschen zu messen, machten aber doch überall die Straßen unsicher und unterhielten einen für die rückwärtigen Verbindungen höchst lästigen Kleinkrieg.

Werder verfügte über alles in allem rund 50 000 Mann. Bei Aufrechterhaltung der Belagerung konnte er mit etwa 33 000 Mann Bourbaki entgegentreten. Bourbaki durfte hoffen, mit seinen 130 000 wenn auch schlecht ausgebildeten Mannschaften Belfort entsetzen und den Gegner schlagen zu können. Werder zog sich bei seinem Anmarsch auf die Stellung an der Lisaine zurück, um dem Gegner den Weg nach Belfort zu verlegen, und stellte sich ihm hier Mitte Januar zur Schlacht.

Inzwischen waren von der deutschen Heeresleitung in Versailles die notwendigen Maßnahmen zur Unterstützung und Verstärkung Werders getroffen. Das II. und VII. Korps wurden hierfür bestimmt (zusammen 45 000 Mann) und dem General v. Manteuffel unterstellt, der am 12. Januar das Kommando über sie in Châtillon sur Seine übernahm. In Eilmärschen ging es jetzt durch das rauhe Hochland von Langres mitten zwischen den von den Franzosen besetzten Festungen hindurch auf dem kürzesten Wege

nach Burgund. Eis und Schnee erschwerten die Bewegungen der Truppe, und wenn vorübergehend Tauwetter eintrat, wuchsen die Anstrengungen ins Ungemessene. Dabei hatte man ständig Fühlung mit Franktireurs und Garibaldianern, mit denen man sich nicht lange aufhalten konnte, um Werder gegen Bourbaki rechtzeitig zu Hilfe kommen zu können.



Aber ehe die beiden Korps heran sein konnten, hatte Werder an der Lisaine den ungleichen Kampf gegen vierfache Überlegenheit zu bestehen. Bourbaki legte es von Haus aus auf einen Angriff auf Werders rechten Flügel und auf eine Umfassung an. Der erste Schlachttag, der 15. Januar, brachte kein Ergebnis. Am zweiten Tage errang die Übermacht der Franzosen einigen örtlichen Erfolg auf dem umkämpften Flügel, der ihnen am dritten Tage aber von schnell eingesetzter Verstärkung wieder abgenommen wurde. Bourbaki mußte sich überzeugen, daß er den Widerstand der deutschen

Truppen nicht zu überwinden vermochte. Gleichzeitig erhielt er Nachricht von dem Anmarsch der immer näher kommenden Armee Manteuffels. Er ließ ab von seinem Gegner, um sich über Besançon nach Westen zurückzuziehen. Sein Operationsplan war fehlgeschlagen. Wenn er schon die so viel geringere Streitmacht Werders nicht schlagen konnte, um wieviel weniger mußte er imstande sein, Manteuffel die Stirn zu bieten.

Sobald Manteuffel von dem Ausgang der Schlacht an der Lisaine Kunde erhalten hatte, faßte er einen großen und ganzen Entschluß. Er verzichtete auf den Weitermarsch zur unmittelbaren Vereinigung mit Werder und warf sich mit seinen Korps unverzüglich auf die Verbindungen des Gegners nach Westen. Bourbaki wurde so zwischen zwei Feuer genommen, vom Hinterland abgeschnitten und gegen die Schweizer Grenze gedrängt. Zwar war er zahlenmäßig immer noch den vereinigten deutschen Kräften (etwa 80 000 Mann) weit überlegen, aber Manteuffel wagte den kühnen Entschluß im Vertrauen auf die Tüchtigkeit der deutschen Truppen und in dem festen Willen zur Vernichtung des Gegners.

Während Werder dem abziehenden Feind von der Lisaine aus folgte, näherten sich die beiden preußischen Korps unter unsäglichem Mühen dem Ognon, dessen Übergänge von französischen Kräften zur Deckung des Rückmarsches Bourbakis besetzt waren. Hier kam es überall zu größeren und kleineren Gefechten, die indessen ständig zu Gunsten der Deutschen ausfielen. Gegen die rückwärts bei Dijon stehenden feindlichen Truppen wurde in Unkenntnis von deren Stärke die schwache Brigade Kettler entsandt, die im Gefecht bei Pouilly am 23. Januar die einzige Fahne in diesem Kriege verlor, aber auch nur so verlor, daß sie von den Leichen ihrer Verteidiger begraben später von den Franzosen aufgefunden wurde. Der tapfere Angriff der schwachen Streitmacht genügte, um die ganze bei Dijon versammelte feindliche Macht von irgendwelchen Unternehmungen zur Unterstützung Bourbakis abzuhalten.

So vollzog sich dessen Geschick. Der kommandierende General des II. Korps, General v. Fransecky, zog sich in selbständigem Entschluß immer weiter nach rechts und gewann dem Feind die

durch das rauhe Gebirgsland nach Westen führenden Straßen ab. Andererseits nahm Werder Fühlung mit dem VII. Korps, so daß sich ein großer Ring um den über Besançon abmarschierenden Gegner bildete. Immer enger zog er sich zusammen. Bourbaki trat den Oberbefehl an General Clinchaut ab. Es half den Franzosen nichts mehr, daß sie von Besançon auf Pontarlier auswichen: auch die von hier aus nach Westen führenden Straßen wurden von den Pommern gesperrt. Von allen Seiten drangen die Deutschen erfolgreich vor. Vorübergehend störte die Nachricht von dem inzwischen vor Paris abgeschlossenen Waffenstillstand die Operationen, weil den französischen Führern mitzuteilen vergessen wurde, daß der südöstliche Kriegsschauplatz ausdrücklich von dem Waffenstillstand ausgenommen war. Es war dies auf französische Veranlassung geschehen, weil man die Forderung der Übergabe von Belfort nicht zugestehen wollte und die eigene Armee in erfolgreichem Kampfe zum Entsatz der Festung wähnte. Auf deutscher Seite war man besser unterrichtet. Man billigte hier durchaus die Fortsetzung der Operationen auf diesem Teil des Kriegsschauplatzes, da sie nur noch bessere Bedingungen für die endgültigen Verhandlungen schaffen konnte.

Am 31. Januar mußten sich die französischen Truppenführer, die ihre Streitmacht bei Pontarlier zusammengedrängt und vollkommen abgeschnitten sahen, von der Aussichtslosigkeit weiteren Kampfes überzeugen. Man trat in Unterhandlungen mit der Schweiz wegen des Grenzübertritts und leitete den Abmarsch ein. Am 1. Februar zogen die französischen Truppen, gänzlich demoralisiert, in drei Kolonnen über das Gebirge in die Schweiz, wo sie interniert wurden. Die nachstoßenden deutschen Truppen kämpften überall nur noch mit den Nachhuten, die der Armee den Abzug zu sichern hatten. Die Kolberger Grenadiere, das Regiment Moltkes, erstürmten den Bahnhof von Pontarlier und hatten jenseits des Ortes zusammen mit den 49ern in dem schwierigen Gelände an den von den Franzosen angelegten Straßensperren einen heftigen Kampf.

Das waren die letzten Gefechte des Krieges. Die Franzosen retteten sich über die Grenze. Es war die dritte französische Armee in diesem Kriege, die nach Sedan und Metz nun auf diese Weise vollständig vernichtet wurde.

Lüttich 1914

Das Deutschland von England gestellte Netz schlägt am 1. August 1914 zu: Deutschland ist im Kriege mit Rußland und dadurch auch mit Frankreich, England, Serbien, Montenegro. Sie bringen fast 9 Millionen Soldaten in den Kampf gegen rund 6,3 Millionen Deutschlands und Österreich-Ungarns. Deutschland, von zwei Seiten angegriffen, muß rasch einen entscheidenden Sieg nach einer Seite erringen. Das kann nur im Westen sein, auf dem Wege nicht gegen die mit Befestigungen gespickte Ostfront Frankreichs, sondern über Belgien. Schon längst hat der belgische Generalstab Verabredungen mit Franzosen und Engländern zum Kampf gegen Deutschland. Berlin vermutet, daß jene durch Belgien marschieren wollen. Will Belgien neutral sein, so muß es das auch dem schwer bedrohten Deutschland gestatten. Ein Ultimatum fordert es am 2. August. Am 3. August bringt der deutsche Militärattaché in Brüssel die belgische Ablehnung dem Kommandierenden General des X. Armeekorps, General der Infanterie von Emmich, nach Aachen. Diesem werden im Laufe des Tages 6 Brigaden (13 Infanterie-Regimenter, 5 Jäger-Bataillone, 6 Feld-Artillerie-Abteilungen, Pionierkompanien, Schwadronen und einige schwere Mörser — im ganzen 25 000 Gewehre, 124 Geschütze) sowie 2 noch unvollständige Kavallerie-Divisionen zugeführt für eine Operation von unerhörter Kühnheit. Ludendorff hat sie erdacht, Moltke sie genehmigt. Emmich soll mit seinen Brigaden die durch 12 Panzerforts geschützte Festung Lüttich überrumpeln! Das wird dem deutschen Heere den Einmarsch nach Belgien öffnen und, wenn alles gelingt, die Eisenbahnverbindung nach Belgien hinein und über Belgien nach Frankreich unversehrt in deutsche Hand bringen. Alles hängt von raschestem Draufgehen ab, denn schon tönt der Donner mächtiger Sprengungen über die Grenze!

Am 4. früh überschreiten die Brigaden und Kavallerie-Divisionen die Grenze. Am 5. abends sind die Brigaden nach Überwindung zahlreicher Marschschwierigkeiten so nahe an die Linie der Forts herangekommen, daß in der Nacht der Sturm gewagt werden kann. So war es vorgesehen. Offiziere, im Lütticher Gelände unterrichtet,

sollen in dieser Nacht die Sturmkolonnen durch die Zwischenräume der Forts in die Stadt führen, die nicht durch einen Ringwall geschützt ist. 1 Brigade wird von Norden auf dem linken Maasufer, 5 Brigaden werden auf dem rechten Maasufer angreifen. Bei der 14. Brigade ist Emmich mit seinem Stabe, befindet sich auch Ludendorff, der herbeigeeilt ist, um zur Vollendung seines Gedankenwerkes zu helfen.

Die Sturmaufgabe erweist sich als unerwartet schwierig. Schon seit dem 28. Juli hat der Gouverneur von Lüttich gerüstet und verstärkt. 32 000 Mann, meist Feldtruppen, verteidigen die Festung, dazu 150 leichte und schwere Kampfgeschütze, viele kleine Wallgeschütze, 30 Maschinengewehre. In den Zwischenräumen zwischen den Forts sind bereits zahlreiche Sperrbefestigungen angelegt. Die Nacht ist mondlos. Stürzender Gewitterregen vermehrt ihre Schrecken, zahlreiche Bäume, teilweise dichte Wälder vergrößern die Finsternis. Nicht alle ausgebildeten Führer haben rechtzeitig ihre Kolonnen erreichen können. Diese verirren sich zum Teil. Auf dem linken Ufer der Maas kommt nur eine Kompanie der 7. Jäger nach Lüttich hinein, dort allerdings bis vor den Gefechtsstand des Kommandanten, wird aber dann fast aufgerieben; sonst kehrt alles um. Die Brigaden des rechten Ufers scheinen gleichfalls außerstande, den Widerstand, den die Belgier in ihren befestigten Stellungen leisten, zu brechen. Als es am 6. hell wird, sind anscheinend alle Brigaden auf dem Rückmarsch.

Halt! Eine Brigade bewegt sich nicht nach Osten zurück, sondern nach Westen vorwärts — die 14., bei der sich Emmich und Ludendorff befinden! Ihre Angriffsrichtung zielt etwa auf die Mitte der Festungsfront rechts der Maas. Auch sie war beim Antreten sofort in dem Dorf Liéry auf heftigen Widerstand von Infanterie und Artillerie gestoßen. Ein Geschoßhagel traf die herankommende Kolonne. Häuserkampf in und um Liéry droht die Regimenter 27 und 165 samt den 4. Jägern zu verschlingen. Der Brigadekommandeur, General v. Wussow, fällt, gleich darauf der Kommandeur des I.R. 27, Oberst Krüger. Generalstabschef und Generalstabsoffiziere von Emmichs Stab führen Stoßtrupps im Dorfkampf. In ihn ist auch Ludendorff hineingerissen; da erfährt

er den Tod des Generals v. Wussow, erkennt blitzschnell die Gefahr allgemeiner Auflösung in diesem Nachtrinken und ergreift selbst die Zügel der Brigade.

Es ist der entscheidende Augenblick des Kampfes um Lüttich — zugleich auch seines eigenen Lebens. Die Gewalt seiner überragenden Persönlichkeit gewinnt die Oberhand über Panik und Verwirrung. Er bringt Ordnung in den Kampf, befiehlt einer Jägerkompanie, die feindlichen Geschütze zu nehmen. Das gelingt; aber ein neues Hindernis taucht auf: Das Dorf Queue du Bois. Der Kommandeur der Artillerie-Abteilung schafft zwei leichte Feldhaubitzen auf der Straße vor. Schuß auf Schuß jagen die Geschütze in die Häuser, aus denen ihnen Feuer entgegenprasselt. Langsam geht es weiter. Auf den Seiten begleiten Infanteristen und Jäger mit Kugel und Bajonett, die Kanoniere finden Deckung hinter den Schutzschilden, aber frei neben einem Geschütz steht Ludendorff. Noch eine dritte Haubitze kommt vor. Erneut wird angegriffen: der feindliche Widerstand bricht zusammen. Um 6.30 Uhr ist der Westrand des Dorfes erkämpft — die Belgier flüchten.

Um 14 Uhr erreicht die Brigade den Ostrand von Lüttich; General v. Emmich steht als Sieger vor den Toren der großen Festung. Noch aber ist alles ungewiß. Die Brigade ist völlig vereinsamt vor der Maas im Kreise der Forts. Kann man sich halten? Zur Nacht besetzt eine Jägerkompanie auf Ludendorffs Befehl die nächste Maasbrücke. Ist man morgen gefangen? Oder wird man den Lorbeer brechen? Emmich befiehlt den Einmarsch der ganzen Brigade in Lüttich. Nirgends Widerstand! Ludendorff durchfährt die Stadt, schlägt an das Tor der Zitadelle — die Besatzung streckt die Waffen. Des Rätsels Lösung? Als am Morgen des 6. die Kompanie der Jäger 7 in Lüttich erschien, hat der Gouverneur die Stadt verlassen und befohlen, das rechte Maasufer zu räumen.

Emmich hat seine Aufgabe gelöst dank dem selbständigen Eingreifen Ludendorffs in den Nachtkampf der 14. Brigade. Der rasche Fall von Lüttich aber öffnete nicht nur dem rechten Flügel des deutschen Heeres den Weg zur Umfassung des Feindes, er rettete auch die dazu unbedingt nötige Nachschublinie vor nachhaltiger

Zerstörung. Die Möglichkeit eines Entscheidungssieges im Westen war in die Hand des deutschen Feldherrn gelegt.

Tannenberg 1914

Während im Westen die geballte Kraft fast des ganzen deutschen Heeres die Kriegsentscheidung suchte, war im Osten nur die schwache 8. Armee unter Generaloberst v. Prittwitz aufmarschiert, davon in Ostpreußen 3 aktive Armeekorps, 1 Reservekorps, 1 Reserve-Division, 1 aktive Kavallerie-Division, Landwehr und Festungstruppen. Gegen sie marschierten 2 russische Armeen: die 1. (Njemen-) Armee unter General v. Rennenkampf, die 2. (Narew-) Armee unter General Samsonow, jede von ihnen stärker als die deutsche 8. Armee. Aufgabe der 8. Armee war die „Sicherung unserer östlichen Provinzen gegen einen russischen Einfall“ sowie die „Unterstützung der von Österreich beabsichtigten Offensive“. Am 20. August griff Prittwitz bei Gumbinnen die über Wirrballen als erste anrückende Njemenarmee an; nur das XX. A.K. unter General v. Scholtz und Landwehrtruppen hatte er zur Deckung gegen die Narewarmee südöstlich Allenstein zurückgelassen. Ehe aber noch die Schlacht entschieden war, erfuhr er, daß die Narewarmee die südöstliche Grenze von Preußen überschreite, brach die Schlacht ab, um nicht von der Weichsel abgeschnitten zu werden, setzte einen Teil seiner Truppen auf die Eisenbahn, um das XX. Korps zu verstärken und befahl für die andern Rückzug nach Westpreußen. Der Leiter der deutschen Gesamtoperationen, Generaloberst von Moltke, gewann den Eindruck, daß Prittwitz und sein Generalstabschef die schwierige Lage nicht meistern könnten: am 23. August traf General v. Hindenburg als neuer Oberbefehlshaber mit General Ludendorff als Generalstabschef in Marienburg ein. Eine feste Hand ergriff die Zügel der 8. Armee und lenkte sie auf ein großes Ziel: auf einen Vernichtungsschlag gegen die Narewarmee. Das I. A.K. (General v. François) wird in großem Bogen soweit verschoben, daß es ihren linken Flügel umfassen kann; I. Res.K. und XVII. A.K. (Below und Mackensen) werden am 25. nach Süden marschieren und ihren rechten Flügel angreifen. Das

ist möglich, weil Rennenkampf seinen Sieg nicht ausnutzt, sondern nur sehr vorsichtig gegen Königsberg folgt. „Wir wollen zu einander Vertrauen fassen und gemeinsam unsere Schuldigkeit tun“, das sind die ersten Worte, die Hindenburg an die Armee richtet.

Am 25. steht das XX. Korps mit dem rechten Flügel der 41. I.D. an der Südspitze des Großen Damerausees (bei Gilgenburg), dann scharf nordöstlich, bis der linke Flügel der 37. I.D. die 12 Kilometer entfernte Nordwestspitze des Mühlensees erreicht. Hier biegt die Frontlinie längs der sumpfigen Drewenz-Niederung scharf nach Nordwesten — Landwehr und Festungstruppen zusammengefaßt als „Division Unger“. Weiter nach Nordwesten abgesetzt steht die 3. Res.Div. des Generals v. Morgen, ebenfalls Scholtz unterstellt. — Etwa 20 Kilometer südöstlich von Gilgenburg ist das deutsche I. A.K. in der Ausladung, um das russische I. A.K. anzugreifen, während 100 Kilometer nach Nordosten Mackensen und Below mit ihren beiden Korps bereit sind, sich auf das russische VI. Korps zu werfen, das von Bischofsburg nach Norden vorgeht. Gegen Scholtz und in den leeren Raum nordöstlich des Mühlensees auf Allenstein marschieren 3 russische Armeekorps — das Zentrum Samsonows.

Am 27. stürzen die beiden russischen Eckpfeiler zusammen. Das russische I. A.K. wird über Soldau zurückgeworfen, das russische VI. A.K. taumelt schwer geschlagen nach Ortelsburg. Schon setzt François Teile an in den Rücken jener drei Korps des russischen Zentrums, deren linken Flügel die 41. I.D. kraftvoll zurückgeworfen hat, während ein russisches A.K. vor der Drewenzfront steht, ein anderes Allenstein erreicht hat und Rennenkampf immer noch mit größter Vorsicht sich langsam Königsberg nähert, wo er die verschwundene 8. Armee vermutet. Zur Unterstützung der 8. Armee ist die Landwehr-Division Goltz aus Schleswig-Holstein im Anrollen; ihre größere Hälfte wird am Abend des 27. etwa 25 Kilometer südwestlich Allenstein ausgeladen.

Am 28. geht zunächst alles schief. Die 41. I.D. sollte am Vormittag östlich des Mühlensees mit der 3. Res.Div. zusammenwirken. Im dichten Nebel aber laufen ihre Truppen in der Frühe in die Russen hinein; die Division muß in die alte Front südlich des

Mühlensees zurückgeführt und dort erst wieder geordnet werden! — Ein Mißverständnis läßt Mackensen statt nach Süden die Richtung nach Westen nehmen, wohin Below gehen sollte: dadurch wird den Russen der Rücken frei. Ein Generalstabsoffizier bringt im Flugzeug die Meldung an Hindenburg und muß nun das XIII. A.K. eiligst zurückdrehen in die Richtung auf Ortelsburg. An der Drenzenz greift der Russe an. Sehnsüchtig wartet das Feldherrn paar auf eine erlösende Tat.

In diesem kritischen Augenblick greift General v. Morgen selbständig ein. Er weiß, daß Goltz um 5 Uhr auf Hohenstein angetreten ist, daß die 41. I.D. östlich des Mühlensees heranrücken sollte, weiß aber nichts von ihrem Mißgeschick. Es kommt kein Befehl von Scholtz. Er brütet über seiner Karte. Die Front vor der Front seiner Division, die am 27. abends noch von den Russen besetzt gewesen war, war von Nachtpatrouillen wieder feindfrei gemeldet worden. Von der 41. I.D. ist nichts zu hören. Die Landwehr-Division Goltz kann um 9 Uhr auf 4 Kilometer an Hohenstein heran sein und läuft Gefahr, vereinzelt in sehr gefährliche Lage zu kommen. So entschließt er sich, die augenblickliche günstige Lage vor seiner Front auszunutzen, dem Kommandierenden General die Entscheidung aus der Hand zu nehmen, auf eigene Verantwortung anzutreten. Um 7.20 Uhr morgens gibt er die Befehle zum Angriff auf der ganzen ihm unterstellten Front und meldet dies erst gegen 8.30 Uhr, als die Truppen schon in voller Bewegung sind und nichts mehr daran geändert werden kann, an Scholtz. Der findet sich, wenn auch ungern, mit dieser Eigenmächtigkeit ab, Hindenburg und Ludendorff aber sind glücklich, als er meldet: „Morgen ist im Angriff“. Um 12.30 Uhr hat dieser Hohenstein genommen, gerade zur rechten Zeit für Goltz, der schon erheblich in Schwierigkeiten steckt. Damit ist die Flut entfesselt. Die 5. Reserve-Brigade ist am Abend noch an die Stelle gekommen, wo in der Frühe die 41. I.D. umkehren mußte.

Die Russenfront ist zerbrochen. Gewaltige Märsche des XVIII. A.K., von Teilen des I. A.K. und eines Detachements „v. Schmettau“, das auf den sandigen Waldwegen mit vollem Gepäck vom 27. abends bis 29. früh in mehrfach von Gefechten unterbrochenem

Marsch 60 Kilometer zurücklegt, wird der Sack so geschlossen, daß der größte Teil der Russen eingeschlossen bleibt. Samsonow erschießt sich! Mindestens 30 000 Infanteristen und rund 100 Maschinengewehre hatte er mehr gehabt als Hindenburg. Nur an Artillerie, namentlich schwerer, war dieser stärker gewesen dadurch, daß Ludendorff aber auch alles, was aus den westpreussischen Festungen herausgeholt werden konnte, zur Entscheidungsschlacht gebracht hatte.

Die Festigkeit Hindenburgs, die Tatkraft Ludendorffs haben die Grundlage für den überwältigenden Sieg geschaffen. Dazu aber kam an verschiedenen Stellen das rechtzeitige selbständige Handeln von Führern aller Grade, wie wir es bei Morgen gesehen haben, kam die Zähigkeit und Ausdauer der Infanterie, die überlegene Kraft der schweren Artillerie. So reifte dieser Sieg, der den Russen ein für allemal einimpfte, daß sie den Deutschen unterlegen seien.

Serbien 1915

Seit dem Frühjahr 1915 hatte sich die Oberste Heeresleitung mit der Absicht getragen, Serbien niederzuwerfen. Maßgebend hierfür war einmal das Bestreben, Österreich-Ungarn von der ständigen Bedrohung in seiner Südflanke zu befreien; sodann — dringender noch — die Notwendigkeit, eine Verbindung mit der schwerringenden Türkei herzustellen, die, seit dem Herbst 1914 im Bunde mit den Mittelmächten, an den Dardanellen gegen Engländer und Franzosen in kräftezehrendem Abwehrkampfe stand. Hilfe an Truppen tat dringend not, sollte nicht die heldenmütige Verteidigung der Meerengen zusammenbrechen.

Da keine Aussicht bestand, Rumänien auf diplomatischem Wege zur Aufgabe seiner Neutralität zu veranlassen und da man es auch nicht zwingen wollte, galt es den Weg durch Serbien gewaltsam zu öffnen, und zwar schnell, bevor die ungünstige Witterung Operationen verbot.

Vorbedingung für ein erfolgreiches Vorgehen gegen Serbien war die Mitwirkung Bulgariens, damit man den Gegner auch von der Flanke her fassen konnte. Dieses erklärte sich nach längerem

Zögern unter dem Eindruck der erfolgreichen türkischen Abwehr an den Dardanellen und der russischen Niederlagen zum Anschluß an die Mittelmächte bereit, nachdem die Türkei durch Grenzberichtigungen bulgarischen Wünschen entgegengekommen war.



Mit der Leitung des Feldzuges wurde unter der Oberleitung des österreichischen Oberkommandos Generalfeldmarschall von Makensen betraut; ihm stand als bewährter Generalstabschef Oberst

von Seeckt zur Seite. Der inhaltsschwere Auftrag der Heeresgruppe lautet kurz und bündig: „Die serbische Armee ist entscheidend zu schlagen und baldmöglichst die Verbindung über Belgrad mit Sofia und Konstantinopel zu öffnen und zu sichern.“

Mitte September begann der Aufmarsch in Südungarn. Die k. u. k. 3. Armee des General von Köveß versammelte sich — 4 österreichische und 3 deutsche Divisionen und einige kleinere Verbände stark — in Syrmien, ostwärts von ihr marschierte im Banat die neuaufgestellte deutsche 11. Armee mit 7 Divisionen unter General von Gallwitz auf. Bulgarien stellte an der serbischen Ostgrenze die aus 4 starken Divisionen bestehende 1. Armee unter General Bojadjeff bereit, die der Heeresgruppe Mackensen unterstand; eine schwächere 2. Armee des General Todorow — nur 2 Infanterie- und eine Kavalleriedivision —, die in ihren Unternehmungen unabhängig von dem Feldmarschall blieb, marschierte weiter südlich bei Küstendil und Strumica auf; weitere bulgarische Divisionen wurden an der griechischen und rumänischen Grenze versammelt.

Die Grenzgestaltung des Landes bot angesichts der Mitwirkung der Bulgaren günstigste Voraussetzungen für einen Vernichtungsschlag gegen die serbische Armee. Der Gedanke einer doppelseitigen Umfassung lag nahe. Da sich aber ein Vorgehen von Westen, von Bosnien her, mit Rücksicht auf das dortige unwegsame Gelände und die schlechten Bahnverhältnisse, ferner infolge Fehlens von Gebirgstruppen und wegen des Unvermögens der Österreicher, ausreichende Kräfte zur Verfügung zu stellen, verbot, blieb nur die Angriffsrichtung von Norden und Osten. Der Hauptstoß sollte von Norden erfolgen. Demgemäß hatte die k. u. k. 3. Armee den Übergang über die Donau mit den Hauptkräften bei Belgrad, die 11. Armee mit der Masse bei Ram und mit einer Nebenabteilung bei Semendria zu erzwingen. Die 1. bulgarische Armee sollte mit dem linken Flügel auf Nisch in den Rücken der die Donau haltenden feindlichen Kräfte vorstoßen; der 2. bulgarischen Armee fiel der Einbruch nach Mazedonien und der Vorstoß gegen das Vardartal zu, um die Bahn Nisch—Saloniki zu unterbrechen.

Zunächst galt es, die tausend Meter breite Donau und die Save zu überwinden. Ein kühnes Unternehmen, von dem der Erfolg des gesamten Feldzuges abhing! Es wurde glänzend gelöst.

Am 7. Oktober begann überraschend der Übergang unter dem Schutze einer gewaltigen Artillerievorbereitung. Geschütze aller Kaliber schleuderten ihre Geschosse auf die alten Ringmauern Belgrads und Semendrias und die neuzeitlichen Anlagen der serbischen Uferbefestigungen. Belgrads Vorstädte sanken in Schutt, Semendria brannte, und nach hartnäckigem, heldenhaften Widerstande fielen am 9. und 11. Oktober 1915 die beiden wichtigen Plätze.

Am 14. Oktober griffen die Bulgaren in den Kampf ein. Sie begegneten in dem der Verteidigung äußerst günstigen, zerklüfteten Berglande zähem Widerstand der Serben. Da zudem das Wetter und damit die Wege schlecht wurden, war der Vormarsch auf allen Fronten sehr schwierig. Mühsam kämpften sich die deutsche und die österreichische Armee von Norden her vorwärts. Ein Kilometer kostete mitunter eine Stunde Zeit; oft mußten fünfzig Mann anfassen, um ein Geschütz vorzubringen. Doch waren die Serben gezwungen, unter der Wechselwirkung des beiderseitigen Druckes, insbesondere auch dank des überraschend schnellen Vordringens der 2. bulgarischen Armee zu weichen. Von Berg zu Berg, von Abschnitt zu Abschnitt wurde in erbittertem Kampfe der hartnäckige Gegner zurückgeworfen. Nachdem am 31. Oktober Kragujewac gefallen und dann auf schwer gangbaren Straßen die Moravatäler überwunden waren, wurde am 5. November mit dem rechten Flügel Kraljevo, mit dem linken Nisch erreicht.

Zwar gelang es dem Gegner, sich unter Preisgabe gewaltiger Mengen von Geschütz und Gerät der Umfassung und Vernichtung durch schnellsten Rückzug in das unwegsame Hochgebirge nach Südwesten zu entziehen, aber wenn sich damit auch die Hoffnung der Verbündeten, ihn im Moravagebiet zur Entscheidungsschlacht zu stellen, nicht erfüllte, so setzten diese nun alles daran, den Feind durch rücksichtsloses Nachdrängen zur völligen **A u f l ö s u n g** zu bringen.

Die bulgarische 2. Armee sperrte den Serben den Rückzug in Richtung der griechischen Grenze und verhinderte sie an der Vereinigung mit der von dort durch das Vardartal zuhilfe eilenden, Anfang Oktober in Saloniki gelandeten englisch-französischen Orientarmee. Diese wurde zurückgeworfen. Zugleich fielen bulga-

rische Kräfte nun von Südosten her — auf Pristina zu — den nach dem Amselfelde zuströmenden Serben in die gefährliche Südflanke.

Auf dem geschichtlichen Boden des Amselfeldes, auf dem sich im Jahre 1389 das Schicksal der Serben im Kampfe gegen die eindringenden Türken für Jahrhunderte entschieden hatte, leistete das tapfere serbische Heer den letzten ernsthaften Widerstand. Aber örtliche Erfolge vermochten sein Geschick nicht mehr zu wenden. Der Feldmarschall drängte zu zäher, auch gegen die eigenen Truppen rücksichtsloser Verfolgung: unter dauernden Kämpfen und schwersten Entbehrungen schloß sich die Klammer um den fliehenden Feind immer enger. In verzweifelten Gegenstößen gegen die überholend verfolgende 2. bulgarische Armee erfochten sich die Reste der serbischen Divisionen den als letzten Ausweg bleibenden Rückzug nach Westen. Es waren nur noch Trümmer, 90 000 Mann nahezu ohne Artillerie und mit nur wenigen Fahrzeugen, die sich über die albanische und montenegrinische Grenze retteten und sich unter unendlichen Mühsalen und weiteren Verlusten durch das unwirtliche, schneebedeckte Bergland Albaniens schließlich zur Adria durchschlugen, wo sie von Schiffen der Entente aufgenommen wurden. —

Die deutsche Führung aller Grade hatte Großes geleistet. Die deutsche Oberste Heeresleitung führte den Schlag gegen Serbien während eines besonders schwierigen Zeitabschnittes des Gesamtkrieges: obwohl der Westen im schwersten Abwehrkampfe von damals unerhörten Ausmaßen stand, und am Isonzo und in Rußland die Kräfte aufs äußerste in Anspruch genommen waren, hielt sie beharrlich an dem einmal gefaßten Entschluß fest und machte sogar vier Divisionen mehr als in den Abmachungen mit der österreichischen Heeresleitung zunächst vorgesehen, frei.

Die Durchführung des Feldzuges durch das Oberkommando Mackensen war eine gewaltige Führerleistung. Obwohl gehemmt durch zahlreiche politische Reibungen, wie beispielsweise die Rücksichtnahme auf das österreichische Prestige, auf die Eigenheiten der Heeresteile dreier Nationen sowie die Neutralität Griechenlands, obwohl von Anfang an abhängig von dem ungünstigen Gelände und den unzureichenden Verkehrsbedingungen in Bosnien, die den

erwünschten Einsatz gegen die serbische Westflanke verhindern, erzielte die Heeresgruppe — immer den Vernichtungsgedanken vor Augen — einen operativen Erfolg ersten Ranges.

Haltung und Leistung der Truppe waren über alles Lob erhaben. Schon der Stromübergang, angesichts eines verteidigungsbereiten Gegners, war ein Meisterstück. Dann erfochten Deutschlands, Österreichs und Bulgariens Söhne Schulter an Schulter Sieg um Sieg über einen tüchtigen, gut geführten, um Haus und Herd kämpfenden Feind und überwandten unter ungünstigsten Witterungsverhältnissen alle Schwierigkeiten des Geländes und des Nachschubs.

Der Gesamterfolg war groß und folgeschwer für Freund und Feind: das serbische Heer wurde zertrümmert; kaum der achte Teil konnte sich retten. 150 000 Gefangene und 8000 Geschütze blieben in der Hand des Siegers. Ein beachtenswerter Gegner, der, von glühender Liebe zur Heimat beseelt, heldenmütig gefochten hatte, war innerhalb von fünfzig Tagen aus dem Felde geschlagen. Freilich, zu einem weiteren Kampfe gegen die Ententetruppen, die von Saloniki zuhilfe geeilt und sich nun, zurückgeworfen, auf griechischem Boden festgesetzt hatten, konnte sich die OHL nicht mehr entschließen. Damit bildete sich eine weitere Front in Mazedonien, in die später auch die aufgefrischten Reste des serbischen Heeres eingereiht wurden und deren Vorhandensein schwerwiegende Folgen für die Gesamtkriegführung hatte. Fürs erste jedoch war das Ziel erreicht: der Weg zur Türkei war frei; diese konnte aufatmen. Die Entente mußte das Dardanellen-Unternehmen aufgeben, und die russische Widerstandskraft blieb durch die Sperrung der Meerengen entscheidend geschwächt.

Somme 1916

Im Sommer 1916 wollte General Joffre Deutschland entscheidend schlagen. Franzosen, Engländer, Italiener, Russen sollten, zeitlich zusammenwirkend, die Zentralmächte so angreifen, daß Deutschland keine Möglichkeit habe, Truppen vom einen zum andern Schlachtfeld zu werfen und zu helfen, wo es nötig sei. Sein Plan wurde ihm verdorben durch den deutschen Angriff auf Verdun, den

österreichischen in Tirol. So wurde aus seiner allgemeinen, zeitlich abgestimmten Schlacht eine durch die Angriffe der Zentralmächte ausgelöste Folge von Schlachten und insbesondere in Frankreich eine französisch-englische Schlacht, in der er den Engländern die Hauptlast übertragen mußte. Trotzdem hatte er am Angriffstage, dem 1. Juli, Aussicht auf einen Durchbruch. Dem Angriff von 11 französischen, 16 britischen Divisionen (außer einer englischen Reserve-Armee und einer Reserve der englischen Heeresleitung) standen nur die deutsche 2. Armee mit 12 Divisionen (davon im eigentlichen Angriffsraum nur 7) und eine Reserve der OHL von 3 Divisionen gegenüber, weil Falkenhayn an die Gefahr nicht glaubte. Überwältigend war die Überlegenheit der Angreifer an Artillerie: 3000 Geschütze, darunter fast die Hälfte schwere, gegen 844 deutsche mit 246 schweren. Dazu hatten sie noch die Luftherrschaft. Und trotzdem ist diesem Angriff der erwartete Gewinn nicht geworden. In fast 6 Monate während der Schlacht haben Divisionen auf Divisionen auf dem Schlachtfelde der Somme geblutet. Neue Armeen, neue Führer traten auf. Engländer und Franzosen haben 700 000 Mann an Gefallenen, Verwundeten, Vermißten verloren — fast $1\frac{1}{2}$ mal soviel wie die Deutschen, für einen Geländegewinn von 40 Kilometer Breite und einigen (nirgends über 10) Kilometern Tiefe. Im Dezember wurde Joffre, der Sieger von der Marne, abgesetzt. Wie ist das möglich gewesen?

Von Strategie können wir nicht sprechen. Kein genialer Funke blitzte in dem schrecklichen Ringen Brust gegen Brust auf. Alles war Taktik. Die erste Grundlage zum deutschen Abwehrsiege wurde bereits am 1. Juli gelegt. Da wollte der Engländer beiderseits der großen Straße von Amiens über Albert nach Bapaume durchbrechen, erzielte aber nur unbedeutende Einbrüche südlich jener Straße. Das war das Verdienst der Divisionskommandeure, die dort seit Jahr und Tag in dem Kalkfels, der unter lehmiger Oberschicht verborgen war, durch mächtige Decken geschützte Unterstände hatten bauen lassen. Nun hielten die Stollen 7tägiges Trommelfeuer aus. Als dann am 1. Juli 8.30 Uhr der Sturm der Engländer begann, „da wurden“, schreibt das englische Generalstabswerk, „die vordersten Sturmwellen von den Deutschen, die

sofort in der Frontlinie erschienen und meistens aufrecht stehend feuerten, mit direktem gezielten Feuer aus Gewehr und Maschinengewehr empfangen“. Die Geschichte eines englischen Regiments schreibt darüber: „Um 8.30 Uhr stürzte unsere erste Welle auf die feindlichen Gräben, um 8.50 folgte die zweite. Um 9.25 schien das feindliche Maschinengewehrfeuer erloschen zu sein. Die dritte Staffel meldete: „Alles fertig!“ Als sie jedoch die Frontgräben erreichte, erkannte sie, warum das feindliche Maschinengewehrfeuer aufgehört hatte: es gab nichts mehr, was sich bewegte im Niemandsland! Jener schreckliche tote Raum zwischen den Stellungen war besät mit unbeweglichen Gestalten.“ 60 000 Mann haben die 5 britischen Angriffskorps am 1. Juli verloren!

Von diesem Schlage hat sich der Angriff nicht wieder erholt. Was folgte, war die langsame Materialschlacht, für die Foch den Grundsatz aufgestellt hatte: „Die Artillerie erobert, die Infanterie besetzt!“ Trotzdem würde die deutsche Abwehr den mit immer neuen Munitionsmassen einsetzenden Angriff nicht haben lähmen können, wenn nicht die aufopfernde Tapferkeit des deutschen Infanteristen die Zahl vervielfältigt hätte. — Da kämpft eine Kompanie des F.R. 38 im Juli bei Soyécourt gegen Franzosen. Die Verteidigung des Sappenkopfes leitet Fähnrich Keil. Fortgesetzt krachen Schrapnells über die Verteidiger weg, schlagen Gewehrgranaten ein, fliegen Handgranaten über sie fort. Im Halbkreise sind sie umfaßt. „Da sahen wir plötzlich unseren Fähnrich zu Boden sinken“, erzählt einer der Verteidiger. „Eine Handgranate hatte ihm das rechte Bein weggerissen. Das steigerte unsere Wut bis zum äußersten. Durch die fortgesetzten Zurufe unseres lieben Fähnrichs, der uns, obschon er im Blute lag, immer von neuem anspornte, verdoppelte sich fast unser Feuer.“ Für sich wies Fähnrich Keil, noch einmal schwer verwundet, jede Hilfe zurück. „Ich sterbe ja doch, verbindet mich nicht erst, helft lieber an der Verteidigung mit!“ Der Angriff wurde abgeschlagen. Der Fähnrich verschied, noch bevor er verbunden werden konnte, mit den Worten: „Grüßt mir meine lieben Eltern!“ Deutsches Soldatentum!

Die letzte entscheidende Hilfe brachte der glänzende Auftrieb bei der Luftwaffe, als Hindenburg-Ludendorff an Falkenhayns Stelle

getreten waren. Zwei Jagdstaffeln werden an der Somme gebildet, darunter die Jagdstaffel 2 unter Hauptmann Boelcke. Am 16. September ist diese (zu der auch der noch unbekannte Manfred von Richthofen gehörte) mit den neuen Albatros-Doppeldeckern kampfbereit, am 17. eröffnet Boelcke den Kampf im Staffelfverbande. War schon vorher die Kunde: „Boelcke ist da!“, in den Schützengräben und Batterien mit hoffendem Jubel von den Frontkämpfern begrüßt worden, so begann nun das große Aufräumen unter den feindlichen Fliegern, die bis dahin der deutschen Artillerie alle Beobachtung gesperrt und den deutschen Infanteristen durch die Verfolgung aus der Luft zur Verzweiflung gebracht hatten. „Die deutschen Erkundungs-, Artillerie-, Beobachtungs- und Jagdflugzeuge sind so außerordentlich tätig, daß es beunruhigend wirkt“, stellt jetzt das französische Generalstabswerk fest. Die deutschen Artillerie-Beobachter konnten wieder ihre Batterien unterstützen, die Artillerie sah wieder! Das Tempo der Siege der Staffel Boelcke wuchs unheimlich. Als er am 28. Oktober durch Zusammenstoß mit einem anderen deutschen Flugzeug fiel, war der Ausgang der Schlacht schon entschieden: sie erstickte im Novemberschlamm. Sein Geist aber lebt in seinen Schülern fort bis heute.

Nehmen wir alles zusammen: Ohne das vorbildliche Zusammenwirken von Heer und Luftwaffe würde die Sommeschlacht nicht zu dem Ende gekommen sein, zu dem sie gekommen ist: zu einem Zerschellen der feindlichen Durchbruchsabsichten, zu einer Lage, die es trotz der schweren Schäden, die auch das deutsche Heer erlitten hatte, ermöglichte, im nächsten Frühjahr die französische Armee an die Grenze des Zusammenbruchs zu bringen.

Karfreit 1917

Eine Episode aus der Durchbruchsschlacht bei Flitsch-Tolmein

Oktober 1917. Seit 2½ Jahren haben die Italiener in 11 Schlachten um den Durchbruch durch die österreichische Isonzo-Stellungen. Die elfte Schlacht hat ihnen wichtige Erfolge gebracht. Ohne deutsche Hilfe können die Österreicher (Heeresgruppe Boroë-

vic) hier auf Erfolg nicht mehr hoffen. Zur Bildung einer neuen Armee nördlich der Heeresgruppe Boroëvic gibt die deutsche OHL. Truppen, 2 Gruppenkommandos und das A.O.K. 14; Österreich steuert ebenfalls 2 Gruppenkommandos und Truppen bei. Dem drohenden zwölften Sturm der Italiener wird ein Angriff der Verbündeten zuvorkommen. Im Angriffsabschnitt der 14. Armee fällt der deutschen 12. I.D. der Angriff „beiderseits des Isonzo im Tal auf Karfreit“ (Rommel, „Infanterie greift an“) zu, südlich davon dem Alpenkorps der Angriff gegen die mächtigen italienischen Stellungen in der Linie der Berge Matajur—Kuk—Kolovratrücken, die es durchstoßen soll. Auf dem rechten Flügel des Alpenkorps greift das Bayer. Leib-Infanterie-Regiment an, dessen rechte Flanke das württembergische Gebirgsbataillon (Major Sproesser) deckt.

In der Regennacht zum 24. Oktober eröffnet die deutsche Artillerie 2 Uhr morgens ihr Vernichtungsfeuer. Unter seinem Schutz gelingt es den 7.55 Uhr antretenden Württembergern und Bayern, über ungedeckte Ebene hinweg die steilen Hänge zu erreichen, die es zu erklettern gilt. Die Vorhut der Gebirgler, 1. und 2. Schützen-Kompanie und 1. M.G.K., führt Oblt. Rommel. Vom Tal rechts herauf klingt der Gefechtslärm der vorwärtsstürmenden 12. I.D.; Regen und Nebel verhindern die Italiener, von den Bergen herab ihr Feuer auf sie zu lenken. Der Enderfolg hängt von der Eroberung der mächtigen Gebirgsstellung ab. Nach längerem Aufstieg erkennt Rommel, daß geradeaus nichts zu machen ist; er biegt mit dem Hauptteil seiner Kolonne rechts ab, entdeckt eine gutverdrahtete feindliche Stellung, vom deutschen Artilleriefeuer noch unberührt. Könnte man hier wohl herankommen? Da ist ein schön maskierter Fußweg, sicher ein Weg der italienischen Patrouillen. Einige ausgesuchte Leute gehen vor, als wären sie zurückkommende Italiener, sollen eindringen ohne zu schießen, die Besatzung beiderseits des Weges verhaften. Nach 10 Minuten kommt ein Schütze zurück und flüstert: „17 Italiener gefangen, 1 M.G. erbeutet, Gegner noch völlig ahnungslos.“ Rommel führt seine Kompanie auf dem gleichen Weg in die feindliche Stellung; eine ebenso starke Abteilung der Gebirgler hat sich ihm derweil angeschlossen, macht mit. Wieder gelingt geräuschloser Einbruch, unentdeckte Verbreiterung 50 Meter

nach jeder Seite. Was nun? Diese Stellung jetzt aufrollen (was naheliegt), oder geradeaus weiter zum „Hevnikgipfel“ durchbrechen, von da mit 6 Kompanien alle italienischen Stellungen an den Hängen ausheben? Rommel entschließt sich für das Schwierigere, Gefährlichere, aber den großen Erfolg Versprechende: Durchbruch zum Hevnikgipfel. Freilich von seinen MG-Schützen ist jeder mit 40 Kilogramm beladen; keine Kleinigkeit, so im Hochgebirge zu klettern. Aber um 12 Uhr mittags ist der Gipfel erreicht — und nicht verteidigt! Jetzt jedoch schlägt schweres deutsches Artilleriefeuer auf dem Hevnikgipfel ein, das Rommel für italienisches Feuer von Höhe 1114 her hält. Er glaubt seine Gebirgsschützen von italienischen Beobachtern dort erkannt, zieht, um unnütze Verluste zu vermeiden, die Abteilungen des Württ. Gebirgsbataillons in nördlicher Richtung heraus, läßt feindliche Artillerienester säubern und übernimmt im Laufe des Nachmittags wieder die Aufgabe, die rechte Flanke des Bayerischen Leib-Infanterie-Regiments zu decken, das in erfolgreichem Angriff auf den Kolovratrücken bleibt. Die Dunkelheit bricht ein.

Im Halbschlaf auf eiskaltem Boden überlegt Rommel seinen Angriffsplan so, daß der Frontangriff auf die mächtige Gebirgsstellung, die dritte und letzte der Italiener, vermieden wird. Weiter westlich läuft die italienische Stellung auf den ansteigenden Kuppen des Kolovrat-Rückens: ein kühnes, glückhaftes Unternehmen hier könnte die Möglichkeit schaffen, die ganze Stellung nach Südosten aufzurollen. Major Sproesser genehmigt seinen Plan. In den Bergen Rumäniens haben die Gebirgler gelernt, sich an einen überhöhend eingebauten Feind heranzuschleichen. Wieder einmal gelingt es, auf einem kleinen Sattel, nur 100 Meter vor der Feindstellung, lautlos eine Anzahl Italiener gefangen zu nehmen, aber jeden Augenblick kann man entdeckt werden. Rommel befiehlt: „Einbruch durch die 2. Kompanie“. Er selbst wird mit der 3. Schützen- und der 1. MG.-Kompanie weiter nach Westen schleichen; eine MG.-Gruppe hat auf dem Nordhange nach Osten abzdämmen und ihm den Rücken zu decken.

Zuerst hat die 2. Kompanie wieder vollen Erfolg; dann aber tönt von ihrer Seite immer stärkerer Gefechtslärm: offenbar ist sie in

großer Gefahr. Wenige Minuten haben genügt, um die Lage völlig zu Ungunsten der Gebirgler zu verändern und recht ernst zu gestalten. Es gelingt Rommel, einen Punkt zu finden, von wo aus er Übersicht hat. Die 2. Kompanie ist von Westen, Süden und Osten von einem ganzen italienischen Bataillon eingekreist und hat im Rücken unübersteigbare Hindernisse; durch unaufhörliches Schießen hält sie sich noch auf Augenblicke den auf 50 Meter herangekommenen Feind vom Leibe, aber sobald er stürmt, ist sie verloren. Nur überraschender Stoß mit seiner Abteilung in die linke Flanke und den Rücken des Feindes kann nachhelfen. Dann muß der Nahkampf entscheiden!

Atemlos keucht die 3. Kompanie heran, hinter ihr die 1. M.G.K. Schon liegen die Schützen sprungbereit. Rommel gibt das Zeichen: der überraschende Stoß in die Flanke und Rücken trifft! Die Italiener lassen von der 2. Kompanie ab, versuchen, sich gegen die 3. Kompanie zu wenden — aber jetzt erhebt sich auch die 2. und stürmt von rechts her. Von zwei Seiten gepackt und auf engem Raum zusammengepreßt streckt der Gegner die Waffen! Die italienischen Offiziere verteidigen sich noch bis auf wenige Meter mit der Pistole, dann werden auch sie überwältigt.

Am 25. morgens hat Rommel mit seinen wenigen Kompanien eine Bresche von 1000 Meter in die feindliche Hauptstellung gerissen. Am 26. mittags sind daraus durch das Vorgehen der benachbarten Verbände bereits 10 Kilometer geworden. Unter diesem überwältigenden Eindruck bricht die italienische Front zusammen, flutet bis über den Piave zurück. Englische und französische Divisionen eilen zur Hilfe. Der Feldherr Cadorna wird abgesetzt. Die Gefahr für das österreichisch-ungarische Heer ist beseitigt.

Polen 1939

„Auf Befehl des Führers und Obersten Befehlshabers hat die Wehrmacht den aktiven Schutz des Reiches übernommen. In Erfüllung ihres Auftrages, der polnischen Gewalt Einhalt zu gebieten, sind Truppen des deutschen Heeres heute früh über alle deutsch-polnischen Grenzen zum Gegenangriff angetreten. Gleichzeitig sind

Geschwader der Luftwaffe zum Niederkämpfen militärischer Ziele in Polen gestartet. Die Kriegsmarine hat den Schutz der Ostsee übernommen.“

Mit diesen Worten wird der Beginn des Großdeutschen Freiheitskampfes angekündigt. Um 5.45 Uhr trat das Ostheer an. Es ist in zwei Heeresgruppen mit insgesamt 5 Armeen und 2 Luftflotten gegliedert und soll die polnische Armee im Weichselbogen umfassend angreifen und vernichtend schlagen.

Bei der Heeresgruppe Süd (Generaloberst von Rundstedt) lag das Schwergewicht bei der mittleren, der 10. Armee (General d. Art. von Reichenau), die um Kreuzburg in Oberschlesien aufmarschiert war und als wuchtiger Keil in nordöstlicher Richtung, etwa auf Warschau zu, durchstoßen sollte. Den rechten Flankenschutz dieser Stoßarmee hatte die 14. Armee unter Generaloberst List zu übernehmen. Sie war in Oberschlesien und in der nordöstlichen Slowakei versammelt, um in östlicher Richtung vorgehend die nördlich der Beskiden befindlichen polnischen Kräfte zu stellen und ihnen dann mit weiter östlicher aus der Slowakei über die Ost-Beskiden nordwärts vorbrechenden Kräften den Rückzug nach Osten zu verlegen.

Die 8. Armee am linken Flügel der Heeresgruppe Süd stand östlich Breslau in der Gegend von Öls-Namslau bereit. Sie hatte unter General d. Inf. Blaskowitz die Aufgabe, den Vormarsch der 10. Armee in der allgemeinen Richtung auf Warschau zu begleiten und gegen einen etwaigen Angriff starker polnischer Kräfte aus dem Posener Gebiet zu decken.

Die Heeresgruppe Nord war, durch den Korridor getrennt, mit der 4. Armee in Pommern und in der Grenzmark, mit der 3. Armee in Ostpreußen aufmarschiert. Hier führte General d. Art. von Küchler, dort General d. Art. von Kluge: beide standen unter dem Befehl des Generaloberst v. Bock.

Die 4. Armee sollte geradeaus durch den Korridor gegen die Weichsel vorstoßen, den Übergang zwischen Bromberg—Graudenz erzwingen und einer aus Ostpreußen gegen die Weichsel (Graudenz) vorgehenden Seitengruppe der 3. Armee die Hand reichen. Durch diese Bewegung mußten die polnischen Truppen im nörd-

lichen Korridor und vor Danzig abgeschnürt werden. Gleichzeitig hatte die 3. Armee aus dem südlichen Ostpreußen gegen und über den Narew bei Pultusk und Rozan vorzustoßen. Nach dem Weichselübergang der 4. Armee hatte Heeresgruppe Nord mit 4. und 3. Armee auf Warschau vorzugehen, um die auf dem ostwärtigen Weichselufer befindlichen Feindkräfte entscheidend zu schlagen. Sie hatte außerdem mit Heeresgruppe Süd bei der Vernichtung der noch auf dem Westufer befindlichen Feindkräfte zusammenzuwirken — hauptsächlich durch den auf dem Westufer der Weichsel vorgehenden rechten Flügel der 4. Armee.

Die Anlage der Operation läßt deutlich den Ansatz eines großen Zangenangriffes erkennen, der alle polnischen Kräfte westlich der Weichsel, insbesondere starke, beim Angriff ausgesparte polnische Verbände in Posen in Flanke und Rücken fassen und zerdrücken sollte.

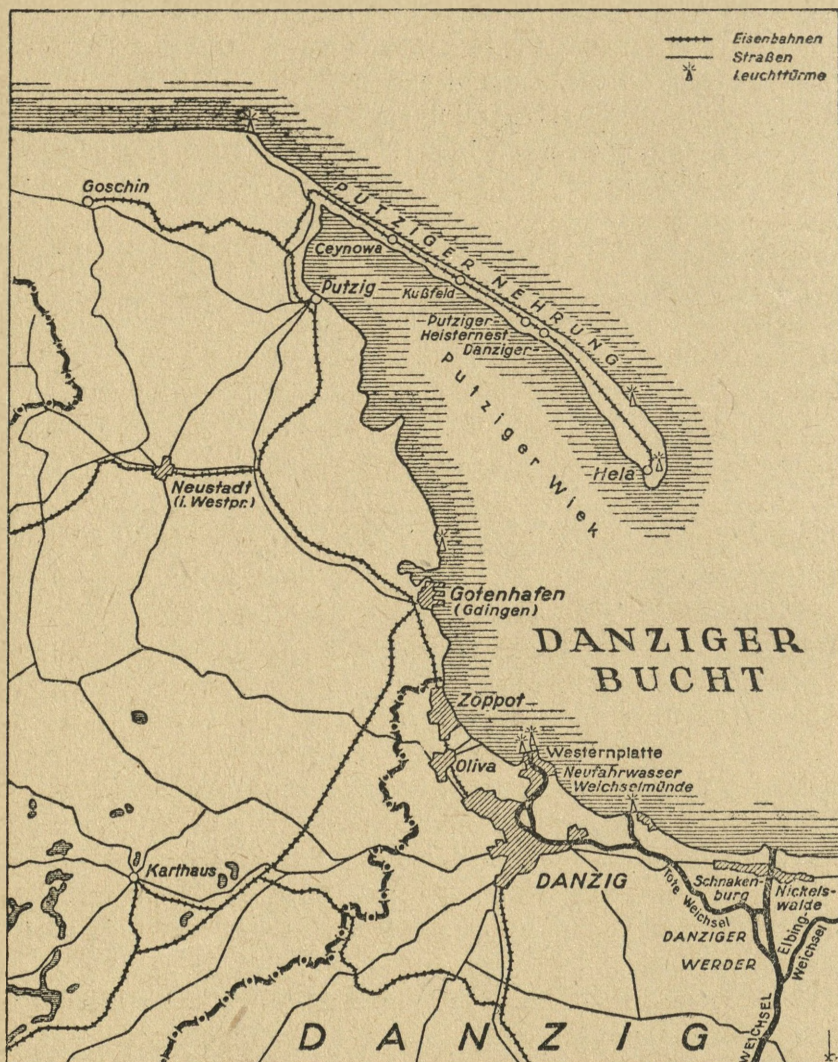
Zwei starke Luftflotten unter den Generalen der Flieger Kesselring und Löhner waren so nachdrücklich gegen alle militärisch wichtigen Anlagen im polnischen Hinterlande angesetzt, daß eine völlige Umklammerung nach der ganzen Tiefe auch in der Luft gewährleistet erschien.

Aus dem Ansatz der beiden Heeresgruppen ergab sich auch die Möglichkeit zur Einleitung und Durchführung eines zweiten großen Zangenangriffes — wie er später von der Obersten Heeresleitung befohlen wurde — ostwärts der Weichsel und sogar ostwärts des Bug.

Über die zahlenmäßige Stärke des Truppeneinsatzes und die Verteilung der Verbände ist nichts bekannt geworden. Schließlich waren auch Seestreitkräfte in der Danziger Bucht eingesetzt, um das letzte Glied des Einschließungsringes zu schließen. Man hatte, darauf sei hier besonders hingewiesen, in richtiger Einschätzung der operativen Auswirkung der angesetzten Umfassung, die Posener Front ausgesperrt.

Zunächst mußten die stark ausgebauten Grenzstellungen, namentlich in Oberschlesien, an der Wartha und im Norden bei Mława und Przasnysz, in tagelangem, schwerem Ringen durchbrochen werden. Hier zeigte sich mit ihren Bomben die Luftwaffe als hilfreiche Schwesterwaffe der Erdtruppen in der Schlacht, während

sie gleichzeitig weit in das Hinterland greifend, die Luftherrschaft erkämpfte und durch Angriff gegen wichtige militärische Ziele weit im Rücken der polnischen Front teils die Rückzugsstraßen verlegte,



teils den gesamten Nachschub-, Nachrichten- und Befehlsapparat zum Versagen brachte.

Schon am 6. September konnte man von einer „Verfolgung“ sprechen. An vielen Stellen der Front von schnellen Truppen durchbrochen, die ohne Rücksicht auf Anschluß rechts und links stürmisch vorwärts stießen und gegen den Rücken des Gegners einschwenkten, ballten sich die Massen der Polen bei Radom und bei Kutno zusammen. Der Rückweg über die Weichsel war bereits verlegt. In blutigem tagelangem Ringen werden hier zwei Vernichtungsschlachten geschlagen, während durch Galizien über Lemberg die Südgruppe als zweiter südlicher Zangenarm nordwärts eindrehte, um schließlich mit den aus Ostpreußen über Narew und Bug vorgedrungenen Teilen ostwärts Warschau zwischen Weichsel und Bug den zweiten Ring um die letzten Feindgruppen zu schließen. Auch im nördlichen Korridor und an der Küste, an der Danziger Bucht mußten die Polen schließlich die Waffen strecken, ebenso wie nach hartnäckigem Kampf die Besatzungen von Warschau und Modlin.

Eine Einkreisungsoperation hatte zur Vernichtung eines Staatswesens und seiner gesamten Wehrmacht geführt, wie sie, gemessen nach Zahl und Kämpfer, Kürze der Zeit und Weite des Raumes, in der Geschichte aller Zeiten bisher unbekannt war.

Die Verluste können angesichts des gewaltigen Erfolges, der Beutezahlen und der Tatsache, daß die polnische Armee in ihrer Gesamtheit vernichtet worden ist, alles in allem als erstaunlich geringfügig bezeichnet werden. Selten ist in der Weltgeschichte die völlige Zertrümmerung eines Staatswesens und seines Millionenheeres mit so geringen Blutopfern erzielt worden. Wir danken das der sorgfältigen Ausbildung, den Leistungen von Führung und der Truppe sowie der Güte und Überlegenheit deutschen Materials.

Der polnische Soldat ist nicht mehr; tot, gefangen oder zum Teil nach Rumänien entwichen. Am 6. Oktober gab der Führer die Zahl von 694 000 polnischen Gefangenen bekannt. Das ist allein schon mehr als die doppelte Stärke des polnischen Friedensheeres. Der deutsche Druck von Westen trieb aber außerdem noch Tausende von Polen der Sowjetarmee in die Arme, schätzungsweise 200 000 Polen. Dazu kommen noch die in Rumänien und Litauen internierten polnischen Waffenträger (wahrscheinlich 50 000 und

25 000 Mann). Die blutigen Verluste der Polen überschreiten bei ihrer schlechten Truppenführung, den vielen kritischen Lagen und dem zerstörenden Eingreifen der Luftwaffe, die tief im Hinterlande Bahnen und marschierende Kolonnen mit vernichtender, zahlenmäßig nicht meßbarer Wirkung angriff, alle Vorstellungen.

Norwegen 1940

An der Jahreswende 1939/40 konnte Deutschland auf die siegreiche Beendigung des polnischen Krieges zurückblicken. Durch die rasche und vollständige Niederwerfung Polens war die Gefahr eines Zweifrontenkrieges endgültig beseitigt. Das neue Heer des nationalsozialistischen Reiches hatte seine Bewährungsprobe bestanden. Der überwiegende Teil seiner Kräfte wurde nach dem westlichen Kriegsschauplatz überführt, wo es sich hinter den Anlagen des Westwalles während der Wintermonate in harter, unablässiger Arbeit in seiner Gliederung und Ausbildung für den bevorstehenden Entscheidungskampf vorbereitete. Doch bevor dieser begann, wurden der deutschen Wehrmacht durch das Norwegen-Unternehmen neue, besondere Aufgaben gestellt.

Im März und Anfang April 1940 erhielt die deutsche Staatsführung zuverlässige Nachrichten, daß England unter Verletzung der norwegischen und schwedischen Neutralität eine Besetzung Skandinaviens beabsichtigte, um die Stellung des Reiches in seiner rechten Flanke zu bedrohen und es von seinen nordischen Versorgungsquellen abzuschneiden. Als am 8. April die ersten englischen Minenfelder an der norwegischen Küste gelegt wurden, entschloß sich der Führer, selbst überraschend zu handeln und den Westmächten im Kampf um Skandinavien die Initiative zu entreißen. Er gab den Befehl, am 9. April Dänemark und Norwegen zum Schutz ihrer bedrohten Neutralität zu besetzen und zu sichern. Während auf Grund der einsichtsvollen Haltung der dänischen Regierung das dänische Gebiet kampfflos besetzt werden konnte, glaubten König Hakon und die norwegische Regierung im Vertrauen auf englische Hilfe dem deutschen Vorgehen bewaffneten

Widerstand leisten zu können, den zu brechen die deutsche Wehrmacht gezwungen wurde.

Die erfolgreiche Durchführung des deutschen Unternehmens in Norwegen am 9. April ist das Musterbeispiel einer „kombinierten Operation“. In reibungsloser, vorbildlicher Zusammenarbeit griffen die Leistungen von Heer, Kriegsmarine und Luftwaffe ineinander und gaben sich gegenseitig ein Höchstmaß von Unterstützung und Sicherung, geleitet von dem zielbewußten Willen der einen obersten Führung. Im Transport zur See und durch die Luft wurden starke Einheiten des Heeres an die wichtigsten norwegischen Küstenplätze gebracht, gesichert durch weit in den Norden reichende Unternehmungen der deutschen See- und Luftstreitkräfte. Am Abend des 9. April waren Oslo, Kristiansand, Stavanger, Bergen, Drontheim und Narvik nach teilweise heftigen Kämpfen mit den Besatzungen der norwegischen Küstenbefestigungen in deutscher Hand. Außerdem waren Aarendal und Egersund ohne Widerstand besetzt.

Da die Mobilmachung der norwegischen Wehrmacht angeordnet worden war und mit dem Eingreifen englischer Kräfte gerechnet werden mußte, ergab sich als nächste Aufgabe, die Verbindung zwischen den einzelnen, weit auseinander liegenden Stützpunkten herzustellen. Als Ausgangsstellung für die hiezu notwendigen Landoperationen kam allein der Raum von Oslo in Frage, dem von der Heimat ungehindert Verstärkungen und Nachschub zugeführt werden konnten.

In den Tagen vom 12. bis 14. April gelang es, den Raum ostwärts Oslo bis zur schwedischen Grenze zu besetzen, hier den Versuch einer norwegischen Mobilmachung zu zerschlagen und entlang der Südküste die Landverbindung zwischen Oslo und Stavanger herzustellen. Um den 12. April begann auch von Oslo der Vormarsch nach Norden und Westen, dem von der geographischen Beschaffenheit des Landes vier Richtungen in den Hochgebirgstälern vorgezeichnet waren: durch das Österdal nach Drontheim, durch das Gudbrandsdal nach Drontheim und Andalsnes, über Fagernes an das Ostende des Sognefjords und entlang der Eisenbahn Oslo—Bergen. Besonders wichtig wurde es, rasch eine Landverbindung

mit Drontheim herzustellen. Nördlich von Drontheim bei Namsos und südlich bei Andalsnes waren inzwischen Teile der für die Besetzung Norwegens bestimmten englischen und französischen Einheiten gelandet worden, um zusammen mit den norwegischen Kräften das deutsche Vordringen aufzuhalten.

Obwohl die Norweger an vielen Stellen hartnäckigen Widerstand leisteten und durch zahlreiche Sprengungen Hindernisse in den engen Gebirgstälern anlegten, gewann der Vormarsch der deutschen Infanterie und Pioniere, unterstützt von Panzern und Luftstreitkräften, schnell nach allen Seiten Raum. Im Österdal wurde über Kongswinger, Tynset und Røros bereits am 29. April die erste Landverbindung mit Drontheim hergestellt. Im Gudbrandsdal warfen die deutschen Kräfte nach der Einnahme von Hamar und Gjoevik die Norweger und von Andalsnes hierher vorgeworfene Engländer am 21. April in dem Gefecht südlich Lillehammer. Auch der Versuch des Feindes, den Eisenbahnknotenpunkt Dombaas zu halten, schlug fehl. Dombaas wurde am 30. April genommen und damit eine zweite direkte Verbindung mit Drontheim hergestellt. Die in Andalsnes gelandete englische Division flüchtete auf ihre Schiffe, ihr Rücktransport wurde durch die dauernden Angriffe der deutschen Luftwaffe überaus verlustreich. Auch die bei Namsos gelandeten Streitkräfte der Westmächte waren bei ihrem Vorrücken an der Enge von Steinkjer am 23. April zum Stehen gebracht worden. Die Deutschen rückten am 2. Mai in Andalsnes und am 4. Mai in Namsos ein. Die von ihren Bundesgenossen im Stich gelassenen norwegischen Einheiten bei Andalsnes und nördlich Drontheim boten daraufhin ihre Waffenstreckung an. Auch die zum Sogne-Fjord zurückgehenden Norweger hatten am 30. April nordwestlich Fagernes die Waffen gestreckt. Um den 20. April waren die in Bergen gelandeten deutschen Truppen entlang der Eisenbahn nach Oslo vorgegangen und hatten, nachdem der norwegische Widerstand in Gefechten bei Voß und am Myrdal-Tunnel gebrochen war, einer von Gol vorgehenden deutschen Abteilung am 1. Mai die Hand gereicht. Nach diesen Ereignissen konnte Anfang Mai die Eroberung Süd- und Mittelnorwegens als abgeschlossen gelten.

Während dieser Kämpfe stand die Gruppe Narvik unter General Dietl auf sich selbst gestellt; nur auf dem Luftwege war eine Verbindung und Unterstützung möglich. Der Gruppe war die Sicherung der nach Schweden führenden Erzbahn übertragen. Nachdem am 13. April die deutschen Zerstörer unter dem Befehl des Kommodore Bonte in heldenmütigem Kampfe der Übermacht der englischen Seestreitkräfte erlegen waren, begannen die Engländer vom 16. April an nördlich und südlich von Narvik Truppen zu landen und sich an die deutschen Stellungen heranzuarbeiten. Nach erbitterten Kämpfen im z. T. noch tief verschneiten, schroffen Gebirgsgelände, gegen eine vielfache Überlegenheit, zog General Dietl am 28. Mai seine schwachen Kräfte näher an die Erzbahn heran und räumte das stark zerstörte Narvik. Inzwischen hatte ein zu Lande unternommener Vormarsch deutscher Gebirgstruppen am 1. Juni Bodö erreicht. Bevor jedoch diese Hilfe wirksam werden konnte, brachen die Westmächte am 8. Juni den Kampf um Narvik ab. Auch hier erlitten sie beim Abtransport schwere Einbußen. Nach der Waffenstreckung der zurückgelassenen Norweger fanden am 10. Juni die Kampfhandlungen im Norden Norwegens ein Ende.

In den zwei Monaten des Kampfes um Norwegen errangen die deutschen Waffen einen beispiellosen Erfolg. Nicht nur, daß Deutschlands Nordflanke nun endgültig gesichert war, auch die strategische Gesamtlage hatte sich in entscheidender Weise verbessert. Für die See- und Luftkriegsoperationen gegen England waren wertvolle Stützpunkte errungen. England selbst war von den skandinavischen Einfuhren an Lebensmitteln, Holz und Erzen abgeschnitten. Vor allem aber war das militärische Prestige der Westmächte zum ersten Male schwer erschüttert worden.

Vom Durchbruch im Westen zur Einkreisung in Flandern

A) Die Vernichtungsschlacht in Flandern und im Artois

Während des erfolgreichen deutschen Feldzuges in Norwegen standen in Westeuropa noch immer die Hauptkräfte Deutschlands und der Westmächte zum Entscheidungskampfe bereit. Die Bil-

derung einer starken und beweglichen französisch-englischen Operationsgruppe an der Südwestgrenze Belgiens in Flandern und die Absicht eines Einfalles dieser Kräfte in der Richtung auf das Ruhrgebiet zwangen die deutsche Führung, auch auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Initiative an sich zu reißen. Die am 10. Mai 1940 mit dem deutschen Vormarsch begonnenen Kampfhandlungen gliedern sich in zwei in sich räumlich und zeitlich geschlossene Abschnitte: der erste wird nach der Waffenstreckung der holländischen und belgischen Wehrmacht und nach der Vertreibung der englischen Expeditionsarmee vom Festlande durch den Fall von Dünkirchen und die Zerschlagung der französisch-englischen Operationsgruppe abgeschlossen; der zweite beginnt mit dem deutschen Durchbruchsangriff am 5. Juni durch die Weygand-Linie (Somme und Aisne) und endet mit dem Inkrafttreten des Waffenstillstandes am 25. Juni.

Unter dem Oberbefehlshaber des Heeres, Generaloberst von Brauchitsch, dem General der Artillerie Halder als Generalstabschef zur Seite stand, war am 10. Mai die deutsche Heeresfront zwischen dem Meer und der Schweizer Grenze in drei Heeresgruppen gegliedert: auf dem rechten Flügel reichte die Heeresgruppe B des Generaloberst von Bock mit ihrem linken Flügel bis etwa in die Gegend der Nordostecke des Hohen Venn; von hier bis an die Nordecke Luxemburgs schloß sich die Heeresgruppe A des Generalobersten von Rundstedt an; auf dem linken Flügel der Heeresfront gegenüber der Maginotlinie stand die Heeresgruppe C des Generalobersten von Leeb, die zunächst im ersten Abschnitt nicht an der Offensive teilnahm. Wenn die feindliche Heeresleitung zuerst an eine Wiederholung des Schlieffenplanes mit einer entscheidungsuchenden Offensive des rechten deutschen Heeresflügels geglaubt hatte, so sah sie sich bald getäuscht. Der Schwerpunkt des Angriffs lag bei der deutschen Heeresmitte, bei der Heeresgruppe Rundstedt. Dieser war vom Führer und Obersten Befehlshaber das Ziel gestellt worden, nach dem Durchbruch durch die feindlichen Befestigungssysteme in Südbelgien und Nordfrankreich mit einem Vorstoß an die Kanalküste die Voraussetzungen für eine Vernichtung der nördlich der Aisne und Somme stehenden französischen und eng-

lischen Armeen zu schaffen. Die Heeresgruppe B sollte im Norden Holland besetzen und den Angriff durch Belgien nördlich der Maas—Sambre vortragen. Begleitet von dem unermüdlichen Einsatz der Luftwaffe, die unter dem Befehl von Generalfeldmarschall Göring schon nach kurzer Zeit die deutsche Luftüberlegenheit erkämpfte, und vorwärtsgerissen durch die kühnen Taten der voranstürmenden Panzerverbände, vollzogen sich die Operationen des Heeres mit atemberaubender Schnelligkeit.

Zuerst erlag die holländische Wehrmacht dem kombinierten Angriff der Fallschirm- und Luftlandetruppen, die sich im Innern der Festung Holland festsetzten, und der durch Brabant heranstürmenden schnellen Verbände der Heeresgruppe B. Am 14. Mai kapitulierte der holländische Oberbefehlshaber mit der gesamten Festung Holland.

Nach raschem Vormarsch durch Luxemburg und das südliche Belgien überschritten die Panzerkräfte der Heeresgruppe Rundstedt, dicht gefolgt von den Infanteriedivisionen, bereits am 13. Mai auf breiter Front die Maas und erzwangen hier einen operativen Durchbruch größten Ausmaßes durch die verlängerte Maginotlinie zwischen Maubeuge und Sedan. In sofortiger Ausnutzung des gewonnenen Erfolges stieß eine Gruppe von motorisierten und Panzerverbänden in einer Rechtsschwenkung bis zum Meer vor, das über St. Quentin, Cambrai und Amiens am 20. Mai bei Abbeville erreicht wurde. Damit war das feindliche Heer in zwei Teile auseinander gesprengt. Während nach Süden an der Aisne und Somme eine starke Abwehrflanke aufgebaut wurde, drehte die Masse der Divisionen nach Norden ein, wo in Flandern und im Artois nun das belgische Heer, drei französische Armeen und das englische Expeditionsheer umschlossen wurden. Von Norden und Osten gewann der frontale Angriff der Heeresgruppe Bock rasch Boden: die Dylestellung wurde durchbrochen und Brüssel besetzt, Antwerpen erobert. Nachdem bei Arras und Cambrai Durchbruchversuche der Alliierten nach Süden abgewiesen waren, wurde hier der Angriff der deutschen Panzerdivisionen über die bekannten Schlachtfelder des Weltkrieges über Lille und St. Omer vorgetragen, an der Küste Boulogne und Calais genommen.

Bis zum 28. Mai hatte sich der Einschließungsring der deutschen Armeen immer enger geschlossen. Die Einschiffung der englischen Truppen befand sich bereits in vollem Gang, und nur die Belgier und Franzosen kämpften noch immer zu ihrer Deckung. Unter diesen Umständen entschloß sich der belgische König am 28. Mai zur Kapitulation seiner Armee, die mit über 400 000 Mann den Weg in die Gefangenschaft antrat. Die Niederlage des Feindes steigerte sich nun zur Katastrophe. Seine von allen Seiten angegriffenen Armeen wurden zersprengt und entweder vernichtet oder zur Waffenstreckung gezwungen. Den Engländern blieb wie in Norwegen nur die ruhmlose Flucht auf die Schiffe unter Preisgabe ihrer gesamten Bewaffnung und Ausrüstung. Am 4. Juni war mit dem Fall von Dünkirchen die gewaltige Operation beendet. Die Größe des Erfolges drückt sich am sichtbarsten darin aus, daß insgesamt 1,2 Millionen Franzosen, Engländer, Belgier und Holländer und, daß die Bewaffnung und Ausrüstung von etwa 75 Divisionen mit unübersehbaren Mengen an Geschützen, Panzerwagen und Kraftfahrzeugen erbeutet wurden.

Das von der Obersten Führung vorgezeichnete operative Ziel war in vollem Umfange erreicht worden. Nach der Inbesitznahme von Holland, Belgien, Nordfrankreich bis zur Somme war die England gegenüberliegende Nordseeküste in deutscher Gewalt. Das englische Expeditionsheer war unter schwersten Verlusten vom Festlande vertrieben; eine französische Armee hatte in Flandern ihre am besten ausgerüsteten Elite-Divisionen verloren. Das Übergewicht der deutschen Führung und des deutschen Soldaten war vor aller Welt offenkundig geworden. Nur schwer vermochte der neu-ernannte französische Oberbefehlshaber General Weygand den moralischen Halt im französischen Heer zu bewahren. Nach seinen Weisungen war während der Schlacht in Flandern entlang der Somme und Aisne ein System von Feldbefestigungen angelegt worden, das bei Montmédy an die Maginotlinie anschloß. In dieser sogenannten „Weygand-Zone“ hoffte das französische Heer dem deutschen Ansturm erneuten, nachhaltigen Widerstand entgegenstellen zu können.

B) Die große Schlacht in Frankreich

Die Umgruppierung und der Neuaufmarsch der deutschen Heereskräfte noch während der Schlacht in Flandern stellt eine meisterhafte Ausnutzung der Vorteile der inneren Linie dar. Außer den siegreichen Truppen traten auch andere Verbände in die Front, die bis dahin noch nicht im Kampf gestanden hatten. Am bewundernswertesten aber ist, daß zwischen dem Fall von Dünkirchen und dem Beginn der neuen Offensive den Franzosen von der deutschen Führung keine Atempause gelassen wurde: Bereits am 5. Juni setzten nach einem vernichtenden Schlag gegen die französische Luftwaffe am Tage zuvor die neuen Operationen ein, die General Weygand in einem seiner Heeresbefehle als die „Schlacht um Frankreich“ bezeichnet hat.

Der zweite Abschnitt des Feldzuges, der nun begann, trug ein anderes Gesicht als die vorhergegangene Offensive. Der Vormarsch erfolgte nicht gleichzeitig auf der ganzen Front, sondern in einzelnen Gruppen, die nacheinander vom rechten zum linken Flügel antraten. Auch in der Taktik ergab sich ein anderes Bild: während in Belgien die Panzerverbände voranstürmten und die Lücken in feindliche Front rissen, standen nun die Infanterie-Divisionen voran, die sich überall in hartem Kampf durch die Befestigungen der „Weygand-Zone“ hindurcharbeiteten, die zahlreichen Flußabschnitte überwandten und so den Panzern den Weg freimachten zu den dann kühn bis weit in den Rücken des Feindes ausgeführten Vorstößen.

Die erste Phase der Schlacht um Frankreich hob an, als am 5. Juni die den rechten Heeresflügel bildende Heeresgruppe B des Generalobersten von Bock zwischen dem Meer und dem Aisne-Oise-Kanal zum Angriff vorbrach. In hartnäckigen, zum Teil sehr schweren Kämpfen wurden die Somme und die Aisne überwunden und die Weygand-Linie durchstoßen. Aber erst am dritten Tage war die Widerstandskraft der Franzosen hier gebrochen. Die Verfolgung begann auf dem rechten Flügel in Richtung auf die untere Seine und die Marne. Der Stoß eines Panzerkorps auf Rouen riß die westlich von Paris stehenden französischen Kräfte auseinander, eingesetzte Reserven wurden in die Niederlage hereingerissen.

Während so die Aufmerksamkeit der französischen Führung durch die Lage bei Paris gefesselt wurde, begann am 9. Juni auf breiter Front zwischen Laon und Montmédy der entscheidende Angriff der deutschen Heeresmitte bei der Heeresgruppe A des Generalobersten von Rundstedt. In heftigen Kämpfen suchten die Franzosen den Übergang über die Aisne hartnäckig zu verhindern. Aber der deutsche Vormarsch war selbst durch örtliche Gegenstöße nicht aufzuhalten. Am 11. Juni brach der französische Widerstand in der Champagne zusammen, Reims fiel in deutsche Hand, und die Marne, im Weltkriege Frankreichs Schicksalsstrom, wurde überschritten. In die damit geschlagene Bresche ergossen sich nun die bereitgestellten deutschen motorisierten und Panzerverbände und stießen über Châlons sur Marne und Troyes weit hinter die französische Front vor.

Gleichzeitig hatte auch der Vormarsch des rechten deutschen Heeresflügels weitere bedeutende Fortschritte gemacht: die Seine war unterhalb von Paris überschritten, ostwärts Paris gelang der Übergang über die Marne bei Meaux. Die zum Schutze der französischen Hauptstadt angelegte Stellung vermochte keinen nachhaltigen Widerstand zu leisten. Unter diesem Zwang räumten die Franzosen Paris, in das am 14. Juni die deutschen Truppen einrückten. Zwischen dem Meer und der Maginotzone befand sich an diesem Tage das französische Heer in vollem Rückzuge, der an vielen Stellen unter dem Druck der unaufhaltsamen, rastlosen Verfolgung bereits in regellose Flucht und Auflösung überging.

Noch immer aber standen drei französische Armeen voll kampffähig unter dem Schutze der Maginotlinie in Elsaß und Lothringen. Die Einkreisung und Zertrümmerung dieser Feindgruppe bildete daher das nächste Operationsziel der deutschen Führung, während im übrigen Frankreich die Verfolgung weitergehen sollte. Den Auftakt zu dieser dritten Phase der großen Schlacht gab der kühne Vorstoß der Panzergeschwader des Generals Guderian über das Plateau von Langres bis zur Schweizer Grenze. Diese wurde bereits am 16. Juni bei Portalier erreicht; den Franzosen in Südostfrankreich war damit der Rückzug in das Innere des Landes verlegt. Der linke Flügel und die Masse der schnellen Verbände der Heeres-

gruppe A drehten nunmehr nach Osten ein und schlugen aus dem französischen Festungssystem von rückwärts einen Eckpfeiler nach dem andern heraus: am 15. Juni fiel Verdun, in den nächsten Tagen folgten Toul, Nancy und Metz. Die so eingeleitete Umklammerung der französischen Armeen wurde durch die am 14. Juni beginnende Frontaloffensive des linken deutschen Heeresflügels unter Generaloberst von Leeb vollendet. Der starke Stoß seiner Divisionen durchbrach die für unüberwindlich gehaltene Maginotlinie an der Saar und am 15. Juni nach einem kühnen Übergang über den Oberrhein auch bei Colmar. Die feindlichen Kräfte wurden in mehrere Gruppen auseinandergesprengt, die sich nacheinander bis zum 22. Juni ergeben mußten. Diese Waffenstreckung von rund 500 000 Mann in Lothringen übertraf an Ausmaß der Zahl und des Erfolges alle bis heute im freien Felde erreichten kriegsgeschichtlichen Entscheidungen.

Schon unter dem Eindruck des Falles von Paris war es in Frankreich zu einem inneren Umschwung gekommen. Der neue Ministerpräsident, der greise Marschall Pétain, entschloß sich, am 17. Juni ein Waffenstillstandsangebot an Deutschland zu richten. Bevor die Waffenstillstandsverhandlungen aufgenommen wurden, ging auf der ganzen Front bis zum Meer die Verfolgung der geschlagenen Franzosen unaufhörlich weiter. Am 17. Juni erreichten deutsche Schnelle Truppen bei Orléans die Loire und verhinderten den Feind, hier noch einmal Fuß zu fassen. Panzerverbände des rechten Flügels stießen durch die Normandie und Bretagne zu den wichtigsten französischen Kriegshäfen am Atlantik vor. Bei der Heeresmitte richtete sich der Stoß der Verfolgung über das Rüstungszentrum von Le Creusot, das am 17. Juni erreicht wurde, in das Rhône-tal auf Lyon. Man kam hier bereits in den Rücken der französischen Alpenfront, an der seit dem Kriegseintritt Italiens am 11. Juni der Kampf entbrannt war.

Am 21. Juni wurde im Walde von Compiègne an der Stelle, an der im November 1918 Marschall Foch in entwürdigender Form der deutschen Abordnung die haßerfüllten Forderungen aufgezwungen hatte, die französische Waffenstillstandskommission von den deutschen Bedingungen für eine Einstellung des Kampfes in

Kenntnis gesetzt. Ein feierlicher Akt in Gegenwart des Führers löschte jede Erinnerung an die Schmach von 1918. Am 22. Juni unterschrieben die Franzosen die Waffenstillstandsbedingungen. Sie waren hart, aber nicht unbillig, denn sie mußten die Voraussetzungen für die Weiterführung des Krieges gegen England gewährleisten. Die Waffenruhe auf dem westlichen Kriegsschauplatz trat am 25. Juni morgens in Kraft, nachdem auch der italienisch-französische Waffenstillstandsvertrag unterzeichnet worden war. Die deutschen Armeen hatten an diesem Tage im Westen die Mündung der Garonne erreicht, standen in weitem Bogen bis an die obere Loire und operierten mit weit vorgeworfenen Abteilungen im Rhônetal und in den Alpen südlich und ostwärts von Lyon. Die Kampfkraft des französischen Heeres war bis auf geringe, im Süden des Landes stehende Verbände zerbrochen; das völlig geschlagene Frankreich war aus der Reihe unserer Gegner ausgeschieden.

Für die Gesamtlage und die Kriegführung der Achsenmächte hat der deutsche Sieg im Westen eine unermessliche, weit in die Zukunft reichende Auswirkung. Das bis dahin für eine der stärksten Militärmächte der Welt gehaltene Frankreich liegt geschlagen am Boden. Jeder militärische Widerstand gegen Deutschland und Italien ist in West- und Mitteleuropa ausgeschaltet; beide Mächte sind nun in der Lage, ihre ganze Kraft in die Kriegführung gegen England und das britische Empire einzusetzen. Auch die wehrgeographischen Bedingungen für diesen Entscheidungskampf sind von Grund auf verändert. Anstatt wie im Weltkriege aus dem engen Winkel der Deutschen Bucht führt Deutschland diesen Kampf jetzt aus einer Stellung, die von Narvik bis an die Pyrenäen sich erstreckt und alle günstigen Stützpunkte besitzt, um die See- und Luftkriegsoperationen voll zur Auswirkung zu bringen. Seither empfängt England aus der Luft und auf dem Meer die harten und vernichtenden Schläge gegen seine Lebenskraft, die auch diesen hartnäckigen Gegner zu Boden zwingen werden.

Überblickt man die Leistungen der deutschen Wehrmacht in diesem Kriegsjahr 1940 und fragt man nach den Gründen für ihre beispiellosen Erfolge in Norwegen und auf dem westlichen Kriegsschauplatz, so wird man neben der ausgezeichneten Kampfmoral

des deutschen Soldaten aller Wehrmachtteile, neben seiner hervorragenden Ausstattung mit neuzeitlichen Waffen und Gerät und neben dem Willen zur Entscheidung, der in allen seinen Führern lebendig ist, vor allem die Überlegenheit der deutschen Führung in der Anlage und Durchführung der Operationen nennen müssen. Der schöpferische Genius eines begnadeten Feldherrn, der das ganze Geschehen dieses Krieges wie unseres Zeitalters überhaupt mit der leidenschaftlichen Kraft seiner Persönlichkeit erfüllt, hat die deutsche Wehrmacht in Norwegen und im Westen zum Siege geführt.

Seeschlacht vor Bornholm 1511

Die Schlacht bei Bornhöved hat die dänische Großmachtstellung beseitigt und es verhindert, daß die Ostsee ein dänisches Binnenmeer wurde. Die damals entstehende Hanse ergriff und nutzte unter der Führung Lübecks die Möglichkeiten, die jener Sieg der deutschen Waffen bot. Jahrhundertlang hat sie hinfort die Geschichte des Norden mitbestimmt und in einem Zeitalter, in dem sich durch die Auflösung Deutschlands in Territorien der politische Blick verengte, die deutsche Geltung in dem weiten Raum von Flandern bis Novgorod gewahrt und dem deutschen Volk als dem Mittler zwischen Ost und West den Anteil am Welthandel gesichert, der ihm gebührte. Diese Stellung ist in Kämpfen errungen und im Kampf und Sieg gegen die nordischen Mächte, dann aber auch gegen die aufstrebenden Staaten des Westens behauptet worden.

Dänemark war es vor allem, das der Hanse die Ostseeherrschaft immer aufs neue streitig zu machen versuchte. Der dänische König, der Herr über den Sund, trachtete danach, den Handel der hansischen Städte zu lähmen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts begegnen wir Holland und Dänemark im Bunde gegen die von Lübeck geführten Städte, die sich mit Schweden zusammengefunden hatten. Denn auch Schweden stand im Abwehrkampf gegen die dänische Macht.

Im Frühjahr 1509 begann der Seekrieg. Das folgende Jahr brachte eine Reihe von erfolgreichen hansischen Vorstößen in die Ostsee. Ein Angriff, den die dänische Flotte führte, wurde vor Travemünde abgewiesen. Im Sommer 1511 holte Lübeck, unterstützt von Rostock, Wismar und Stralsund, zum Gegenschlag aus. Achtzehn Schiffe liefen unter dem Kommando der beiden Lübecker Ratsherren Fritz Grawert und Hermann Falcke aus. Sie sollten sich zunächst mit dem Stralsunder Kontingent vereinigen und dann gegen Norden vordringen. Die einzelnen Schiffe standen unter dem Kommando von angesehenen Bürgern. Die Flotte, deren Besatzung rund 2500 Mann betrug, lief zunächst nach Jasmund aus. Nach tagelangem, vergeblichem Warten auf die Stralsunder Schiffe segelte sie dann

nordwärts und erreichte bei stürmischem Wetter Bornholm, ohne zur See auf einen Gegner zu stoßen oder auf der Insel Widerstand zu finden. Während die lübeckischen Schiffe noch vor Bornholm lagen, wurde am 9. August das Herannahen der zahlenmäßig überlegenen dänischen Flotte gemeldet. Die hansischen Schiffe gingen sofort unter Segel und begannen den Kampf. Er scheint in der Hauptsache ein Artillerieduell gewesen zu sein, bei dem das Admiralsschiff der hansischen Flotte das dänische zum Abdrehen zwang. Doch kam es auch zum Nahgefecht. Eins der dänischen Schiffe mit 60 Mann wurde geentert und genommen. Nach heftigem, bis zum Abend währenden Kampf zog sich die Dänenflotte zurück. Die hansische Seemacht hatte erneut ihre Schlagkraft bewiesen und die Herrschaft über die Ostsee behauptet.

Nun wandte sich die siegreiche Flotte nach Südost einem großen Geleitzug entgegen, der ihr gemeldet worden war. Es handelte sich um einen Verband von nahezu 250 meist holländischen, dänischen und englischen Handelsschiffen, die unter der Bewachung von mehreren Kriegsschiffen mit Fracht von Riga, Reval und Königsberg kommend, durch den Sund in die Nordsee wollten. Unfern der Halbinsel Hela trafen die Verbände aufeinander. Beim Herannahen der hansischen Flotte flohen die schnellen Kriegsfahrzeuge, die den Zug gedeckt hatten. Einem Teil der Frachter gelang es, ebenfalls zu entkommen. Andere wurden von ihren Besatzungen auf Strand gesetzt und verbrannt. Aber achtzehn beladene Schiffe fielen den Hanseaten in die Hände. Auf der Rückfahrt zur Trave suchten die Dänen der hansischen Flotte den Weg zu verlegen, um ihr, noch einmal den Kampf suchend, die Beute abzujagen. Die hansische Seemacht wies aber am 14. August nach heftigem Artilleriekampf den dänischen Angriff ab und kehrte siegreich mit den Beuteschiffen zur Trave zurück.

So wahrte die Hanse die deutsche Herrschaft über die See. Erst nach dem Verfall ihrer Macht gelang es den nordischen Staaten, sich mehr und mehr an der deutschen Ostseeküste festzusetzen und das Reich von Handel und Seefahrt auszuschließen, während zu gleicher Zeit die westlichen Staaten von den sich neu den Blicken eröffnenden Erdräumen und ihren Schätzen Besitz zu ergreifen begannen.

Seegefecht bei Jasmund 1864

Beim Ausbruch des Krieges zwischen Dänemark und den deutschen Staaten, der die Einigung des Zweiten Reiches einleitete, erklärten die Dänen sofort die Blockade aller preußischen Ostseehäfen. Sie glaubten, den sehr viel schwächeren preußischen Gegner von vornherein am Eingreifen in die kriegерischen Operationen hindern zu können.

Die Hauptmacht der preußischen Flotte bestand aus der gedeckten Korvette „Arcona“, der kleineren Korvette „Nympe“ und einigen Divisionen wenig kampfkraftiger Dampfkanonenboote. Sie stützte sich unter dem Kommodore Jachmann auf Swinemünde und Stralsund; gegen sie setzte der dänische Admiral von Dockum seine Hauptmacht an: Linienschiffe, Fregatten und andere Schiffsklassen gegen die Korvetten Jachmanns! Das bedeutete damals so viel wie heute etwa Schlachtschiffe gegen Kreuzer!

Doch war der Geist der kleinen preußischen Marine hervorragend; ihr Schöpfer, der Admiral Prinz Adalbert, hatte sie zu kühnem und unerschrockenem Draufgängertum erzogen. Vorbild und persönlicher Einsatz des Admirals hatten Kommandanten und Besatzungen geschaffen, von denen die höchsten seemännischen und militärischen Leistungen erwartet werden durften.

Am 15. März hatte der Feind die Blockade erklärt. Am 16. bereits lief Jachmann mit seinen beiden Korvetten von Swinemünde gegen Rügen aus und konnte in weiter Entfernung — von einer Blockade im Sinne des Völkerechts konnte also nicht die Rede sein — einige dänische Kriegsfahrzeuge unter der Küste der Insel ausmachen.

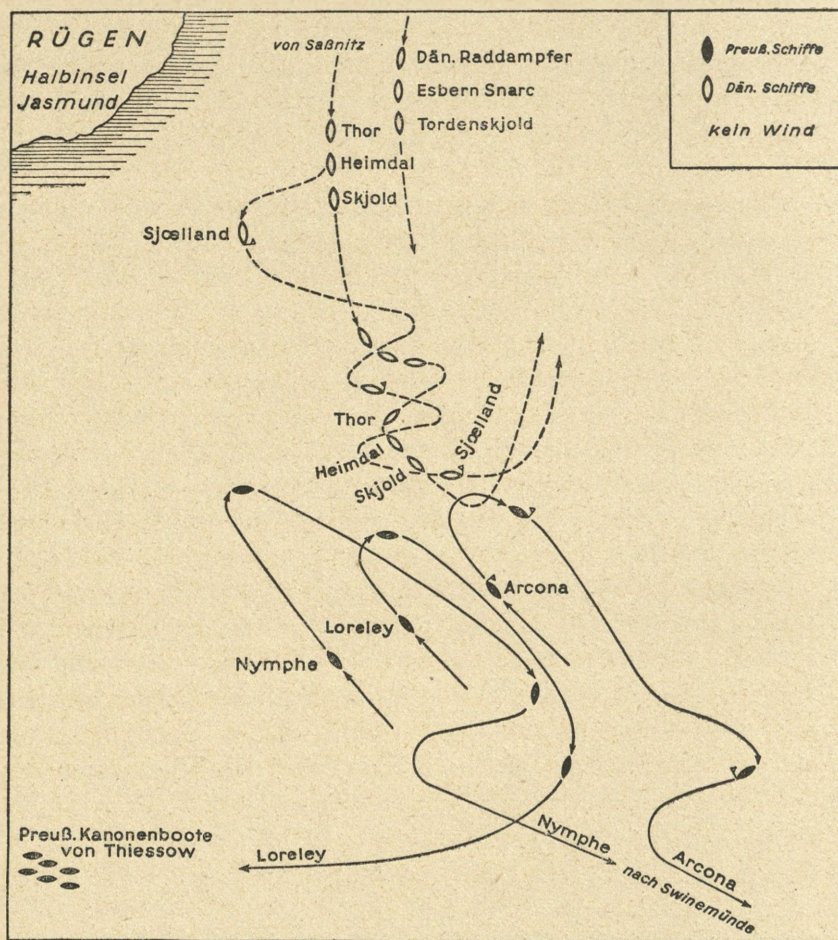
Am nächsten Tage wurde der Vorstoß wiederholt in dem festen Entschluß, ein Gefecht auch gegen Übermacht herbeizuführen. Der Kommodore war sich darüber im klaren, daß der kleinen Flotte eine kriegsentscheidende Rolle nicht zukommen konnte. Doch konnte gegen den weit überlegenen Feind die Ehre der preußischen Flagge und ihrer jungen Marine gewahrt werden. Die Korvetten liefen zunächst nach Osten, wo der Weg unter der pommerschen Küste frei gefunden wurde, und stießen dann, durch den Aviso

„Loreley“, das Flaggschiff der Kanonenboote, verstärkt, zum zweiten Male gegen Rügen vor. Vor Saßnitz wurden die Dänen gesichtet; beim Erscheinen der preußischen Flottille ging ihr Admiral anker-auf und lief ihr langsam entgegen. Zunächst hatte er die schnelle Fregatte „Sjaelland“, das Linienschiff „Skjold“ und die Korvetten „Heimdal“ und „Thor“ unter seinem Kommando. Von Norden her näherte sich gleichzeitig ein Verband von drei weiteren Dänen, unter denen von Dockum die neue, schnelle Fregatte „Jylland“ vermutete. Als sich jedoch zeigte, daß es sich nicht um diese, sondern um drei bedeutend langsamere Fahrzeuge handelte, verzichtete der dänische Admiral auf ihre Unterstützung. Er durfte es um so eher, als er Jachmanns 3 Schiffen mit 15 gezogenen und 26 glatten Geschützen immer noch eine Übermacht von 24 gezogenen und 110 glatten Geschützen auf vier Schiffen entgegenstellen konnte.

Die Preußen liefen in weit auseinandergezogener Dwarslinie an; am dichtesten unter der Küste stand die „Nympe“, Kptlt. Werner, es folgte die „Loreley“ unter dem Führer der Kanonenboote, Kapt. z. S. Kuhn, und, am weitesten nach See zu, das Flaggschiff „Arcona“. Auf 28 hm fiel aus dem gezogenen Buggeschütz der „Arcona“ der erste Schuß gegen die dänische Kiellinie. Gleichzeitig ging Jachmann auf Ostkurs, und sein Verband folgte ihm mit äußerster Kraft in einer leichten Staffel Steuerbord achteraus. Die Preußen hatten durch dies Manöver weiteren Abstand verloren; er betrug in diesem Augenblick nur noch 12 hm zwischen den Flaggschiffen „Arcona“ und „Sjaelland“. Um 14.30 Uhr war das Artilleriegefecht in vollem Gange.

Beide Geschwader liefen etwa mit gleicher Geschwindigkeit hintereinander her, die preußischen Schiffe führten das Gefecht mit ihren Heckgeschützen, das dänische Linienschiff antwortete, auf geradem Kurse folgend, aus den Buggeschützen. Um aber seine artilleristische Überlegenheit zum Tragen zu bringen, ließ von Dockum sein schnelleres Flaggschiff abwechselnd durch Anluven und Abfallen mit beiden Breitseiten ins Gefecht eingreifen. Bald gerieten auch die preußischen Einheiten, vor allem die kleine „Nympe“ als Schlußschiff, in schwere Bedrängnis. Von einer dänischen Salve trafen 5 Kugeln das Schiff, eine durchschlug den

Schornstein und kreperte dann über dem Deck, fünf Mann der Besatzung verwundend. Die Verletzungen waren erfreulicherweise nicht schwer, alle suchten nach dem Verbinden die Gefechtsstationen wieder auf. Die Beschädigung des Schornsteins war weit



bedenklicher. Der Kommandant hatte unmittelbar vorher versucht, ebenfalls durch Abfallen und Anluven seine Breitseitgeschütze gegen den übermächtigen Gegner einzusetzen. Nun fiel infolge der

Beschädigung der Dampfdruck, — die Feinkohle, mit der die Korvette heizte, brauchte besonders starken Zug, — die Geschwindigkeit ließ nach, der Abstand zur „Sjaelland“ verringerte sich schnell. Sofort ließ Jachmann sein stärkeres Flaggschiff zur Unterstützung des Kameraden etwas sacken und zog das Feuer der „Sjaelland“ und „Skjold“ auf sich. Auf der „Nympe“ wurden inzwischen die gefährlichen Schußlöcher mitten im feindlichen Feuer abgedichtet und Terpentin und Teer in die Feuer gegeben; die Geschwindigkeit stieg wieder, so daß Kapltl. Werner bis auf 20 hm vom Gegner ablaufen konnte. Er verzichtete jedoch nicht etwa auf eine weitere Teilnahme am Gefecht, sondern ließ noch einmal so weit anluven, daß sein weit ausgeschwungenes Buggeschütz gegen die „Sjaelland“ feuern konnte. Dieser Schuß war ein besonders glücklicher Treffer: er faßte die Fregatte während einer Wendung am Bug, ging durch die ganze Länge der Batterie und rief sofort einen Brand auf dem Dänen hervor. Der feindliche Admiral mußte für einige Zeit sein Flaggschiff aus dem Gefecht nehmen; in der Zwischenzeit gewann Jachmanns Verband genügend Abstand, um unbehelligt ablaufen zu können. Nach zweieinhalbstündiger Kanonade war das Seegefecht bei Jasmund beendet. Die Verluste auf preußischer Seite (6 Tote, 7 Verwundete) waren etwas höher als die dänischen (3 Tote, 19 Verwundete); doch war der Erfolg ohne Zweifel auf der Seite der Preußen und ihres schneidigen Führers, der unbedenklich eine erdrückende Übermacht angegriffen und sich ihrer mit Geschick und Erfolg längere Zeit erwehrt hatte. Zum ersten Mal seit mehr als hundert Jahren hatten Schiffe unter einer deutschen Flagge gefochten und zugleich vor aller Welt den neuen Ruhm der künftigen preußisch-deutschen Kriegsmarine begründet.

Seeschlacht bei Lissa 1866

Zu Beginn des Jahres 1866 waren nur wenige Schiffe ausgerüstet, und erst am 18. April erfolgte die kaiserliche Entschließung über die Beteiligung der Flotte im Kriegsfall. Nun ging Tegetthoff mit eiserner Energie daran, die versäumte Zeit aufzuholen und sämtliche Kriegsschiffe in Dienst zu stellen, ihre Bemannungen einzu-

schulen, die Verbände einzufahren. Als am 26. Juni die Eskadre das erste Mal geschlossen in See ging und gegen Ancona vorstieß, bestand ihr Gros bereits aus 6 Panzerfregatten und 1 Holzfregatte.

Während im Operationsplan die Marine als der See Flügel der Armee aufgefaßt wurde, war sich Tegetthoff von vornherein klar, daß die Niederringung der gegnerischen Flotte ihre Hauptaufgabe, und daß dies nur durch offensiven Einsatz möglich sei. So erreichte er auch schließlich eine Lockerung der anfänglich allzu starken Bindungen. Als am 18. Juli vom Inselkommando Lissa die Meldung über das Insichtkommen von Kriegsschiffen eintraf, befand sich die Eskadre geschlossen auf der Reede von Fasana; sie bestand aus 7 Panzerfregatten, 1 Linienschiff, 5 Fregatten, 1 Korvette, 7 Kanonenbooten, 6 Schonern und Aviso-Dampfern. Die bis zum 19. einlangenden Meldungen ließen immer klarer erkennen, daß es sich bei den vor Lissa eingesetzten gegnerischen Verbänden um die gesamte italienische Flotte handelte, und daß die Inbesitznahme der Insel deren Ziel sei.

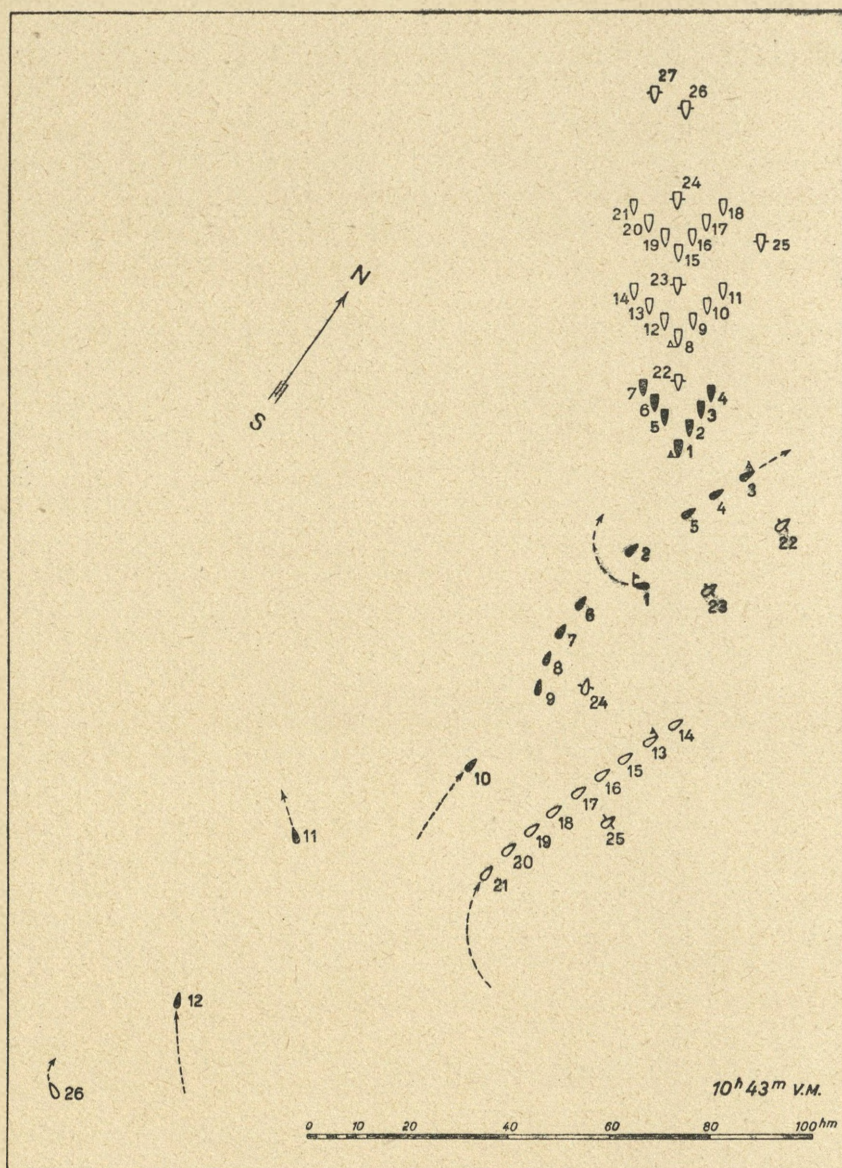
So entschloß sich Tegetthoff am 19. Juli, mit der gesamten Eskadre in See zu gehen, um die Insel zu entsetzen und die Seeschlacht zu schlagen. Die Panzerfregatten bildeten die I. Division, die Holzschiffe die II. unter dem Kommando des Kommodore Petz, und die Kanonenboote die III. — In dreifacher Keilformation, in einem enggeschlossenen Verband, steuerte die Eskadre gegen Süden, während die italienische Flotte, bestehend aus 12 Panzerschiffen, 11 Fregatten und Korvetten sowie mehreren Kanonenbooten und Avisodampfern Lissa berannte. Ihre Überlegenheit bestand nicht nur in der Zahl der Schiffe, sondern noch mehr in der Armierung; während die österreichischen Panzerschiffe an gezogenen Geschützen nur 74 führten, betrug bei den italienischen deren Zahl 208, darunter 25 cm- und 20 cm-Geschütze.

Die Aussichtslosigkeit des Artilleriekampfes auf weite Entfernung hatte Tegetthoff klar erkannt und demzufolge die Anwendung zweier neuer Kampfmethoden anbefohlen: Ramme und konzentrierte Lagen. Dem Gegner mußte seine technische Überlegenheit genommen und der Ausgleich im schärfsten Einsatz sämtlicher Einheiten im Nahkampf gefunden werden. —

Als am 20. Juli gegen 10 Uhr sich der Himmel klärte, erblickte man von den Kommandobrücken aus die Insel Lissa und bald darauf die italienische Flotte, deren Panzerschiffe eine Front mit westlichem Kurs zu bilden schienen. Bald darauf stiegen am Fockmast des Flaggschiffes die Signale in die Höhe, die die letzten Kampfweisungen enthielten; an die Panzerschiffe „den Feind anlaufen, um ihn zum Sinken zu bringen“ und „Muß...“ die restlichen Worte „Sieg von Lissa werden“ konnten nicht mehr gegeben werden.

Die geschlossene Marschformation beibehaltend, fuhr die österreichische Flotte mit äußerster Kraft und durchbrach die italienische Linie, bei welcher sich Admiral Persano im letzten Moment vom „Re d'Italia“ auf den „Affondatore“ überschifft hatte. Die dadurch entstandene Lücke hatte der Keil getroffen, dieser war hier durchgestoßen, und nun wandte sich Tegetthoff mit den Panzerschiffen nach Backbord, während die Holzdivision die italienische Nachhut angriff. So setzte jener Nahkampf ein, den der kommandierende Admiral angestrebt hatte, in dem weniger die technische Überlegenheit als wie Schulung, Nerven und Disziplin den Ausschlag geben mußten. Während aber die österreichischen Panzerschiffe geschlossen den Kampf aufnahmen, jede sich bietende Gelegenheit benützend, um die Ramme anzusetzen, wendeten sich „Affondatore“ und die III. italienische Division gegen die kaiserlichen Holzschiffe. Hier war es vor allem das Linienschiff „Kaiser“, gegen welches sich die gegnerischen Angriffe konzentrierten, während die übrigen Schiffe der II. Division ihm getreulich zur Seite standen. Im wuchtigen Rammstoß gelang es zwar, den Angriff des „Re di Portogallo“ abzuwehren, doch waren die eigenen Schäden hierbei so bedeutend, daß das alte Linienschiff endgültig aus dem Kampfe ausscheiden mußte, von den anderen Holzschiffen begleitet und geschützt.

Unterdessen hatten die österreichischen Panzerschiffe den Kampf von neuem aufgenommen, und war es bald nach Durchbruch durch die feindliche Linie „Ferdinand Max“ gelungen, zwei feindliche Schiffe anzurennen. Doch waren die Stöße, in schräger Richtung geführt, noch ohne Wirkung. Immerhin gelang es, vom „Palestro“



die Kriegsflagge zu erbeuten, welche, als dessen Gaffel brach, auf den Bug des Flaggschiffes gefallen war. Da gewahrte Sterneck gegen 11½ Uhr in der rauchgeschwärzten Atmosphäre vorn die Umriss eines Panzerschiffes, und schon setzte er den „Ferdinand Max“ zum Rammstoß an. Dessen Bug bohrte sich in die Flanke des Gegners. Der „Re d'Italia“, der infolge der furchtbaren Wucht stark nach Steuerbord übergekrängt war, rollte, sobald das kaiserliche Flaggschiff freigekommen, heftig nach Backbord zurück. Mit mächtigem Schwall brachen die tosenden Wassermassen in die gewaltige Bresche und zogen das mit wehenden Flaggen sinkende Schiff in die Tiefe. Damit war aber auch schon die Entscheidung gefallen.

Gegen Mittag löste sich das Melée der beiden Panzerflotten, während Tegetthoff die Eskadre in drei Kolonnen formierte und zwischen Lissa und dem Feind legte. Da steuerte von Norden kommend zwischen beide Flotten der brennende „Palestro“. Plötzlich explodierten im Zwischendeck einige Granaten, eine Riesensäule von Rauch und Feuer stieg aus dem Inneren des Schiffes, und eine furchtbare Detonation zerriß es in Stücke; das Panzerkanonenboot war in die Luft geflogen.

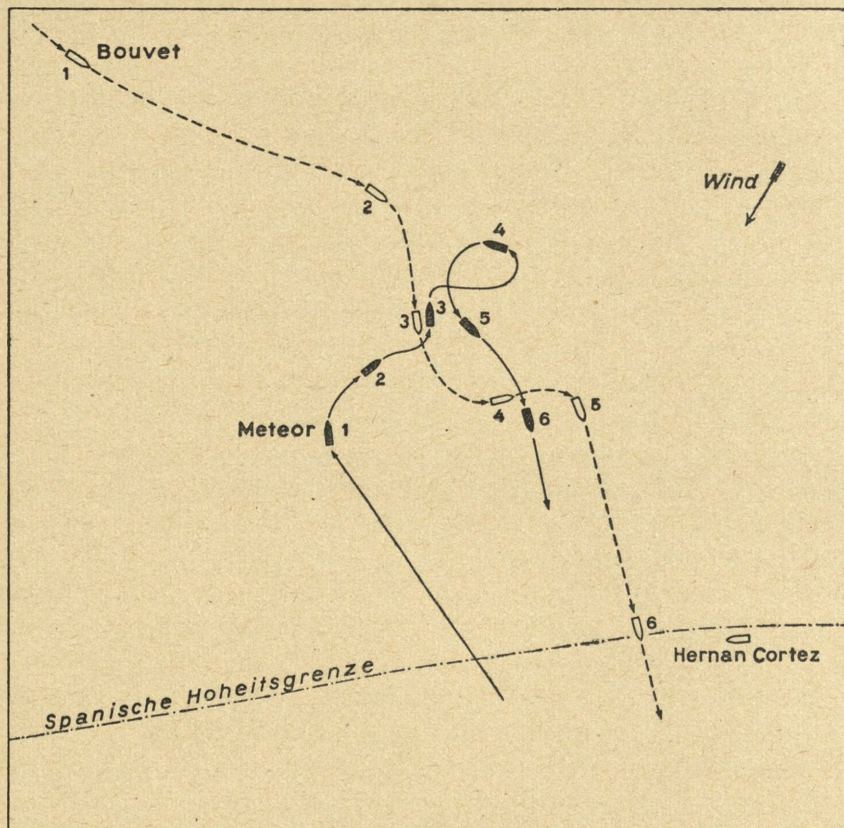
Nun stand Persano mit 9 Panzerschiffen den 7 österreichischen gegenüber. Doch wußte er zu gut, daß eine Wiederaufnahme des Kampfes aussichtslos sei. So räumte die italienische Flotte das Kampffeld und kehrte nach Ancona zurück. Tegetthoff aber lief mit der gesamten Eskadre in den Hafen San Giorgio der Insel Lissa ein, da die geringe Geschwindigkeit seiner Schiffe es nicht ermöglichte, dem Gegner zu folgen.

Der Sieg war erkämpft, die kostbare Insel befreit. Von diesem Tage an zählte Tegetthoff zu den erfolgreichsten, zu den genialsten Flottenführern der Weltgeschichte, denn er hatte seine Flotte nicht nur geführt, sondern auch ausgerüstet und geschult, und sein Geist war ihr Geist geworden!

S.M.S. „Meteor“ vor Havanna 1870

Eins der wenigen norddeutschen Kriegsschiffe, die der deutsch-französische Krieg in überseeischen Gewässern angetroffen hatte,

war das kleine Kanonenboot „Meteor“, Kapltl. Knorr. Der Kommandant hatte zunächst versucht, durch Vermittlung des Gesandten des Norddeutschen Bundes in Washington einen der schnellen deutschen Postdampfer mit den Geschützen seines Bootes als Hilfs-schiff in Dienst zu stellen; er sah mit Recht voraus, daß amerika-nische Firmen mit Waffen und Ausrüstungsstücken aus dem Sezessionskrieg ein schwungvolles Geschäft nach Frankreich auf-



nehmen würden. Sein Plan scheiterte jedoch an dem Widerstande des Gesandten, der völkerrechtliche und politische Bedenken äußerte, und am 7. November 1870 lief das Kanonenboot, auf seine westindische Station zurückkehrend, in den Hafen von Havanna

ein. Am gleichen Tage erschien dort der französische Aviso „Bouvet“. Während die Bewaffnung der beiden kleinen Schiffe fast gleich stark war, war der Franzose bei etwa doppelter Größe an Geschwindigkeit weit überlegen (11 gegen 8 Seemeilen).

Noch am gleichen Tage lief das deutsche Kriegsschiff aus dem neutralen Hafen wieder aus und erwartete an der Hoheitsgrenze vier Stunden lang vergeblich den Franzosen. Erst nach dem Einlaufen erfuhr der Kommandant, daß der Gegner wohl beabsichtigt hatte, zu folgen, von den Hafenbehörden aber daran gehindert worden war: es sei verboten, daß ein Kriegsgegner eher als 24 Stunden nach dem Auslaufen des andern den Hafen verlasse. Am folgenden Tage, dem 8. November, genau 24 Stunden nach dem Auslaufen des „Meteor“, verließ der Franzose seinerseits den neutralen Hafen. Abermals 24 Stunden später, am 9. um 13 Uhr, folgte der „Meteor“. Schon nach einer halben Stunde kam der Gegner in Sicht, beide Boote liefen sofort mit größter Geschwindigkeit aufeinander zu. Auf 1500 Meter Abstand eröffnete der „Bouvet“ das Feuer, das Knorr erst auf 1000 Meter erwidern ließ, weil auf dem kleinen, schon im leichten Nordwind schwer arbeitenden Schiff ein sicheres Abkommen nicht möglich schien.

In einer Gefechtsentfernung von etwa 1500 Meter drehte der Franzose plötzlich mit höchster Geschwindigkeit zum Rammstoß auf das Kanonenboot zu. Knorr, der zunächst etwas hatte abhalten lassen, konnte gerade noch zur rechten Zeit mit Hartruder dem Angreifer entgegenlaufen, so daß der Stoß den „Meteor“ nicht unmittelbar traf; doch schlierte der größere und höhere Franzose mit großer Wucht an der Bordwand des Deutschen entlang, das — über die Bordwand hinausragende — mittlere und achtere Geschütz wurden aus ihren Pivotbolzen gerissen und blieben festgeklemt stehen. Die Abzugsleine des vorderen Geschützes riß im entscheidenden Augenblick, der Schuß fiel um Sekunden zu spät und richtete auf dem „Bouvet“ keinen nennenswerten Schaden an. Dagegen rissen Rahen und Davits des Franzosen den größten Teil der Takelage des „Meteor“ weg: die Backbordwanten brachen, Fockrah, Groß- und Besanmast kamen von oben und nur der Fockmast mit seiner Gefechtstopplage blieb stehen. Gleichzeitig hatten die Fran-

zosen ein heftiges Gewehrfeuer auf das tieferliegende Deck des Kanonenbootes unterhalten, dem 2 Tote und ein Schwerverwundeter zum Opfer fielen.

Der Schwung des Anlaufs war so stark, daß sich der „Bouvet“ erst nach etwa 200 Meter wieder fing; sein Kommandant ließ sofort wieder andrehen, um sich zum zweiten Mal auf den schwer havarierten „Meteor“ zu stürzen. Inzwischen hatte auch Knorr nach Steuerbord weiterdrehen lassen, so daß der Großmast und die ganze dazugehörige Takelage nicht in Luv, sondern in Lee über Bord gingen und zunächst von der Schraube frei kamen. Die Geschütze aber waren in Backbordstellung festgeklemmt; kurz entschlossen ließ der Kommandant noch einmal mit Hartruder nach Backbord drehen, bis der Gegner vor seinen Kanonen lag. Ein glücklicher Schuß des Unterlt. z. S. Bendemann traf den „Bouvet“, beschädigte seine Kesselanlage und machte damit seine Maschine gebrauchsunfähig.

Bei dem Versuch, erneut eine günstige Schußposition zu erreichen, brach auf dem deutschen Boot das schon beschädigte Ruderreep; die treibende Takelage mußte mit Allemann gekappt werden, damit sie nicht im letzten Augenblick doch noch in die Schraube geriete. Inzwischen gelang es dem „Bouvet“, der nicht bewegungsunfähig einen neuen deutschen Anlauf abwarten wollte, die Segel loszumachen und vor der nordöstlichen Brise die schützende Neutralitätszone zu erreichen. Vier Schüsse aus dem Buggeschütz des nacheilenden „Meteor“ erreichten ihn nicht mehr.

Das kleine deutsche Schiff hatte dank der geschickten Führung Knorrs eine fast aussichtslose Lage doch gemeistert und gegen einen bedeutend überlegenen Feind einen schönen Erfolg erzielt, der — bei etwas günstigerem Kriegsglück — mit dessen Vernichtung hätte enden können. Der Erfolg des Gefechtes in Übersee für Ansehen und Ehre der Flagge war besonders bedeutungsvoll.

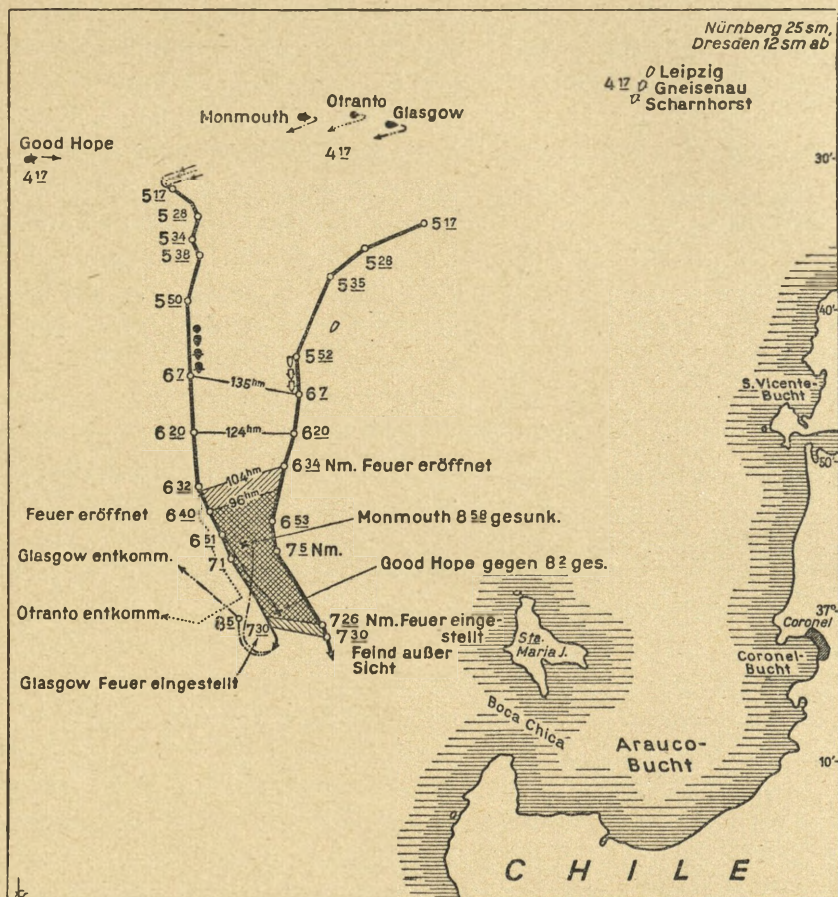
Sturmschlacht von Coronel 1914

Deutschland hielt vor dem Weltkriege in den ausländischen Gewässern ständige Kreuzer oder Kreuzerverbände. Sie verkörperten

die Macht des Reiches, schützten unsere Interessen und dienten besonderen militär-politischen Aufgaben der Staatsführung. Im Kriegsfall sollten sie „Kreuzerkrieg“ führen, den feindlichen und dem Feinde dienenden neutralen Seehandel nach Maßgabe der Prißenordnung schädigen — besonders wichtig im Kampf gegen eine von ungestörter Seezufuhr so abhängige Macht wie England. Die Kreuzerkommandanten handelten in den ihnen zugewiesenen Operationsgebieten: dem Atlantischen, Indischen und Stillen Ozean, gemäß dem „Operationsbefehl für die Auslandschiffe“ selbständig. Weisungen der Kriegsleitung waren nach Unterbrechung der Kabel nur im Bereich der F.T.-Station Nauen (5000 Seemeilen) möglich. Auch auf Nachschub oder Verstärkungen aus der Heimat war kaum zu rechnen. Stützpunkte zur Vorratsergänzung und Ausbesserung standen wohl dem Gegner, nicht aber uns zur Verfügung. Statt ihrer mußten Etappenstationen in den großen überseeischen Hafenplätzen die draußen operierenden Kreuzer versorgen, soweit die jeweiligen Neutralitätsgesetze es zuließen. Im übrigen lebten wir von der Beute. Kampfhandlungen waren grundsätzlich zu vermeiden und nur berechtigt, wenn anders der Hauptzweck „Kreuzerkrieg“ nicht erfüllt werden konnte. Die in den Seehandel getragene Unruhe entlastete durch Schwächung der feindlichen Kampfkraft unsere Landfronten, der dem Gegner aufgezwungene verstärkte Schutz seiner Seeverbindungen unsere Seefronten. Die im Vergleich zu Segelschiffen beschränkte Seeausdauer moderner Kreuzer trieb zur schnellen Handlungsweise im Einklang mit dem auf schnelle Entscheidung angelegten Feldzugsplan des Heeres.

Am 4. August 1914 standen die Kleinen Kreuzer: „Karlsruhe“ (1912 / 4900 t / 12—10,5 cm) und „Dresden“ (07 / 3650 t / 12—10,5 cm) in oder vor Westindien; „Königsberg“ (05 / 3400 t / 10—10,5 cm / 24 sm) vor Ostafrika; „Emden“ (08 / 3650 t / 12—10,5 cm) in der Koreastraße; „Leipzig“ (05 / 3250 t / 10—10,5 cm / 23 sm) in den Marshall-Inseln, auf dem Wege zum Grafen Spee. Dieser hatte mit den Panzerkreuzern „Scharnhorst“ (Flaggschiff) und „Gneisenau“ (beide 06 / 11 600 t / 8—21 cm, 6—15 cm / 23,8 bzw. 22,5 sm) auf einer seit Frühjahr geplanten Reise in die deutsche Südsee am 17. Juli die Insel P o n a p e (Karolinen) erreicht. Hier

machten die Schiffe mobil. Die Besatzungen nahmen den Kriegsausbruch in der ruhigen Entschlossenheit auf, den Kameraden daheim es gleich zu tun, wußten sie doch, daß der Ozean zwar groß, der Feinde aber gar viele waren. Ihre Zahl wuchs nach dem 12. 8. noch durch die japanische Flotte. Deshalb entschied sich der



Admiral in Pagan (Marianen), wohin er die Kohlendampfer bestellt hatte, für den Weg in die freie See. Führte dieser auch durch wenig befahrene Gebiete, so zwang er doch den Gegner zu großem

Kräfteaufwand, und die Verkehrslinien um Südamerika, besonders vor dem La Plata boten reichere Beute als die Ostasiens. Zum Kreuzerkrieg im Indischen Ozean schickte Graf Spee die „Emden“. Während des 11wöchigen Kriegsmarsches durch den Stillen Ozean — in tropischer Hitze eine seemännisch-technische Glanzleistung — stießen „Dresden“ und „Leipzig“ zum Geschwader. Am 30. 10. hob sich der schneebedeckte Aconcagua vor uns aus der Wolkendecke der Kordilleren. Das Operationsgebiet war erreicht.

Coronel! Schon im Ansatz zur Schlacht zeigte der Admiral sein großes taktisches Können. Er sicherte entlassene Kohlendampfer bis vor die chilenische Küste und hielt dann nach Süden, wo englische Kreuzer vermutet wurden. Am Sonntag, dem 1. November, um 02.50 Uhr meldete ihm ein Funkspruch: „Brit. Kl. Kr. „Glasgow“ ankert vor Coronel.“ Um ihn abzufangen, ging Graf Spee auf 14 sm Fahrt. Der Südwind wuchs nachmittags zum Sturm von Stärke 6. Es wurde klarer. Um 16.17 Uhr sahen wir Rauchwolken in West zu Süd auf 15 sm Abstand und erkannten bald das gesuchte Geschwader des Admirals Gradock. „Klar Schiff zum Gefecht“ mit Trommel und Horn! Die feindlichen Schiffe hatten sich grade auseinander gezogen, um die gemeldete „Leipzig“ zu suchen. Als sie uns sichteten, sammelten sie auf das Flaggschiff. Vorn standen die Panzerkreuzer „Good Hope“ (01 / 14 300 t / 2—23,4 cm, 16—15 cm / 23,8 sm) und „Monmouth“ (01 / 9950 t / 14—15 cm / 23,9 sm), „Glasgow“ (09 / 4900 t / 2—15 cm, 10—12,2 cm / 25,8 sm) schor ein, „Otranto“ (4—12 cm), ein Hilfskreuzer, hängte sich an. Graf Spee, sofort zum Angriff entschlossen, dampfte mit äußerster Kraft gegen die hochgehende See und drängte den Feind von den neutralen Gewässern ab. Dann nahm er den Wind rechts von vorn und vermied dadurch die (in schwerem Seegang artilleristisch ungünstige) Leestellung. So sicherte er uns auch den dunklen Hintergrund der hohen Küste (grau in grau), während der Gegner sich vom hellen Abendhimmel scharf abhob. Um 18.07 Uhr standen die Linien auf etwa Südkurs und 135 hm einander gegenüber.

Höher schlug uns das Herz, an den Kanonen, vor den Kesseln, an den Maschinen, in den Munitionskammern oder wo ein jeder seine Gefechtsstation hatte, sollten wir doch nun der Welt zeigen,

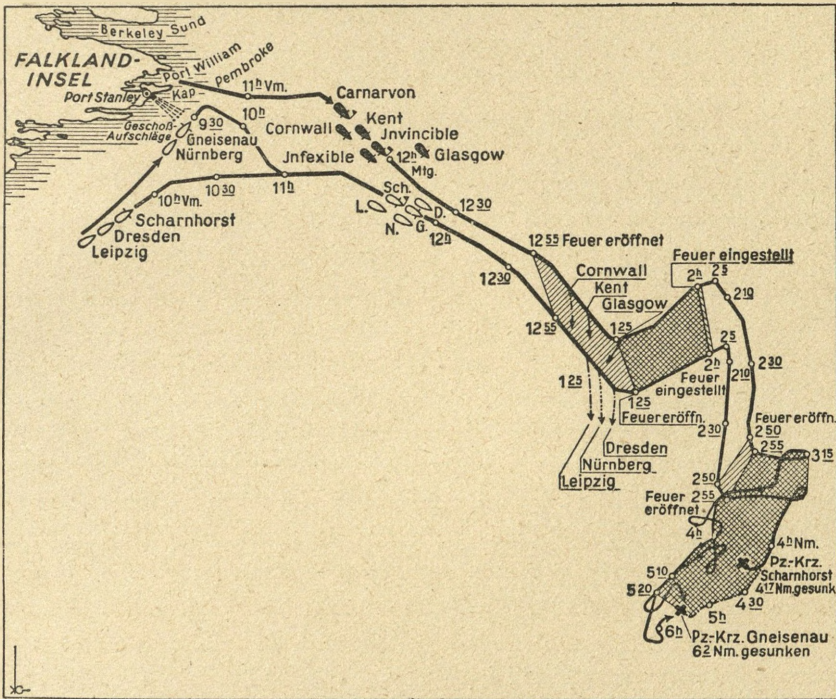
was es heißt, Deutschland zum Kampfe herauszufordern!! Der Abstand verringerte sich langsam, jeden Augenblick mußte der Feuerbefehl kommen — und die Feuertaufe beginnen! Da rollt — 18.39 Uhr — ferner dumpfer Donner über die wogende See: „Scharnhorst“ hat das Feuer eröffnet. „Gneisenau“, „Dresden“ und „Leipzig“ fallen ein, jeder schießt auf das gegenüberstehende Schiff. Schon die dritten Salven liegen deckend am Ziel, dann rast ein Feuerorkan in die sinkende Nacht. Der Gegner ist uns im Breitseitgewicht nur wenig unterlegen, aber er trifft auch nur selten, während immer häufiger die Meldung „Treffer“ aus dem Vormars durch das im Seegang heftig arbeitende Schiff läuft. Nach knapp 10 Minuten brennt „Good Hope“; ihr Feuer wird schwächer, später geht sie in einer gewaltigen Explosion zugrunde. Auch „Monmouth“ leidet schwer. Sie kommt mit Dunkelheit aus Sicht und wird durch „Nürnberg“, die am Kampfe bis dahin nicht teilgenommen hat, versenkt. Die Rettung Überlebender verhindern der Sturm und die Nacht. „Otranto“ war schon sehr bald davongelaufen, „Glasgow“ hielt am längsten aus, benutzte aber auch die Dunkelheit, sich beschädigt der Verfolgung zu entziehen.

Das war also eine Seeschlacht. So einfach hatten wir uns das nicht gedacht! In knapp einstündigem Kampf zwei Panzerkreuzer versenkt, die anderen verjagt, und kaum Verwundete oder Beschädigungen auf unseren Kreuzern! Und doch: Welche Leistung des deutschen Arbeiters, der die Schiffe gebaut und die Waffen geschmiedet, der Besatzungen, die sie beseelt, des Admirals, der sie geführt hatte, steckte darin! Daß wir bald einen stärkeren Gegner vor uns haben und dann nicht so gut davonkommen würden, war jedem klar. Das sagte uns die Sturmschlacht von Coronel.

Seeschlacht bei den Falklandinseln 1914

Bei Coronel hatte zum ersten Mal seit Trafalgar ein englischer Admiral in offener Seeschlacht sich zum Kampfe gestellt: der deutsche Sieg zerriß den Nimbus englischer Unbesiegbarkeit. Die Nachricht durcheilte die Welt und zündete mächtig. Die deutsche Westfront, gerade im Schützengraben erstarrt, brachte drei Hurrahs

auf das Kreuzergeschwader aus. England dagegen fühlte dumpf in unseren Kreuzern die Gefahr für seine atlantischen Zufuhren näherkommen. Lord Fisher, von Churchill wieder zum 1. Seelord gemacht, holte zu gewaltigem Gegenschlag aus: Erst zwei und dann noch einen von den sechs Schlachtkreuzern der Nordsee warf er auf die Ozeane uns entgegen und stattete den Admiral Sturdee mit unbeschränkten Vollmachten aus.



Graf Spee lief für einen Tag Valparaiso an, um sich über die Kriegslage zu unterrichten und den weiteren Nachschub zu regeln. Unsere Schiffe im Hafen widerlegten auch schnell die feindliche Lügenpropaganda über deutsche Verluste. Die Volksgenossen empfangen uns würdig und herzlich; viele drängten zum Kriegsdienst auf den siegreichen Schiffen. Todgeweiht, doch in hellem Vertrauen zum Admiral gingen die Besatzungen in See — zu ihrer letzten Fahrt. —

In schwerem Südsturm kamen wir nur langsam vorwärts. 300 Eiserne Kreuze wurden verliehen, der Geschwaderchef erhielt das E.K. I. Innig dachten wir der Heimat; eine Listensammlung für das Rote Kreuz brachte allein auf „Gneisenau“ 5600 Mark. Mit Brennstoff wohl versorgt, rundeten wir am 2. 12. das gefürchtete Kap Hoorn. Dort kaperten wir einen englischen Segler mit Kohlen. Die Übernahme hielt uns vier Tage auf. Endlich am 6. 12. dampften wir in den Atlantischen Ozean auf die Falklandinseln zu, die der erwarteten britischen Gegenwirkung als Stützpunkt dienen konnten. Um ihn zu schädigen, liefen „Gneisenau“ und „Nürnberg“ um 05.00 Uhr vor. Die See atmete ruhig. Am frühen Tag von großer Klarheit kamen die Inseln Backbord voraus in Sicht. Noch war im Hafen Port Stanley nichts auszumachen. Hinter Hügeln stieg jetzt aber dunkler Rauch auf, Mastspitzen, Schornsteine hoben sich ab: Kriegsschiffe! Wir meldeten, was wir zu erkennen glaubten, durch Funkspruch dem Admiral. Dreibeinmasten, die Merkmale von Schlachtkreuzern, sahen wir erst, als Graf Spee uns schon zurückgerufen hatte. Wir glaubten diese Ungetüme durch die Hochseeflotte gefesselt, nun waren sie da: „Invincible“ und „Inflexible“ (beide 07 / 20 300 t / 8—30,5 cm / 25,5 sm), dazu die Panzerkreuzer „Kent“, „Cornwall“ (wie „Monmouth“ und „Carnarvon“ (03 / 11 000 t / 4—19 cm, 6—15 cm), „Glasgow“ und „Bristol“ (ebenso).

Graf Spee lief mit dem gesammelten Verband südöstliche Kurse, um unsichtiges Wetter zu finden, der Feind kam aber schnell auf. Um die Mittagszeit entließ der Admiral die Kleinen Kreuzer und deckte sie mit den Großen gegen den viermal stärkeren Feind. Da entbrannte die Schlacht gleich mit voller Heftigkeit. Wieder liefen beide Linien nebeneinander; wieder hatten wir die günstige Stellung, diesmal in Lee; wieder krachten unsere runden Salven zuerst, trotz der Anfangsentfernung von 156 hm! Aber Schiffe sind eigentlich nur auf Abwehr ihres eigenen Kalibers gebaut, und die 30,5 cm-Granaten warfen rings um uns doch gewaltige Wassersäulen auf. Einige trafen auch, aber der Schaden blieb noch gering; ihr Schwarzpulver hatte ja nicht die Wirkung unserer neuen Füllungen. Da brach der Gegner den Kampf kurz ab, um die günstige Windseite zu gewinnen. Wir wandten uns wieder nach Süden.

Dort hatten die feindlichen Panzerkreuzer mit der „Glasgow“ sich auf unsere Kleinen Kreuzer gestürzt. Die schnellere „Dresden“ entkam, nachdem sie noch versucht hatte, die Kameraden zu entlasten. „Leipzig“ und „Nürnberg“ kämpften den ungleichen Kampf in verbissener Zähigkeit bis zur letzten Granate durch. Erst in der Dunkelheit sanken sie mit wehenden Flaggen — ein ehernes Beispiel von Manneszucht und Treue bis in den Tod! Nur wenige kamen mit dem Leben davon, denn beide Gegner überschütteten noch einmal die schon wehrlos gewordenen Schiffe mit Granaten, ehe sie sich zur Rettung anschickten.

Gegen 15 Uhr entbrannte der Kampf der Großen Kreuzer auf östlichen Kursen mit gesteigerter Wucht. Wehte der Wind auch wieder vom Feinde zu uns, so behinderte sein Schornsteinrauch und Pulverqualm doch auch die Beobachtung. Schwer lag sein Feuer jetzt auf den deutschen Schiffen, Stahl barst auf Stahl und raffte ganze Geschützbedienungen hinweg: Die Vernichtungsschlacht hatte begonnen, das fühlte ein jeder und wollte sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Es ist schwer, in Kürze den Mannesmut, die Gefechtsdisziplin, das Heldentum der Getreuen wiederzugeben, selbst wenn man mitten darin gestanden hat. Ruhig, wie sie es oft geübt, luden und schossen sie, hielten den Dampf in den Kesseln hoch und die Maschinen auf Umdrehungen, beseitigten Störungen, bekämpften den Wassereinbruch, der ganze Räume füllte und den Tiefgang vermehrte. Brände löschten zuweilen schon die Wassersäulen der feindlichen Fehlschüsse. Gleichmäßig donnerten trotz allem die deutschen Geschütze gegen den Feind, aber die Ausfälle mehrten sich, und die Ärzte hatten jetzt voll zu tun.

Das Ende kam. Wie Graf Spee sich mit den Großen für die Kleinen geopfert, so wollte er jetzt mit der „Scharnhorst“ die „Gneisenau“ decken. „Versuchen Sie zu entkommen!“ war sein letzter Befehl... dann ging er mit wehenden Flaggen und feuernden Geschützen in die Tiefe... eine große Führerpersönlichkeit hatte freudig ihr Leben für Deutschland hingegeben.

„Gneisenau“, nun ganz allein, kämpfte noch über eine Stunde gegen zwei Schlachtkreuzer und einen Panzerkreuzer und mußte doch sich selbst versenken, damit sie nicht in Feindeshand fiel! So

konnten wir etwa die halbe Besatzung ins eiskalte Wasser bringen, wenn dort auch viele noch den Tod fanden. Ein wogendes Trümmerfeld, ein wogendes Schwimmerfeld, doch ungebrochen der hohe Sinn des deutschen Kriegsseemannes. Auf das Gebot, die Lungenkraft zu schonen, ging der Ruf von Mund zu Mund: „Befehl vom I. Offizier: Ruhig sein!“

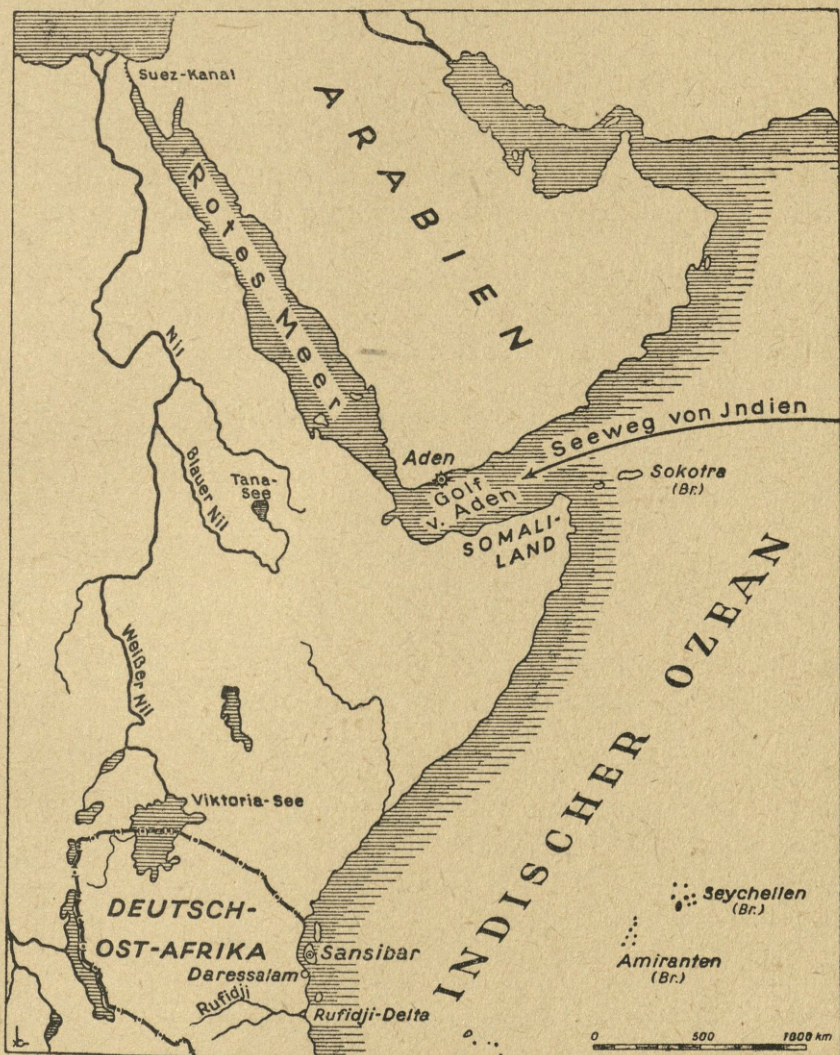
Ein kleines Häuflein nur überlebte die Schlacht, und manche kämpften auch heute wieder gegen England. Das Vermächtnis des edlen Grafen und seiner zweitausend Mitstreiter lebt ewig weiter im deutschen Volk!

Der Kleine Kreuzer „Königsberg“ 1914/1915 in Ostafrika

Im Juni 1914 hatte der Kleine Kreuzer „Königsberg“, Fregattenkapitän Loeff, als erster neuerer und schnellerer Kreuzer die bis dahin mit Kanonenbooten besetzte ostafrikanische Station übernommen; noch nicht zwei Monate später wurden Schiff und Kommandant durch den Ausbruch des Weltkrieges vor völlig neue und schwere Aufgaben gestellt.

Der Befehl für den Kriegsfall lautete: „Kreuzerkrieg führen“; der eigene Handel sollte nach Möglichkeit geschützt, der feindliche gestört werden. Der erste Teil der Aufgabe war wohl nicht leicht, aber schnell zu lösen. An eine Durchführung deutschen Schiffsverkehrs auf offener See war gegenüber der englischen Übermacht nicht zu denken. Die „Königsberg“ mußte sich begnügen, allen erreichbaren deutschen Handelsschiffen durch den Funk entsprechende Anweisungen zu geben und sie entweder in neutrale oder in deutsche Häfen zu beordern.

Zur Störung des britischen Handels brauchte der deutsche Kreuzer — wie alle seine Gefährten im großen Kriege, wie auch die „Emden“ und die „Karlsruhe“ — vor allem Kohlen und noch einmal Kohlen. Ganz auf sich allein gestellt, ohne brauchbare Häfen und Stützpunkte, mußte er seine Bunker entweder aus deutschen Hilfsschiffen oder aus aufgebrachten feindlichen Prisen füllen. Leider stellte sich bald heraus, daß die deutschen Dampfer, die bei



dem Kreuzer Schutz suchten, keine Kohle abgeben konnten. Das Hilfsschiff „Somali“, das aus Daressalam folgte, konnte erst später erwartet werden. Gleichwohl fuhr der Kommandant sofort in sein Operationsgebiet: es war beabsichtigt, den Handel des Suezkanals im Arabischen Meer und im Indischen Ozean zu stören.

Allein die Anwesenheit des deutschen Schiffes, die dem Feinde nicht unbekannt bleiben konnte — schon eine Woche vor Kriegsausbruch hatte das britische Südafrikageschwader, drei Kreuzer stark, vergeblich versucht, die „Königsberg“ zu „beschatten“ —, genügte, um den sonst so starken Schiffsverkehr völlig zu unterbrechen. In den Wochen, in denen Fregattenkapitän Looff vor der Straße von Aden operierte, gelang zwar nur die Aufbringung eines sehr wertvollen englischen Indiendampfers, der nach Übernahme seiner Kohlenvorräte versenkt wurde; aber neben der gelungenen Störung des feindlichen Handels wurde auch die zweite Aufgabe eines Auslandskreuzers vollkommen gelöst: der ältere Kleine Kreuzer zog eine bedeutende englische Streitmacht, darunter mehrere Panzerkreuzer und einen ganz modernen, schnellen Turbinenkreuzer, auf sich, die ihn wochenlang vergeblich suchten.

Nun entschloß sich der Kommandant, einen überraschenden Vorstoß gegen die feindlichen Etappenlinien durchzuführen. Unbemerkt verließ er die arabischen Gewässer und drang am Morgen des 20. September plötzlich in den Hafen von Sansibar ein, wo er englische Streitkräfte vermutete. Der englische Kleine Kreuzer „Pegasus“, etwas kleiner, aber stärker bewaffnet als der Deutsche, wurde in kurzem Gefecht niedergekämpft und vernichtet, die Funkstation von Sansibar durch einige Schüsse zerstört. Der Angriff, klug und kühn geplant und schneidig durchgeführt, hatte einen vollen Erfolg gebracht; er entsprach fast genau dem Vorstoß, den der Kommandant der „Emden“ einen Monat später gegen den Hafen von Pulo Penang richtete und der zur Vernichtung der russischen „Schemtschug“ und der französischen „Mousquet“ führte.

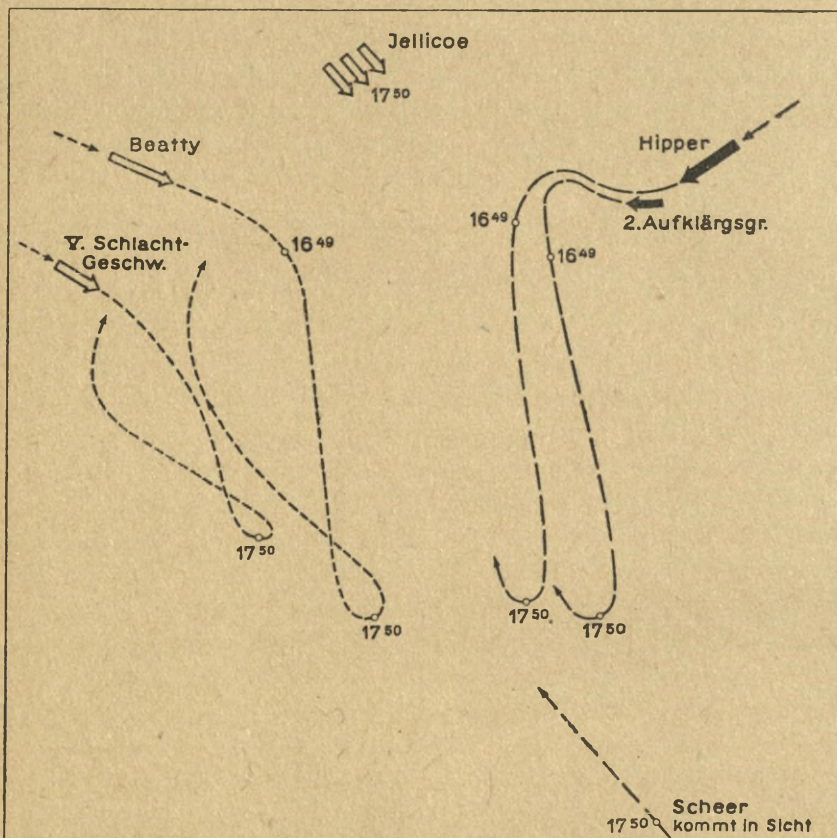
Schon während der bisherigen Unternehmungen hatten sich auf dem deutschen Kreuzer bedenkliche Maschinenschäden bemerkbar gemacht; Fregattenkapitän Looff sah sich nun gezwungen, einen geschützten Liegeplatz aufzusuchen, um die Ankunft der notwen-

digen Ersatzteile, die in Dar-es-salam hergestellt werden sollten, abzuwarten. Damit war das Schicksal der „Königsberg“ besiegelt: nach vierwöchigem Suchen, wenige Tage, ehe die unter schwierigsten Verhältnissen hergestellten Ersatzteile eintrafen, wurde das deutsche Schiff in dem Delta des Rufidji entdeckt und von den englischen Kreuzern angegriffen.

Der Kommandant hatte jedoch alle Maßnahmen zur Verteidigung getroffen; alle Versuche englischer Boote, in die Flußmündung einzudringen, wurden mit schweren Verlusten für den Angreifer abgewiesen, einmal wurde sogar ein größerer Küstendampfer, der „Adjutant“ — die Engländer hatten ihn, ein früher deutsches Schiff, völkerrechtswidrig in neutralen Gewässern weggenommen und setzten ihn nun bewaffnet gegen die „Königsberg“ ein — durch einen wirksamen Feuerüberfall zur Übergabe gezwungen. Dabei wurde der Liegeplatz des Kreuzers ständig verändert, so daß das heftige Feuer der angreifenden britischen Schiffe zunächst erfolglos blieb. So verstand Fregattenkapitän Loeff, trotz der starken Behinderung und aussichtslosen Lage seines Schiffes eine der wichtigsten Aufgaben des Auslandskreuzers zu erfüllen: so viele feindliche Streitkräfte wie möglich auf sich zu ziehen. 21 feindliche Einheiten mit etwa 80 000 t blieben durch das eine Schiff von 3400 t, das noch dazu fast bewegungsunfähig und vom Gegner durch Versenkung von Dampfern in den Mündungsarmen des Rufidji festgenagelt war, für Monate gebunden!

Anfang Juli 1915 endlich begann der letzte, entscheidende englische Angriff. Mit Unterstützung von zwei neuen, flachgehenden und schwer bewaffneten Monitoren nahm der ganze englische Verband den deutschen Kreuzer, dessen Position durch Luftbeobachtung festgelegt war, mehrere Stunden lang unter heftigstem Feuer. Fünf Tage später, am 11. Juli, wurde der Angriff wiederholt. Der deutsche Kommandant hatte alles überflüssige Personal an Land geschickt; der Rest der Besatzung verteidigte sich auf dem zerschossenen, brennenden Schiff buchstäblich bis zur letzten Granate, bis zum letzten Schrapnell, mit dem noch ein feindliches Flugzeug heruntergeholt wurde. Wie durch ein Wunder waren die Geschütze des Kreuzers gar nicht oder nur leicht beschädigt worden, auch

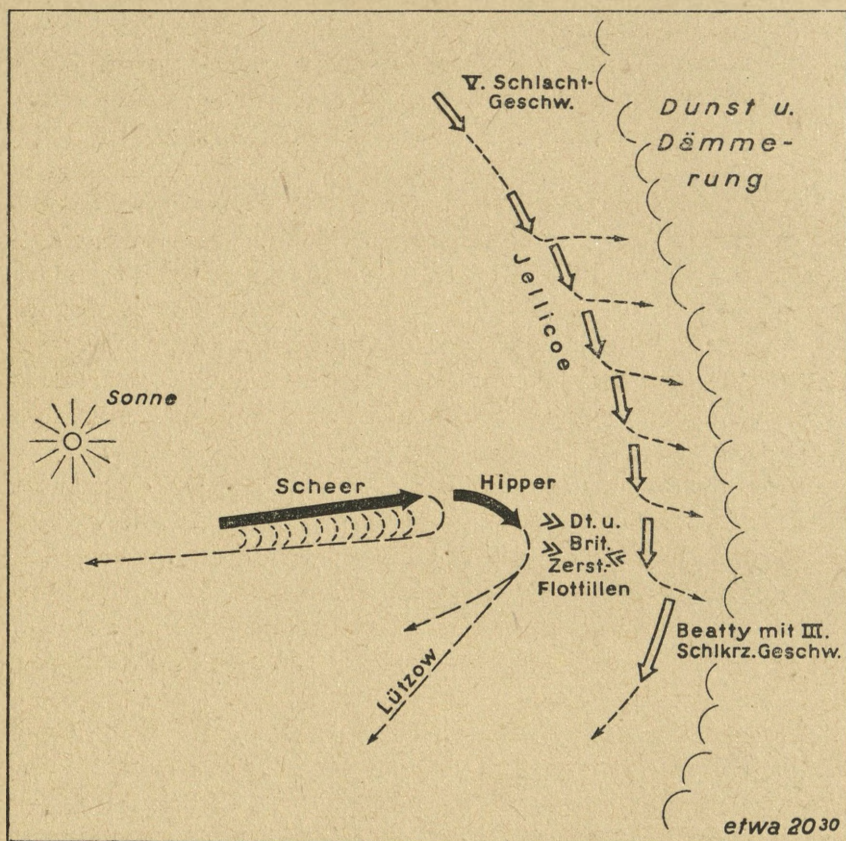
Nun griffen die 4 englischen Linienschiffe ein, der Druck auf die Kreuzer Hipper wurde unerträglich. Obwohl um 17 Uhr 26 das zweite feindliche Großkampfschiff, die „Queen Mary“ (27 400 t, gegen 1300 Mann Besatzung) im Feuer von „Derfflinger“ und



„Seydlitz“ vernichtet wurde, mußte Hipper zur Entlastung seiner schweren Schiffe einen Torpedobootsangriff gegen Beatty ansetzen. Gleichzeitig griffen die englischen Zerstörerflottillen ein, zwischen den beiden Schlachtlinien tobte ein kurzer, erbitterter Kampf der Boote.

In diesem Augenblick kam von Süden her das deutsche Gros in Sicht. Hipper setzte sich sofort an seine Spitze unter Herumwerfen

Osten, Jellicoe behielt Zeit, sich zu entwickeln. Von Osten her aber stieß plötzlich aus dem Dunst heraus das 3. Schlachtkreuzergeschwader des englischen Admirals Hood, drückte die sichernden deutschen Kleinen Kreuzer zurück — die „Wiesbaden“ erhielt dabei den verhängnisvollen Treffer, der sie bewegungsunfähig machte



— und warf sich auf Hippers schwer mitgenommene Schiffe. Hipper vermutete hinter den ungestüm und schneidig angreifenden Schlachtkreuzern das britische Gros und ging auf gleichen — südöstlichen — Kurs. Nun wurde an drei Stellen der Linien gleichzeitig erbittert gekämpft: an der Spitze gerieten Hoods Schiffe auf kurze Entfernung vor die Geschütze von „Lützow“ und „Derff-

linger“, — um 19 Uhr 33 flog der Schlachtkreuzer „Invincible“ mit dem Admiral Hood und 1000 Mann in die Luft. In der Mitte stießen die drei älteren Panzerkreuzer des Admirals Arbuthnot, die den Aufmarsch der Grand Fleet sichern sollten, auf Scheers Linienschiffe, und wenige Minuten später sank Arbuthnots Flaggschiff „Defence“, „Warrior“ mußte brennend fliehen und nur „Black Prince“ gelang es, zunächst zu entkommen und sich dem Gros wieder anzuschließen. Am Schluß der Linie wurde das englische Schlachtschiff „Warspite“ von deutschen Granaten so schwer beschädigt, daß es ebenfalls das Gefecht verlassen mußte.

Der zweite große Abschnitt der Schlacht hatte begonnen: Jellicoe griff ein. In den durch das Eingreifen und das Opfer Hoods gewonnenen Minuten hatten seine Geschwader eine Kiellinie gebildet, die schon die Spitze der Deutschen zu umfassen drohte. In einem weiten Halbkreis schlugen aus dem Dunst englische Granaten gegen die Schlachtkreuzer Hipper und die vordersten Linienschiffe der Deutschen, die ihrerseits den Feind im Dunst und in der beginnenden Dämmerung nicht mehr ausmachen konnten. In diesem Augenblick entschloß sich der deutsche Führer, zur Entlastung der deutschen Schiffe das Manöver durchzuführen, das keine Flotte der Erde außer der deutschen je geübt, keine im Ernstfalle erprobt hatte: die Gefechtskehrtwendung. Dieser Entschluß, gegründet auf ein unerschütterliches Vertrauen zu Schiff und Mann, stellt den Admiral in eine Reihe mit den bedeutendsten Flottenführern aller Zeiten. Sein Vertrauen war gerechtfertigt, wenige Minuten später hatte sich die Hochseeflotte der drohenden Umklammerung entzogen und lief, vom überraschten Feinde unbehelligt, nach SW ab. Auf dem Kampfplatz trieb allein die bewegungsunfähige „Wiesbaden“; fast die ganze englische Flotte hatte sie unter Feuer genommen und längst zu einem unförmigen Wrack zusammengeschossen; aber sie schwamm immer noch, und in großen Abständen feuerte das letzte Geschütz, das von den letzten Unverwundeten bedient wurde.

Fern von den Kämpfen der beiden Linien versuchte der deutsche Schlachtkreuzer „Lützow“, schwer beschädigt und fast unfähig, sich zu wehren, einen deutschen Hafen zu erreichen. Das Gefecht schloß

für kurze Zeit ein. Vorsichtig fühlte Jellicoe hinter dem verschwundenen Gegner her. Admiral Scheer hat seine eigenen Gedanken ungefähr so beschrieben, daß er den Feind durch einen unerwarteten Entschluß überraschen und verwirren wollte. Jellicoe vermutete die Deutschen offenbar auf dem Heimwege, erwartete also keinen neuen Angriff. Vielleicht haben auch Erwägungen über die Rettung der „Wiesbaden“ und „Lützow“ mitgesprochen, — jedenfalls ließ der deutsche Flottenführer nach 19 Minuten erneut das Signal zur Gefechtskehrtwendung machen, die Hochseeflotte stieß erneut mitten in die Linie der Grand Fleet hinein!

Zum zweiten Mal und in erhöhtem Maße schlug von allen Seiten schwerstes Feuer gegen die deutsche Spitze. Der Versuch, die Überlebenden der „Wiesbaden“ zu retten, mußte aufgegeben werden, — im Gegenteil stand Scheer vor der Aufgabe, seine Schiffe wieder so rasch wie möglich vom Feinde zu lösen, wollte er nicht schwerste Verluste erleiden und vielleicht mit einer verlorenen Schlacht die deutsche Kriegführung ernstlich in Gefahr bringen. Die Schlachtkreuzer unter der Führung des „Derfflinger“-Kommandanten Hartog — Admiral Hipper hatte, nach Verlassen der heimwärts steuernden „Lützow“, sein neues Flaggschiff noch nicht erreicht — warfen sich unter vollem Einsatz gegen die britische Linie, ihnen folgten zum Angriff die Zerstörer des Kommodore Heinrich. Vor der Wucht des deutschen Angriffs und den drohenden Torpedos ließ der vorsichtige Jellicoe seine Schiffe abstaffeln, das Feuer gegen die deutschen Geschwader ließ nach, und diesen Augenblick benutzte die Hochseeflotte, um zum dritten Male die berühmte Gefechtswendung durchzuführen. Zum zweiten Male löste sie sich im heftigsten Kampf rasch vom Feinde. Die Tagschlacht war beendet, die Dunkelheit nahm rasch zu. Beide Führer mußten jetzt ihre Aufgabe darin sehen, ihre Verbände möglichst geordnet und ohne Verluste in die Häfen zurückzubringen.

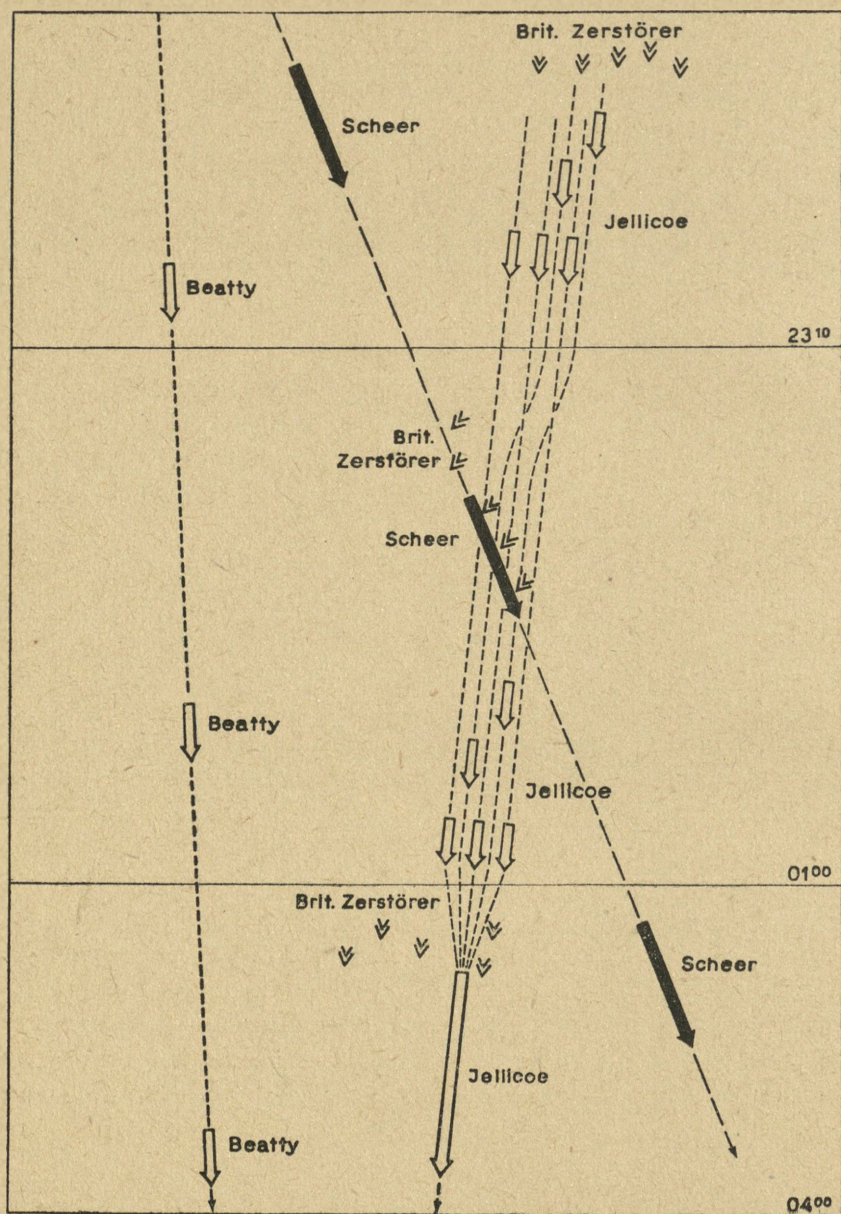
Auch jetzt, auf dem Nachtmarsch, blieb das Glück auf seiten der Engländer, nachdem Jellicoe auf den Versuch, mit seiner Übermacht eine günstige Entscheidung zu erzwingen, verzichtet hatte. Die Kurse der beiden Flotten führten in einem spitzen Winkel aufeinander, der deutsche etwa nach Südosten, der englische nach

Süden. Die deutschen Schiffe stießen in die die Nachhut bildenden englischen Zerstörer hinein. Es entstand mehrfach Gefechtsberührung mit englischen Leichten Streitkräften, bei denen wohl ein Panzerkreuzer, der vorher entkommene „Black Prince“, und eine Anzahl Zerstörer vernichtet wurden, aber auch das ältere Linienschiff „Pommern“, die Kleinen Kreuzer „Elbing“, „Rostock“ und „Frauenlob“ und ein Torpedoboot verloren gingen. Auf das Einbringen der „Lützow“ mußte verzichtet werden, sie wurde durch einen Torpedoschuß versenkt, die gerettete Besatzung brachten deutsche Torpedoboote, englische Zerstörer abschlagend, nach Hause.

Doch den deutschen Torpedobooten, die in jahrelanger Ausbildungsarbeit für nächtliche Angriffe auf große Schiffe geschult worden waren, war ein Zusammenstoß mit den britischen Geschwadern nicht vergönnt, ihr eifriges Suchen nach dem englischen Gros blieb während der Nacht erfolglos.

Es war das Kriegsglück, das dem englischen Führer die Möglichkeit bot, die größte Seeschlacht nicht durchzuschlagen, sondern, schwer mitgenommen und nach starken Verlusten, sich in seine sicheren Häfen zurückzuziehen. Im weiteren Verlauf des Weltkrieges ist es dann nicht mehr zu englischen Vorstößen gegen die Deutsche Bucht gekommen; eine englische Zeitung schrieb: „Sollen wir uns noch einmal der furchtbaren Gefahr aussetzen, der wir einmal mit Hilfe des Himmels entgangen sind?“ Sie traf damit genau die Lage.

Klar aber zeigen der Verlauf der Schlacht und ihre Ergebnisse, daß der Sieg in diesem größten aller Kämpfe zur See auf deutscher Seite liegt, daß Admiral Scheer und alle seine Untergebenen, an ihrer Spitze der prächtige Kreuzerführer Hipper, durch Mut, Entschlußfähigkeit und Kaltblütigkeit auch in den gefährlichsten Lagen, für alle Zukunft den deutschen Anspruch auf Seegeltung gegen die stärkste Seemacht der Erde durchgekämpft haben. 14 vernichteten englischen Schiffen mit 115 000 t und einem Personalverlust von 6094 Toten und 177 Gefangenen stehen die deutschen Verluste von 11 Schiffen mit 61 000 t und 2551 gegenüber. Die deutschen Besatzungen aber haben bewiesen, daß der deutsche



Matrose und Seeoffizier auch in der Schlacht ein ebenso guter Seemann wie der Engländer, jedoch ein besserer Soldat ist; denn wenn von 4598 in der Schlacht verfeuerten englischen Granaten 100, von 3597 deutschen aber 120 trafen, dann zeigt das, daß der Anteil der Männer und Schiffe am Siege neben dem der Führung nicht vergessen werden darf.

Skagerrak war die größte Seeschlacht der Weltgeschichte, — sie war zugleich die erste Schlacht einer deutschen Reichsflotte. Ihr Ausgang ist Aufruf und Verpflichtung für alle Zeiten, in denen deutsche Flaggen auf deutschen Schiffen über freien Meeren wehen.

Die Zerschlagung der polnischen Marine 1939

In die Vernichtung des Heeres und der Luftwaffe Polens durch den Krieg der 18 Tage wurde auch die polnische Kriegsmarine hineingezogen.

Polen ist im Verlauf seiner Geschichte, selbst in der größten Zeit, niemals eine Seemacht gewesen. Lange Zeit versperrte ihm der deutsche Ritterorden den Zugang zum Meer. 1466 besetzten die Polen Danzig, das sie mehrere Jahrhunderte behielten, ohne daß sie es zur Entwicklung einer Seemacht von irgendwelcher Bedeutung brachten. — Erst das Versailler Diktat gab Polen ein Stück deutscher Küste zwischen Leba und Zoppot und gleichzeitig den Grundstock einer kleinen Marine in Gestalt einiger alter deutscher Kriegsfahrzeuge. Aus dieser schmalen Seegrenze leitete Polen seine großenwahn sinnigen Seemachtansprüche ab. Dieser Großmanns sucht entsprach nicht nur der Ausbau Gdingens, sondern auch der geplante Ausbau einer Flotte, die — wenn das vorgesehene Programm durchgeführt worden wäre — aus drei 25 000-t-Schlachtschiffen, einem Flugzeugkreuzer, 12 Zerstörern, 21 U-Booten und zahlreichen Kleinfahrzeugen bestanden haben würde. — In Wirklichkeit verfügte die polnische Marine im Herbst 1939 über vier Zerstörer, zwei Torpedoboote, einen modernen Minenleger, fünf Unterseeboote und mehrere Kanonenboote.

Von den Stützpunkten ist in erster Linie Gdingen, das heutige Gotenhafen zu nennen. Daneben war die Halbinsel Hela mit dem

Kriegshafen Hela und dem Fischereihafen Grossendorf — beide wertvoll als Stützpunkte für Kleinkriegsmaterial — stark befestigt, ebenso die die Einfahrt nach Danzig-Neufahrwasser beherrschende Westerplatte.

Die Aufgabe der polnischen Kriegsmarine mußte darin bestehen, einen möglichst großen Teil der deutschen Seestreitkräfte zu binden und den deutschen Seeverkehr zwischen Ostpreußen und dem übrigen Reich zu stören. Ein Blick auf die Karte genügt, um zu erkennen, wie ungünstig die polnischen Stützpunkte angesichts einer überlegenen deutschen Flotte für diese Aufgabe lagen. Im Innern der Danziger Bucht gelegen und von beiden Seiten von deutschem Gebiet eingeschlossen, war das natürliche Operationsgebiet der polnischen Seestreitkräfte leicht zu überwachen, obwohl die hierfür zur Verfügung stehenden deutschen Stützpunkte Pillau und Swinemünde reichlich weit entfernt lagen.

Aus dieser Lage zog die polnische Führung die Folgerungen, indem sie die wertvollsten Schiffe, die Zerstörer „Blyskowica“, „Grom“ und „Burza“ bei der am 30. August in Warschau ausgesprochenen Mobilmachung aus der Ostsee entließ. Sie wurden auf ihrer Fahrt bis ins Kattegatt von deutschen Kriegsschiffen „beschattet“, gelangten aber noch vor Ausbruch der Feindseligkeiten nach England und wurden dort unter polnischer Flagge in die Home Fleet eingereiht. Zwei von ihnen sind in der Folgezeit durch den deutschen Seekrieg gegen England vernichtet worden.

Gleichzeitig hatten die fünf polnischen Unterseboote ihre Stützpunkte verlassen und sich anscheinend auf die ihnen nach Operationsbefehl zugewiesenen Positionen begeben. Obwohl es sich um große, moderne und leistungsfähige Boote handelte, war ihnen nicht der geringste Erfolg beschieden. Eins der Boote wurde während der Nacht von einem deutschen Unterseeboot angegriffen und versenkt; über die übrigen Boote liegen nur Auslandsmeldungen vor. „Orzel“ lief Reval an, sollte dort interniert werden, verließ aber heimlich den Hafen und entkam nach England. Es ist inzwischen vernichtet worden. Die übrigen Boote liefen schwedische Häfen an, wo sie interniert wurden.

Der deutsche Aufmarsch wurde Ende August durchgeführt. In Swinemünde lagen mehrere Kreuzer, in Pillau zahlreiche Zerstörer, eine Schnellbootsflotille und der Führer der Minensuchboote, wozu noch eine Küstenfliegerstaffel kam. Die Kreuzer und Zerstörer kamen kaum zum Einsatz, da sie in den ersten Septembertagen in die Nordsee gingen.

Die kriegerischen Ereignisse, die zur Zerschlagung des Restes der polnischen Marine und ihrer Stützpunkte führten, lassen sich in wenigen Worten schildern.

In der Nacht vom 31. August zum 1. September befanden sich die deutschen Seestreitkräfte auf den befohlenen Positionen in einer Blockadestellung, welche die gesamte polnische Küste abriegelte. Die leichten Streitkräfte kontrollierten diese Stellung auf Minen und sicherten die in See befindlichen Verbände gegen Unterseeboote, von denen eine Bedrohung erwartet wurde. Nachdem die Kreuzer und Zerstörer nach dem Westen gegangen waren, übernahm der Führer der Minensuchboote, Kommodore Ruge, die Operationen zur See.

Das Linienschiff „Schleswig-Holstein“, das Ende August zu einem Besuch in Danzig eingetroffen war, begann in den frühen Morgenstunden des 1. Septembers mit der Beschießung der Westerplatte, die dann bis zum 7. September, dem Tage der Kapitulation, systematisch fortgesetzt wurde. Damit wurde der Hafen Danzig-Neufahrwasser für die deutschen Seestreitkräfte geöffnet. — Kampfverbände der Luftwaffe griffen die polnischen Stellungen und Schiffe an, darunter den zum Legen einer Sperre ausgelaufenen Minenleger „Gryf“, der aber unter dem demoralisierenden Eindruck eines Bombentreffers seine Minen wahllos abwarf.

Da die Arbeiten der Minensuch- und -räumverbände ständig durch die vorzüglich getarnten polnischen Küstenwerke gestört wurden, ergab sich die Notwendigkeit, diese von See her niederzukämpfen. Zu diesem Zwecke wurde außer der „Schleswig-Holstein“ auch das Linienschiff „Schlesien“ herangezogen. Unter dem Feuerschutz der Linienschiffe bahnten kleine Fahrzeuge den Weg nach Gdingen, das am 15. September genommen wurde. Noch aber wurde Oxhöft von den Polen zäh verteidigt. Am 18. September

hatten sich Truppen des Korps Kaupisch an die feindlichen Stellungen herangearbeitet, während Seestreitkräfte von See her wirkungsvoll in den Kampf eingriffen unter zeitweiser Verstärkung des Feuers durch „Schleswig-Holstein“. Am 19. September war auch Oxhöft in deutscher Hand.

Am längsten hielt sich die 35 km lange und schwer zugängliche Halbinsel Hela. In vorzüglichem Zusammenarbeiten der drei Wehrmachtsteile wurde auch dies letzte Bollwerk des polnischen Widerstandes erobert. Die Besatzung von 52 Offizieren und 4000 Mann streckte am 1. Oktober die Waffen. Im Hafen von Hela waren das Kanonenboot „General Haller“ durch Artilleriefeuer der Schiffe, der Zerstörer „Wicher“ und der Minenleger „Gryf“ durch Bombentreffer der Luftwaffe versenkt worden.

Damit war der Krieg gegen die polnische Seefront beendet. Die polnische Marine hatte aufgehört, zu bestehen.

Handelskrieg gegen England 1939 bis 1941

Es liegt in der Natur des Seekrieges, daß er ungleich tiefer als der Landkrieg in die Rechte Neutraler eingreift. Das Seebeuterecht steht im schroffen Gegensatz zur Forderung auf unbedingte Freiheit der Meere. Man hat diese Härten dadurch auszugleichen versucht, daß man ein Anhalte- und Prisenrecht aufgebaut hat, das allen billigen Wünschen der neutralen Schifffahrt entsprach. Im Jahre 1936 schien England sich an solchem Bemühen ernsthaft beteiligen zu wollen, indem es das sogenannte Londoner Uboot-Protokoll verfaßte, wonach auch der Handelskrieg mit Unterseebooten unter allen Umständen im Geiste einer humanen Handhabung zu führen sei. Und dieser Geist glich sich im wesentlichen den Gesichtspunkten und Gesetzen an, die für das Anhalte- und Prisenrecht von sämtlichen Kulturstaaten anerkannt waren. An sich lag diese Entwicklung auf der Bahn allernatürlichsten Rechtsempfindens. Denn darüber kann überhaupt nicht gestritten werden, daß ein Unterseeboot ein Kriegsfahrzeug ist, und daß ihm

demgemäß alle jene Vorrechte zufallen, die die anderen Kriegsschiffsklassen für sich beanspruchen.

Mit Kriegsausbruch hat England nun das eigene Uboot-Protokoll, das immerhin eine feierliche Verpflichtung für alle Vertragspartner darstellte, zerrissen, indem es die Gesamtheit seiner wertvollen Handelsschiffe bewaffnete. Es hieß, das geschehe nur zur „Abwehr“. Die Admiralität in London ließ jedoch keinen Zweifel darüber, daß die Verteidigung gegen deutsche Unterseeboote im „rücksichtslosen Angriff“ zu bestehen habe. Damit war dem Anhalte- und Prisenrecht jede Grundlage entzogen. Was würde die Welt dazu sagen, wenn die britische Admiralität eines Tages erklärte: „Die Schiffe der Königlichen Flotte sind keine Kriegsschiffe mehr. Sie haben vielmehr Handelsschiffscharakter gewonnen, weil sie — ohne Preisgabe ihrer Bewaffnung — für den Zufuhrdienst von Lebensmitteln und Rohstoffen nach England eingesetzt werden.“ Vermutlich würde sich die Welt an den Kopf fassen und ernsthafte Sorgen kaum unterdrücken, ob man in London noch bei klarem Verstande sei. Und doch, der angedeutete Schritt ist nicht um Haaresbreite seltsamer und abwegiger als jener andere, der bereits geschehen ist: als die Bewaffnung von Handelsdampfern mit der Behauptung, hierdurch ändere sich an dem friedlichen Charakter der Schiffe auch nicht das Geringste! In dem Augenblick, wo die deutsche Kriegsmarine feststellen mußte, daß die britische Kauffahrtei nach Vorgang des Weltkrieges dazu bestimmt und angehalten war, die „Ubootpest“ zu bekämpfen, entfiel für sie zwangsläufig jede Rücksichtnahme auf den Inhalt des Londoner Uboot-Protokolls. England tat mit seinem Schritt kund, daß es den Kampf bis aufs Messer suche. Seinem Vorgehen zu folgen, war schon um dessentwillen geboten, weil die deutsche Seekriegsleitung es nicht verantworten konnte, die Besatzungen der Unterseeboote Gefahren auszusetzen, die durch die Bewaffnung der britischen Kauffahrtei, sichtbar für alle Welt, heraufbeschworen waren. Hat doch ein jeder Staat die Pflicht, auch im Kriegsfall das Leben seiner Mitbürger nicht unnütz aufs Spiel zu setzen.

Mit der Bewaffnung seiner Kauffahrtei und der Ausrüstung von Uboot-Fallen hat sich Großbritannien nun aber keineswegs be-

gnügt. Es führte vielmehr von neuem das im Weltkriege angewandte System der Geleitzüge ein, um auf diese Weise seinen armierten Kauffahrern auch noch den Schutz durch Kreuzer und Zerstörer angedeihen zu lassen. Damit tat England einen weiteren Schritt, um das Anhalte- und Durchsuchungsrecht hinfällig zu machen. Sollte die deutsche Seekriegsleitung die Hände in den Schoß legen und erklären: „Hiergegen wissen wir kein Mittel, wir müssen uns geschlagen bekennen?“ Vermutlich hätten die Engländer selbst über solch' ein Bekenntnis am meisten gespottet. Billigt man dem Britentum das Recht zu, zum Schutze seiner Handelsschifffahrt das Konvoisystem einzurichten, dann darf man es keinem Gegner verübeln, wenn er seinerseits Maßnahmen trifft, die dem Fahren im Geleit abträglich sind. Völkerrechtlich kann nicht bestritten werden: ein jeder Kauffahrer, der sich in Begleitung eines Kriegsschiffes befindet, gibt zu erkennen, daß er bemüht ist, sich außerhalb der Gesetze des Anhalte- und Prisenrechtes zu stellen; er will sich nicht durchsuchen lassen und macht sich allein schon dadurch in hohem Maße verdächtig. Handelt es sich nun aber bei einem Geleit gar um neutrale Schiffe, so liegt der Fall insofern noch ernster, als sie durch ihr Verhalten ganz offenkundig dartun, daß sie zu allem anderen noch Zweifel an der Echtheit ihrer Neutralität aufkommen lassen. Diese Tatsache läßt uns die Schlußfrage stellen: Kann man es von einem Ubootkommandanten erwarten oder verlangen, daß er nachprüft, ob das Geleit durch ein englisches Kriegsschiff von einem neutralen Dampfer freiwillig oder unfreiwillig angenommen worden ist? Wer das Wesen der Seefahrt und des Seekrieges kennt, wird mit einem glatten Nein antworten. Die neutrale Welt mag nicht vergessen, daß das britische Weltreich das große deutsche Volk durch die Methoden seiner brutalen Wirtschaftsblockade zu erdrosseln versucht. Während des Weltkrieges haben diese Methoden sehr stark, wenn nicht sogar entscheidend zum Zusammenbruch des Jahres 1918 beigetragen. Man soll daher nicht erwarten, daß wir erhaltene Lehren mißachten und uns ein zweites Mal die Schlinge um den Hals legen lassen.

Im übrigen ist es England gewesen, das schon seit Jahrhunderten

die Frage: „Was sind Kriege?“ dahin beantwortete: „Ein Aufstehen von Volk wider Volk, und nicht etwa von Staat wider Staat!“ Diese letztere veredelte Auffassung, zuerst von Rousseau vertreten, hat sich Deutschland noch während des Weltkrieges zu eigen gemacht, indem es erklärte, dem deutschen Volk liege die Anschauung gewisser ausländischer Staaten fern, wonach der Krieg unter stärkster wirtschaftlicher Schädigung der Angehörigen feindlicher Völker zu führen sei, es erkenne vielmehr den Grundsatz an, daß der Krieg nur gegen den feindlichen Staat als solchen und gegen dessen bewaffnete Macht gerichtet wäre. England hingegen stand von jeher und steht heute noch auf dem Grundsatz, den der britische Kronanwalt im Jahre 1800 einnahm, und der also lautete: „Der Krieg versetzt jeden einzelnen Staatsangehörigen wie auch die Staaten selbst in den Zustand der Feindschaft gegeneinander. Es gibt keinen Krieg der Waffen neben einem Frieden der Wirtschaft. In diesem Zustande sind alle Staatsverträge, Privatverträge, Eigentumsrechte ohne Belang. Diese Feststellungen gelten insbesondere für Seemächte, deren Hauptziel die Zerstörung der Schifffahrt und des Handels des Gegners ist, um ihm dadurch den Frieden aufzuzwingen.“

Wer im Glashause sitzt, soll nicht mit Steinen werfen. Die britische Seeherrschaft um 1800 — sie sah anders aus wie die von 1941!

Der Nordseekrieg im Winter 1939/40

Am Anfange alles seestrategischen Denkens steht die Einheit des Meeres als Naturerscheinung, als Verkehrsfläche, als Operationsgebiet. Sie gibt dem Seekriege seine planetarischen Maße und weist im deutsch-englischen Streit auch der Nordsee (575 300 qkm) ihre Stellung zu. So nahe die beiden großen rasseverwandten Völker, deren Lebenslinien vielerorts in der Welt sich schneiden, hier zusammensitzen, so grundverschieden haben sie ihr staatliches Haus sich gebaut. Der daraus entstehende Gegensatz: hie Ozeanmacht — hie starke kontinentale Großmacht, hie Händlertum — hie soldatische Haltung — ließ die Nordsee zum politischen Spannungsfeld erster Ordnung werden, seit Deutschland begann, seiner wachsenden Wirtschaft maritimen Schutz zu gewähren.

Auf die Wirkung seiner natürlichen Blockadestellung hoffte England auch jetzt. Die Nordsee, die nach dem Willen des Führers unsere Völker nicht mehr trennen, sondern verbinden sollte, wurde wiederum Kampfgebiet, aber unter ganz anderen Bedingungen als im Weltkriege. Damals empfanden wir sie noch als „Hochsee“, auf der wir vergeblich gegen den britischen Stahlring hämmerten, um den Weg zum Atlantik zu öffnen. Die englische Zurückhaltung ließ aber schon die wachsende Bedeutung der Unterwasserwaffen ahnen. Seitdem vollendete das Flugzeug, was Mine und Torpedo begonnen: die wehrgeographische Umwertung der Nordsee zum „Küstenvorfeld“. Schlachtschiff, Flugzeugträger und bald auch der Kreuzer sind in „begrenzten Räumen“ so gefährdet, daß sie besser draußen bleiben. Dem Zerstörer und dem Schnellboot, diesem neuartigen wendigen Torpedoträger von höchster Geschwindigkeit und überraschender Seetüchtigkeit gehört mit anderen Kleinkampfmitteln die Nordsee und natürlich dem U-Boot, das sie auf dem Wege zum Atlantik ohnehin passieren muß. Wind und Wetter sind oft rauh genug, um gute Seeleute zu erziehen und der Kriegführung ein typisch nordisches Gepräge zu geben: Zum Kampf mit dem Feind gesellt sich der fast ständige Kampf mit den Elementen!

So etwa lagen die Dinge, als die Nation im Spätsommer 1939 die Waffe in die Hand nahm, um ihre Stellung auf dem Kontinent und ihre Bewegungsfreiheit in der Welt für alle Zukunft zu sichern. Die deutsche Kriegsmarine stand vor einer noch schwereren Aufgabe als 1914. Allerdings fehlte der russische Gegner, und das Werk in der Ostsee war schnell getan: der Schutz Danzigs, die Ausräumung der polnischen Seestellung, der Flankenschutz des Heeres gegen Einbrüche der Briten durch die Belte, die Sicherung der Verbindung mit Schweden, der Ansatz zum Handelskrieg gegen englischen Bezug von Holz u. a., im ganzen also: die Seeherrschaft in der Ostsee. Aber in der Nordsee war es schwieriger. Die deutschen Seestreitkräfte mußten in ihrer Ehrenpflicht, dem unmittelbaren Schutz der deutschen Küsten gegen Handstreich (wie vor Helgoland am 30. 8. 1914) oder die Minenverseuchung der Deutschen Bucht, entlastet werden, um für ihre Hauptaufgabe, den Angriff auf

England, frei zu bleiben. Die Deutsche Seekriegsleitung schuf selbst sofort ein großes „Warnggebiet“ und machte dies öffentlich bekannt. Als wenn es unsere Westbefestigungen in das Meer hinein verlängern sollte, zog es sich, 60 Sm breit und 180 Sm lang, meridional aus der Gegend von Terschelling bis in die Höhe des Limfjordes. Zwischen ihm und der Jütischen Halbinsel entstand gleichsam eine verkleinerte Nordsee, die wir übersehen und beherrschen konnten, mit schmalem Zugang im Süden und breiter Öffnung im Norden, mit Borkum, Helgoland und Sylt als Außenposten und Wilhelmshaven als Hauptstützpunkt. Ein verblüffend einfacher Gedanke, mitten im Meer doch so eine Art von „Gelände“ zu schaffen! England legte ein Warnggebiet in die Straße Dover—Calais und später Minensperren vor seine Ostküste.

Und doch: die britische Überlegenheit war gewaltig. Wir stellen sie gleich in den Rahmen des Rüstungsstandes der großen Seemächte 1939:

Schiffsklasse	Deutschland	England	Frankreich	Italien	Japan	U.S.A
Schlachtschiffe	2	15	7	4	9	15
Panzerschiffe	3	—	—	—	—	—
Flugzeugträger	—	7	1	1	6	6
Schwere Kreuzer	3	15	7	7	12	18
Leichte Kreuzer	6	49	11	14	25	19
Zerstörer	22	194	58	74	83	
Kleine Zerstörer u.						228
Torpedo-Boote	20	—	12	59	41	
Große U-Boote	18	32	40	45	36	63
Kleine U-Boote	25	24	33	53	24	27

Statt wie im Vertrage vorgesehen (35 : 100), standen wir erst bei 10 : 100 der englischen Gesamttonnage, von der allerdings etwa 40% besonders im Mittelmeer und im Fernen Osten gebunden waren. Aber die Entscheidung war ja diesmal nicht im Schlachtgetümmel der Nordsee zu suchen, sondern auf der wahren Hochsee, den Ozeanen. Nur dort, in seinen Überseeverbindungen, war England tödlich zu treffen, während Deutschland dank weit vorsorgender Maßnahmen sich hier fast unverwundbar gemacht hatte. So stellte die Kriegsmarine, diesmal unter einheitlicher Führung von

Wehrmacht und Politik, aus der Nordsee heraus der von England gedachten neuen Seesperre den Handelskrieg größten Stils gegenüber. Die seerechtliche Grundlage gab die Prisenordnung vom 28. 3. 39, die sich streng an die allgemein anerkannten Regeln des Seekrieges hielt. Die englische Konterbandenliste ging aber sehr viel weiter. Darauf wurden durch Gesetz vom 12. 9. 39 Nahrungs-, Genuß- und Futtermittel sowie Kleidung zum (bedingten) Banngut erklärt. Die Kriegsauffassung „Volk wider Volk“ hatte sich durchgesetzt!

Der Großangriff britischer Bomber auf Wilhelmshaven und die Elbe am 4. September zeigte sogleich, daß auch im Seekriege mit neuen Kampfmitteln zu rechnen war. Wie im Weltkriege legte sich ein großer Teil der Verantwortung auf die jungen Schultern der U-Waffe. Hatte sie damals aber ihren Wert erst selbst am Feinde feststellen müssen, so trat sie jetzt, rechtzeitig neu erstanden, technisch vervollkommenet, durch die Spanienfahrten ozeanisch geschult, tatendurstig im Geiste Weddigens zum Kampfe an. Schnell bewies sie ihr Können. Schon am 15. September meldete England 30 Dampfer mit 190 000 BRT als versenkt und am 17. September den Verlust des Flugzeugträgers „Courageous“ (22 500 t). Der glückliche Schütze, Kplt. Schuhart, hatte ihn vor dem Kanal mit drei Torpedos zur Strecke gebracht. Diesem ersten militärischen Erfolg gesellte sich bald ein zweiter zu, der die Seeleute der ganzen Welt aufhorchen ließ: Der leeren Nordsee müde, suchte Kplt. Prien den Feind in seinem nördlichsten Hauptstützpunkt Scapa Flow auf. Am 14. Oktober drang er aus dem Pentland Firth, wo mit Flut und Ebbe ein Strom von 8—10 sm läuft, bei gelöschten Feuern in die durch bewachte Minen- und Netzsperrn stark gesicherte weite Bucht und schoß „die erstaunlichste Doublette seit Nimrods Zeiten“. Das Schlachtschiff „Royal Oak“ (29 150 t) (1914; 8—38 cm / 15—15,2 cm / 22 sm) sank unter gewaltiger Feuersäule nach 23 Minuten mit Dreiviertel seiner Besatzung; augenscheinlich war die Munition der hinteren Türme detoniert. Besser kam der Schlachtkreuzer „Repulse“ davon (1916; 32 000 t; 6—38 cm / 20—10,2 cm / 31,5 sm), der nur schwer beschädigt wurde. Eine seemännische Waffentat, die der Führer mit dem Ritterkreuz belohnte,

die aber der britischen Flotte den Aufenthalt in der Nordsee noch unheimlicher machte, um so mehr, als inzwischen auch die Luftwaffe ihre Aufklärungsflüge bis an den Rand des Nordmeeres ausdehnte und den Angriff auf Seeziele erfolgreich aufnahm. Von einer Sperre der Shetlandenge war keine Rede, ja sogar in der Bewachungslinie nach Island/Grönland sahen die Briten sich angegriffen, diesmal von unseren Schweren Streitkräften. Am 24. November wurde dort der Hilfskreuzer „Rawalpindi“ in kurzem Gefecht vernichtet.

So schwer diese und andere militärische Erfolge des Winters wogen, der Hauptkampf zielte doch auf die Abschnürung Englands von seinem überseeischen Verkehr. Während die U-Waffe wachsende Erfolge vornehmlich auf den Atlantikrouten meldete, stießen Zerstörerverbände gegen die Handelswege mit Skandinavien vor und verseuchten in den dunklen Winternächten die englische Ostküste mit neuartigen Minen. Themse, Humber und andere Einläufe füllten sich geheimnisvoll mit Wracks. England antwortete mit der Ausfuhrsperre gegen Deutschland und dem Angriffsbefehl für seine Handelsschiffe gegen U-Boote. Der Angriffsgedanke blieb aber bei uns, denn nun wiesen auch Meldungen aus Übersee auf deutsche Handelszerstörer hin. Zwei unserer Panzerschiffe waren schon bei Kriegsbeginn aus der Nordsee auf die freie Wildbahn des Ozeans entsandt worden. „Deutschland“ (später „Lützow“ genannt) kehrte am 25. 1. 40 erfolgreich zurück. „Admiral Graf Spee“ war bis in den Indischen Ozean vorgestoßen und hatte schon fast 50 000 BRT versenkt gemeldet, als er am 15. Dezember 1939 vor dem La Plata in ein Gefecht mit drei britischen Kreuzern kam. Um seine Seefähigkeit wiederherzustellen, lief er Montevideo an, doch wurde ihm die nötige Zeit zur Reparatur nicht gewährt. Auf Befehl des Führers versenkte er sich selbst.

Konnten diese Schiffe auch nur Erfolge melden, ähnlich den bald erreichten eines U-Bootes, so erleichterten sie doch durch Bindung feindlicher Kräfte die Heimkehr eines großen Teils der deutschen Handelsflotte. Manche Schiffe gingen dabei verloren, doch alle Besatzungen bewährten sich in Einsatzbereitschaft und stillem Heldentum. Bis zum 1. April 1940 brachen 84 Schiffe mit 478 928

BRT die britische Blockade, eine wesentliche Voraussetzung für den späteren Schlag gegen Norwegen.

Die Kriegsmarine bei der Besetzung Dänemarks und Norwegens 1940

Norwegen, Randstück der skandinavischen Halbinsel, ist durch seine langgestreckte aufgeschlossene Küste aufs engste dem Meere verpflichtet. Das Volk lebte ganz seiner Wirtschaft, besonders der Seefahrt und Fischerei, froh, dem englisch-deutschen Kriege entrückt zu sein. Man nahm gern von beiden Seiten, was sich verdienen ließ, zufrieden mit der Weltordnung, die von der britischen Seemacht diktiert war und für alle Zeiten garantiert zu sein schien. Die deutsche Flotte, einst groß und mächtig, kannte die norwegischen Gewässer von ihren jährlichen Sommerfahrten, aber eine Bedrohung bedeutete sie heute wohl nicht. Fühlten besinnliche Leute auch stark die engen kulturellen Bande zwischen beiden Ländern, stärker wirkte im Volk die Anziehungskraft über das Meer, und seine Regierung segelte im britischen Fahrwasser. Gegen den Frühling begannen bei den Westmächten die strategischen Geister sich in der Richtung zu regen, die klassische Idee der Umfassung wieder auf größerem Bogen zu suchen, als zu Lande möglich war. Da mehrten sich auch für uns die Anzeichen, daß Norwegen bald in die „Kriegsausweitung“ einbezogen werden würde. Englische Marineoffiziere waren dort schon im November zu Konsuln ernannt worden; britische und französische Generalstäbler traten besonders an der Küste immer ungehemmter auf. Der „Altmark“-Fall (16. 2. 40) zeigte die Bedenklichkeit der norwegischen Neutralität, und Churchill erklärte (30. 3.) die Rechte Neutraler für „Fetzen legaler Übereinkünfte“.

Deutschland dachte anders, es wollte auch mit Norwegen in Frieden leben. Dort aber trafen Dampfer mit verschwiegener Ladung ein; britische und französische Truppen sammelten sich in schottischen Häfen; starke Flottenverbände standen schon in See oder lagen in Scapa Flow bereit, um die Truppentransporte zu schützen; in der Nacht zum 8. April sperrten englische Zerstörer

norwegische Küstengewässer mit Minen. Aus den Wogen des Nordmeeres wuchs urmächtig die Gefahr der Umklammerung empor! Wer wollte, wer konnte sie meistern?

Der Führer tat es. Sein kühner Entschluß, „gegen alle Regeln der Kunst“ dem Feinde durch den von ihm beherrschten Seeraum hindurch zuvorzukommen und die norwegische Neutralität in deutschen Schutz zu nehmen, in weiser Voraussicht wohlvorbereitet, stellte der Kriegsmarine die Meisteraufgabe. Sie trug in dieser ersten weitreichenden Operation der drei Wehrmachtsteile die schwere Verantwortung, kampfstärke Verbände des Heeres fast unter den Augen des Feindes an die bis zu 1000 Seemeilen entfernten Zielhäfen zu bringen und deren Besetzung durch die mitgeführten Sturmtruppen in rücksichtsloser Entschlossenheit gegen jeden Widerstand zu sichern.

So forderte es der Erlaß des Oberbefehlshabers der Kriegsmarine, der nach dem Auslaufen der Schiffe bekannt zu geben war. Ihre geringen Kampfmittel mußte sie auch zahlenmäßig voll einsetzen. Kriegsseemann und Landsoldat trafen sich, getragen von der Größe der gemeinsamen Aufgabe, in vorbildlicher Kameradschaft. Aber auch die Luftwaffe wurde zum unentbehrlichen treuen Waffengefährten der Kriegsmarine. Sie kannte aus dem langen Winter den Flug über stürmisches Meer und spielte sich überraschend schnell auf das Zusammenwirken mit der Flotte ein.

Der Weg nach Norden führte über Dänemark. Seine Besetzung war vorwiegend Sache des Heeres. Wichtige Aufgabe der Kriegsmarine war hier die Sicherung der Belte und des Sundes, mit Middelfart, Nyborg, Korsör und Kopenhagen als Ausschiffungshäfen. Nur ältere und kleinere Einheiten, darunter das Schulschiff „Schleswig-Holstein“, wurden eingesetzt. Zur gleichen Stunde aber wie hier, am 9. April 5 Uhr 15 Minuten standen die Kampfgruppen der Kriegsmarine auch schon vor Oslo, Christiansand, Egersund, Bergen, Drontheim und Narvik, durch schweres Wetter, feindliche Flugzeuge, U-Boote und Zerstörer nicht aufgehalten, und erzwangen die Einfahrt. Mit selbstverständlicher Sicherheit überwandten sie alle navigatorischen Schwierigkeiten wie Nebel, Küstenstrom, gelöschte Leuchtfener in diesen gefahrvollen gewundenen klippen-

reichen Gewässern der norwegischen Schären. Eine glänzende seemännische Leistung!

Zum zweiten Mal mußte dann beim Einbruch gegen alle Kriegserfahrung, nämlich die Überlegenheit der Landbatterie, gehandelt werden, falls der Norweger schießen würde. Viele Anzeichen sprachen dafür. Bis zur letzten Minute aber überwog bei der Führung überall die ehrliche Absicht unblutiger Lösung der äußerst gewagten Aufgabe. Kühne Klugheit, blitzschnelle Taten, unerbittliche Zähigkeit und höchste Verantwortungsfreudigkeit im Einsatz: fürwahr man muß schon zur Skagerrakschlacht zurückgehen, um solch' geschlossenes, siegreiches Vorwärtstürmen deutscher Seestreitkräfte zu sehen! Denn ein Sieg wurde es auch diesmal, die Einzelleistungen gingen ganz darin auf.

Das politische Schwergewicht der Unternehmung lag vor Oslo als Regierungssitz und gleichzeitig stärkstem Wehrraum. Wie Winkelried wirft „Blücher“ als Spitzenschiff sich in die Lichtsperre, dann in das Feuer der 28-cm-Kanonen, die auf 500 Meter nicht fehlschießen können. Die Hölle ist los. Ein schwerer Treffer unter dem Vormars setzt die Artillerieleitung zum Teil außer Gefecht, aber der Feuerbefehl ist schon raus, und aus allen Geschützen jagt deutscher Stahl in die norwegischen Batterien. Waidwund geschossen treibt das Schiff durch die Dröback-Enge, zwei treffsichere Torpedos aus versteckten Rohren der Festung Oskarsborg besiegeln sein Schicksal. Eine schlichte Tafel „Blücher“ mahnt den Wanderer: Hier sank unser stolzes Schiff, und mit ihm ging edles deutsches Blut in den Tod, auf daß wir leben! — Unter dem Feuerdruck der „Lützow“, dem scharfen Zugriff der Landtruppen und dem kühnen Einsatz der Luftwaffe wurde der Durchbruch nach Oslo vollendet, während Leichte Streitkräfte die Festung Horten und die anderen Außenwerke nahmen.

Auch die Wegnahme von Christiansand gelang im Handstreich, aber „Karlsruhe“ sank nach dem Auslaufen durch englischen U-Bootsschuß. Stavanger wurde kampfflos im Luftwege besetzt; vor Bergen jedoch gab es ernsten Widerstand. Gewarnt durch den Funkspruch: „Im Oslofjord donnern die Kanonen!“ stürmen „Köln“ und „Königsberg“ im toten Winkel schweren Feuers der Batterien

in den Hafen, werfen die Truppen an Land und erwehren sich heftiger englischer Luftangriffe. Der Brite ist mit starken Kräften im Anmarsch, aber unsere Flieger sind zur Stelle und liefern ihm draußen über der See eine Luftschlacht, daß er sich von diesem seinem Hauptlandehafen zurückziehen muß. Blaue Jungens leisten dem Heer noch weitere Hilfe und dringen weit in den Hardangerfjord vor. Auch Bergen ist gesichert.

Je weiter nach Norden, desto schwieriger wurde unter der englischen Flankendrohung die Aufgabe. Der stärkste Einsatz war hier geboten. Die Schlachtschiffe „Gneisenau“ und „Scharnhorst“ führten die Kampfgruppen Drontheim und Narvik durch die Enge Norwegen—Shetland. Wind wuchs zum Sturm. Ein britischer Zerstörer wird schnell erledigt, ehe er melden kann. Dann jagen „Hipper“ und 4 Zerstörer auf die kanonengespickte Einfahrt nach Drontheim los. Auch hier Beschießung von Land, ein kurzer Feuerstoß antwortet und wie ein Wirbelwind sind sie durch und drin. Die Stadt erwacht unter der deutschen Flagge. Bald kommt sie in Sprüngen über Stavanger/Bergen heran und sichert mit den Gebirgsjägern den Raum. Der Kreuzer aber, gewärtig des Angriffs der britischen Flotte auf diese Schlüsselstellung Mittelnorwegens, läuft unbemerkt vom lauernden Gegner zu neuer Tat in die Heimat.

Man möchte die Kampfleistungen der einzelnen Gruppen nicht gegeneinander abwägen; voller Bewunderung aber blicken wir alle auf die zehn Zerstörer, mit denen Bonte vor Narvik strahlenden Ruhm erwarb. Das war eine Seefahrt! Vollgestopft mit General Dietls Gebirgsjägern halten sie unter dem Schutz der Schlachtschiffe im Sturm bis Windstärke 11 Geschwindigkeiten bis zu 27 Sm durch — eine Glanzleistung des Maschinenpersonals — und laufen, mit besten Wünschen entlassen, unter Schneetreiben und Hagelböen in den verschleierten Trichter des Westfjordes nach Narvik. Pünktlich stehen auch sie vor dem Ziel. Sie versenken zwei norwegische Küstenpanzer, landen die Truppen und halten sich in schweren Einzelkämpfen gegen nachdrängende Übermacht, aus der sie drei Zerstörer vernichten, vier Tage lang, bis sie nacheinander alle zehn, verteilt auf die Fjorde, mit wehender Flagge auf den Grund gehen. Der Kommodore fällt unter feindlichem Tor-

pedoschuß. Die Überlebenden kämpfen mit geborgenen Waffen an Land weiter: „ohne Bonte und seine Zerstörerbesatzungen hätten wir Narvik nicht halten können“. —

Die Aufgabe der Schlachtschiffe draußen war nicht minder gefährlich als die der Kreuzer, Zerstörer, Räum- und Schnellboote. „Gneisenau“ und „Scharnhorst“ trafen bei den Lofoten auf den Schlachtkreuzer „Renown“, der beschädigt abdrehte. Im Juni waren sie wieder im Norden, um Narvik zu entlasten, das der Brite hart bedrängte. Der Flugzeugträger „Glorious“ fiel ihnen mit zwei Zerstörern zum Opfer. Auch die Sicherung des Nachschubes aller drei Wehrmachtsteile, den die Handelsmarine in todesmutigem Einsatz unermüdlich heranschaffte, stellte an die Kriegsmarine hohe Anforderungen. Das Skagerrak wurde durch Minensperren abgeriegelt, und unsere U-Bootsjäger machten allein im Kattegat 8 englische U-Boote unschädlich.

Norwegen fest in deutscher Hand! Die Gefahr aus dem Norden wurde gebannt, ja in ihr Gegenteil verkehrt, weil der Führer die Zaghaftigkeit des Gegners richtig beurteilte, weil seine Admirale, Kommandanten und alle Männer an Bord seine kühne Idee so draufgängerisch und doch so umsichtig in die Tat umsetzten. Die Meisteraufgabe war gelöst.

Die deutsche Seestellung vom Nordkap zur Biskaya 1940 und 1941

Was uns im Weltkriege versagt blieb, die Erweiterung unserer seestrategischen Basis für den Kampf gegen England, hat kühner Entschluß, sinnvolle Planung und verwegenes Draufgängertum im gegenwärtigen Kriege zur Tatsache werden lassen, wobei allerdings auch die durch neue Waffen und technische Verbesserungen im Schiffs- und Maschinenbau veränderte militärische Lage in der Nordsee von gewichtiger Bedeutung gewesen ist. In ausgezeichnetem Zusammenklang aller Waffen wurde Dänemark besetzt und Norwegen erobert, führend und verantwortlich eingeleitet durch die Kriegsmarine. Der Siegeszug von Heer und Luftwaffe im Westen brachte in wenigen Wochen neben Holland und Belgien den größten Teil Frankreichs in deutschen Besitz. Eine neue Seegrenze

von gewaltiger Ausdehnung galt es nun zu sichern, Häfen und Stützpunkte zur Benutzung für unsere Seestreitkräfte herzurichten, Werften und Werkstätten zu übernehmen und für Zwecke der Seekriegsführung in Betrieb zu setzen. Alle diese Aufgaben fielen der Kriegsmarine zu, sie hatte sie sofort nach Besetzung in Angriff zu nehmen. Beim Norwegenfeldzug war sie ohnehin fast in allen Küstenplätzen als erster Wehrmachtsteil zur Stelle, in Holland, Belgien, Frankreich folgte sie dem Vormarsch der Schwesterwaffen, nahm fortschreitend Küste und Häfen in Obhut und sorgte für Verteidigungsmaßnahmen. Diese bestanden nicht nur in Anlage und Bemannung von Küstenbefestigungen, — wobei teilweise auf vorhandene zurückgegriffen werden konnte, — sowie Sicherung der Hafeneinfahrten durch Bewachung, Sperren und dergleichen, darüber hinaus war Bereitstellung zahlreicher Fahrzeuge als Vorpostenboote, Schnellboote und Minensucher erforderlich, um die Gewässer vor der Küste soweit wie möglich nach See zu sichern, gegnerische Streitkräfte zu melden und anzugreifen, die Fahrstraßen frei von feindlichen Minen zu halten und das Auslaufen eigener Streitkräfte oder wichtiger Transporte aus den Häfen bezw. deren Rückkehr von See zu unterstützen. In den Bereich der Küstensicherung waren auch die der Luftwaffe unterstellten, jedoch nach Anweisung und im engsten Einvernehmen mit den zuständigen Marinestellen und Seestreitkräften operierenden Küstenfliegerverbände einzugliedern. Alle diese Aufgaben stellten an die Kriegsmarine organisatorisch, materiell und personell ungewöhnlich große Anforderungen, die keineswegs bei Beginn des Krieges vorausgesehen werden konnten und in kürzester Zeit bewältigt werden mußten. Viele hundert Vorposten- und Minensuchfahrzeuge halten heute an der langen Küstenlinie von Kirkenaes bis zu den Pyrenäen immer am Feinde stehend die Wacht in See und sind mit wetterharten Besatzungen vor den Häfen Unterseebooten und anderen Seestreitkräften treue, minensichernde Begleiter. In Kämpfen mit feindlichen Flugzeugen konnten sie mehrfach Abschüsse erzielen.

Ein großer Teil der holländischen, belgischen und französischen Häfen war von den Engländern beim Abzug durch Sprengung und

Verblockung unbrauchbar gemacht. Erst nach ihrer Wiederherstellung, die vielfach recht schwierig war, konnte die Seekriegsleitung die neuen Stützpunkte uneingeschränkt operativ verwenden. Alle besetzten Häfen sind seit geraumer Zeit voll und ganz wieder in Ordnung und stehen unsern Seestreitkräften mit umfangreichen Hilfsmitteln, Werkstätten und Ausrüstungslagern zur Verfügung.

Die Besetzung Dänemarks und Norwegens änderte unsere strategische Lage von Grund auf. Deutschland bekam mit einem Schlage den gesamten Seehandel Skandinaviens einschließlich der Ostseeländer in die Hand. Der Ostwestverkehr nach England über die Nordsee hörte auf, beides von größter Wichtigkeit im Handelskrieg gegen die britischen Inseln. Die vom Gegner bisher zwischen Shetlands-Inseln und Norwegen gehaltene sogenannte Blockadelinie mußte in Richtung Island, einem wesentlich größeren und schwerer zu überblickenden Seeraum zurückgenommen werden. Folgen für England: „Erhebliche Verstärkung der Blockadestreitkräfte oder Lockerung der Seekontrolle im Nordmeer.“ Unsere See- und Luftstreitkräfte sahen sich vor eine neue, im Vergleich zur deutschen Bucht wesentlich verbesserte Ausgangslage gestellt, Halbierung der Entfernungen nach wichtigen See- und Luftstützpunkten in Nordschottland und Ausblick in den nördlichen Atlantik.

Die Eroberung der dem englischen Lebenszentrum unmittelbar gegenüber liegenden Kanalküste sprengte die Blockade des südlichen Ausganges der Nordsee, Englands Handelskriegsmethoden gerieten ins Wanken, Kontrollhäfen in den Downs und in Kirkwall, wo man bisher ungestört neutrale Schiffe untersucht und nach Belieben ihrer Waren beraubt hatte, mußten geschlossen werden, die Doverstraße, wichtigster Schifffahrtsweg nach London, verödete. Wenn der Brite auch von Zeit zu Zeit den Versuch macht, Schiffe unter den Kreidefelsen von Dover hindurchzubringen, so liegt dieser Verkehr im Bereich deutscher Küstengeschütze und im Operationsgebiet unserer Seestreitkräfte und Luftwaffe, bei unsichtigem Wetter und dunkler Nacht kann er allerdings nicht ganz verhindert werden.

Durch Besitz der französischen Kanal- und Atlantikküste ist der Schwerpunkt der deutschen Seekriegführung an den Ozean heran-

gerückt, die Nordsee ist Nebenkriegsschauplatz, die deutsche Bucht rückwärtiger Stützpunkt geworden. Diese Lage gibt uns den Weg frei, im Handelskriege gegen England neben Unterseebooten und in fernen Meeren operierenden Schiffen auch andere Seestreitkräfte — Schlachtschiffe, Kreuzer, Zerstörer, Schnellboote — mit großen Erfolgsaussichten einzusetzen. Was im Weltkriege aus der deutschen Bucht heraus nicht durchführbar war, ermöglichen heute die den Handelsstraßen des Atlantik nahegelegenen zahlreichen Ausfallhäfen der besetzten Gebiete. Nur auf Atlantikwegen kann England jetzt noch die so notwendigen Zufuhren heranbringen, sie liegen im wirkungsvollen Machtbereich unserer Seestreitkräfte. Norwegen und die französische Küste waren Vorbedingung für die von Deutschland im August 1940 erklärte totale Blockade des englischen Mutterlandes, die mit fortschreitender Bereitstellung zahlreicher Unterseeboote und anderer Flottenteile zunehmend schärfere Formen annehmen wird.

Totale Blockade der britischen Inseln 1940 und 1941

Einer Spinne vergleichbar hängt die britische Inselwelt in den Maschen eines Riesennetzes, das Abenteuerlust, Seefahrtdrang, Gier nach Besitz, glückliche Kriege und eine weitschauende Politik über den gesamten Erdenrund geworfen haben. Was sind die britischen Inseln? Ein kleiner Landblock, Europa vorgelagert, dem Atlantischen Weltmeer zugewandt — mehr nicht! Und doch: in London schlägt noch immer das Herz des britischen Weltreichs, so peinlich auch die Tochterstaaten auf Wahrung ihrer Selbständigkeit achten. Man spürt es in Australien wie in Kanada, in Neuseeland und am Kap, daß das Mutterland versorgt und unterstützt werden muß, soll das Empire mit seinen engen Handelsverflechtungen nicht auseinander fallen, soll das britannische Netz unzerreißbar bleiben. Die Seewege nach England sind in Wahrheit die Träger des Zusammenhalts, sie zu schützen und zu behüten, stellt daher heute nicht anders als früher die Kernaufgabe der großbritischen Kriegsführung dar. Der Angreifer hingegen muß alle seine Kräfte dafür aufwenden, um die Seefahrtsstraßen rings um die britische Inselwelt

unsicher zu machen und letzten Endes so zu veröden, daß das Herz des Empire die Kraft zum Schlagen verliert.

Wenn wir in den Blättern der Seekriegsgeschichte Rückschau halten, so erkennen wir, daß die Anwendung von Maßnahmen einer Blockade ursprünglich militärischen Zwecken gedient hat. Die Erkenntnis, daß auf diesem Wege aber auch die Handels- und damit die Wirtschaftskraft eines Widersachers zu treffen war, stellte sich jedoch sehr bald ein; zumal da man nach dem Verblassen der römischen Weltmacht für Jahrhunderte keinen rechten Unterschied zwischen Handels- und Kriegsschiffen machte. War der Begriff der Blockade ursprünglich derart gefaßt, daß der Blockierende angesichts des fremden Hafens, also nahe der Küste, seine Stellungen bezog und hielt, so lockerten sich die Auffassungen hierüber mit den Fortschritten von Schiffbau- und Waffentechnik immer mehr auf. In dem Augenblick, wo die Verwendbarkeit der Mine sich hob und der Torpedoschuß frontfähig wurde — um die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts —, war es um die Möglichkeit eines engen, abschnürenden Umspannens gegnerischer Häfen geschehen. Ein britisches Geschwader, das während des Weltkrieges Stellungen unmittelbar vor Elbe, Weser oder Jade bezogen hätte, wäre selbstmörderisch vorgegangen. Demnach hat im Flusse des Fortschritts der Waffenwirkung der Begriff der Blockade eine starke Wandlung durchgemacht. Und es ist nicht einzusehen, warum gerade in unseren Tagen solch' einer Entwicklung Halt geboten werden soll. Alle Gründe der Vernunft sprechen dagegen. Ist doch bereits während des Weltkrieges die Seesperre anstelle der Blockade getreten. Sie bedeutet streng genommen nichts anderes als die Notwendigkeit, anstelle der Nahblockade die Fernblockade zu setzen. England hat nicht das mindeste Recht, hiergegen Einspruch zu erheben. Schon im 17. Jahrhundert hat es sich nicht gescheut, die Ansicht zu vertreten, Frankreichs Nordküste sei ohne weiteres als von der englischen Flotte blockiert anzusehen, allein die geographische Lage verbürge diesen Zustand. Und immer wieder, wenn es an Seestreitkräften gebrach, um eine Blockade alten Stils einzurichten und durchzuführen, hat die Admiralität in London in der ihr eigenen geschmeidigen Weise

eine Seesperre erklärt, deren Wirkung in der Mehrzahl der Fälle mehr als löcherig war. In London hat man sich noch zu keiner Zeit gescheut, an Stelle überalteter, engstirniger Begriffe Anordnungen zu treffen, die dem britischen Nutzen dienten, und keine Bedenken getragen, selbst den Erkenntnissen der Zeit vorauszuweichen. Demgemäß dürfen sich die Engländer nicht wundern, wenn ein reger und jugendstarker Staat wie Deutschland, der seit der Einigung von 1870/71 immer kräftiger und bewußter in Großmachtspflichten hineinwächst, auch seinerseits Maßnahmen trifft, die den Zeichen der Zeit gerecht werden und jenen Fortschritten entsprechen, die das Waffenwesen gemacht hat.

Nach allem bedeutet es keineswegs eine Überraschung oder gar eine Außerachtlassung gebotener Regeln, wenn sich heute in Form eines Vielecks eine Blockadefläche um England spannt, die weite Ozeanräume bedeckt und dennoch von den deutschen Seestreitkräften auf und unter Wasser, sowie von der deutschen Luftwaffe überwacht werden kann; Seeräume, die zu Friedenszeiten bestimmt waren, Englands Seegeltung im Waren- und Frachthandel aufzusummieren, die jetzt jedoch von Kräften beherrscht werden, die England nicht mehr zu meistern vermag. Wie ernst die Lage ist, geht aus der Tatsache klar hervor, daß die Briten selbst damit begonnen haben, die Tore zur Welt, deren Schlüssel sie für Jahrhunderte in der Hand hielten, zum Teil zu verriegeln. Die Sperrung des üblichen Schifffahrtsweges nach Bristol, nach Cardiff und den übrigen Häfen des Gebietes um Südwales, sowie nach Liverpool durch Minenfelder, die im Bristol- und im St.-Georgs-Kanal ausgelegt worden sind, hat den Südzugang zu breiten Landstreifen des Inselreiches lahmgelegt. Die Schifffahrt ist angewiesen worden, den Nordkanal als einzig passierbar zu benutzen, also Irland von Norden her zu umsteuern. Diese drakonische Maßnahme verrät ein Eingeständnis von Schwäche, wie England es noch selten bekundet hat. Wird doch durch das Auslegen der Minenfelder unumwunden eingeräumt, daß sich die Admiralität in London nicht mehr für stark genug hält, um als Herr der Seestraßen aufzutreten, die vom Westen her in den Ärmelkanal einmünden. Ein Haus, das seine Tore schließen muß oder zumindest nicht frei benutzen kann,

gleicht einer belagerten Festung. In einer Zwangslage wie heute, wo die kräftigen Arme der deutschen Wehrmacht von Norwegen und von Frankreichs Küsten aus die britische Inselwelt umklammern, hat sich England noch zu keiner Zeit seiner Geschichte befunden. Als sich um das Jahr 1580 die spanische Regierung in London beschwerte, Sir Francis Drake befahre die amerikanischen Meere und denke nicht daran, die hier von Spanien errichtete Oberhoheit anzuerkennen, da entgegnete die Königin Elisabeth: „Die Benutzung der Meere ist allen Völkern gemeinsam, keine Nation, kein Privatmann kann ein Anrecht auf das Meer geltend machen, weder die Natur noch die Gewohnheit lassen seine Besitzergreifung zu“. Klarer konnte das Recht auf die Freiheit der Meere nicht ausgesprochen werden. Daß England dieses Recht später vergewaltigt hat, verstrickte das Land in schwere Schuld. Heute muß es dafür büßen. Die totale Blockade um das Herz des britischen Empire wird Albion auf die Knie zwingen.

Die deutsche Luftwaffe 1939 und 1940

Die Erfahrungen des Einsatzes der Luftstreitkräfte im Weltkriege deuteten bereits zukünftige Entwicklung an. Durch Versailles war wohl ihr Material zertrümmert, der Geist der alten Waffe lebte aber weiter und schuf die Voraussetzung für den Wiederaufbau der Luftstreitkräfte.

Mit dem Umbruch 1933 kam auch die Wandlung. Der Reichsluftfahrtminister Hermann Göring schritt zur Tat; eine neue Luftwaffe wurde aufgebaut. Das gigantische Werk war noch nicht voll beendet, als der Führer die Nation zum Schutze deutschen Lebensraumes gegen die unter englischer Führung stehende Einkreisung zu den Waffen rufen mußte. Polens Politik führte zum Kriege. Die gewaltige Organisation der Luftwaffe als dritter Wehrmachtteil mit Flieger-, Flak- und Nachrichtentruppe trat in den Kampf.

Die Bodenorganisation sicherte den Einsatz nach allen Fronten. Im Westen schirmte die Luftverteidigungszone Front und Heimat vor feindlichem Einbruch, stetig mit bewaffneter Aufklärung weit über Frankreich, England und die Nordsee vorstoßend.

Im Osten brach der Sturm der Kampfflieger vor gegen die polnische Luftwaffe, deren Flughäfen und wirtschaftliche Kraftquellen so zerschmetternd, daß in drei Tagen die deutsche Luftherrschaft gesichert war. Im operativen Einsatz folgte die Zerstörung der feindlichen rückwärtigen Verbindungen, folgte die strategische Umfassung der verzettelt eingesetzten polnischen Armee gemeinsam mit dem Heer bis zur Vernichtung des Gegners.

Die Luftaufklärung gab ein klares Bild aller feindlichen Maßnahmen, gab damit der Führung die Initiative in die Hand. Unaufhaltsam strömten die Heereskolonnen vorwärts. Wo sich Widerstand geltend machte, schlugen Bomben in die ständigen und feldmäßigen Befestigungen.

Wo der Gegner umzingelt sich noch verzweifelt gegen sein Schicksal wehrte, krachten die Bomben hernieder, den Sieg vollendend. Der letzte Widerstand in Warschau wurde durch gemeinsamen Kampf der Artillerie und der Kampf- und Sturzeschwader gebrochen.

An der Westfront wagte der Feind keinen Angriff. Der Engländer strebte daher weiter in seinen Einkreisungsplänen. Durch Besetzung Norwegens wollte er Deutschland die Eisenzufuhr aus Schweden abschneiden, die Nordsee in der Linie Shetland-Inseln absperren, durch Einbeziehung der nordischen Staaten sich eine Startbasis in Skandinavien schaffen, um von hier aus Mittel- und Ostdeutschland zu bedrohen.

Der deutsche Gegenschlag vernichtete diese Pläne durch kühnste Waffentat. Dänemarks Neutralität wurde sichergestellt, die drei Wehrmachtteile stürmten zur Besetzung Norwegens vor. Der Sturm wurde geschirmt durch die bewaffnete Luftaufklärung bis an Britanniens Ostküste, nordwärts über Norwegen.

Luftlandetruppen starteten zur Besetzung des Flughafens Oslo, der durch abgesprungene Fallschirmjäger gesichert wurde. Der Transportflotte zur See eilten die Lufttransporte voraus, welche die eingesetzten Infanterie- und Pionierbataillone beförderten, deren Nachschub auf zahlreichen Ju 52 verladen wurde. Der Marine wurden ebenfalls Ju 52 für ihren Nachschub zur Verfügung gestellt.

Die Luftwaffe erwies sich in Norwegen als der ausschlaggebende Faktor für den Sieg. Über Meer und Felsengebirge eilte sie kämpfend voraus, diese überspringend griff sie umfassend aus dem Raum gegen die feindlichen Widerstandsnester zu Lande gegen die feindliche Kriegs- und Transportflotte ein. Jagdflieger und Flak sperrten den feindlichen Einblick.

Aufklärungsflüge über See stellten die Bewegungen der Feindschiffe fest, die alsdann durch Kampfflieger angegriffen wurden. Die schwere Schädigung eines englischen Flugzeugträgers hemmte den Einsatz der englischen Flieger. Mit der Verschärfung des Kampfes war England gezwungen, starke Seestreitkräfte und Transportflotten heranzuziehen. Den deutschen Kampffliegern boten sich neue Ziele. Ihre Angriffe führten zu deutschem Sieg. An den großen Schiffsverlusten scheiterte Englands Norwegen-Unternehmen.

Durch die deutsche Luftwaffe allein wurden versenkt 28 Kriegs- und Hilfskriegsschiffe mit 90 000 t, 71 Handelsschiffe mit 280 000 t,

durch Bombentreffer beschädigt 80 Kriegs- und Kriegshilfsschiffe, sowie 39 Handelsschiffe.

Noch wogte der heldenmütige Kampf um Narvik, der durch die Luftwaffe entscheidend zum Siege geführt wurde, als der Sturm im Westen losbrach, die feindlichen Pläne eines Einbruches über Belgien und Holland ins Ruhrgebiet vernichtend. Die Front trat in 500 km Breite an.

Bis 500 km Tiefe stürmten die Kampfgeschwader vor zur Zerschlagung der feindlichen Luftwaffe, der Vorbereitung des Sieges. 72 Flugplätze wurden angegriffen, 300—400 Flugzeuge gleich zu Anfang am Boden vernichtet.

Fallschirm- und Luftlandetruppen wurden an verschiedenen Plätzen abgesetzt und hielten im tapfersten Kampf die Schlüsselstellungen wichtigster Befestigungsgruppen, bis die Heerestruppen sich herankämpften. Eben Emaël und Rotterdam knüpften unsterblichen Ruhm an die Fahnen der Luftwaffe.

Wie diese Kernwerke feindlicher Befestigungsanlagen durch die Fliegertruppe zum Sturmeinsatz vorbereitet wurden, so geschah es auch an allen Frontstellen, wo ständige Befestigungen und Feldbefestigungen den Vorsturm des Heeres zu sperren versuchten. Der Durchbruch gelang. In fünf Tagen war der Widerstand Hollands niedergeworfen, die Umfassung der französischen, belgischen und englischen Armeen in Flandern eingeleitet. Die massierten deutschen Heeresmassen, die über die Maas nördlich Sedan vorbrachen, wurden durch den stärksten Einsatz der Luftwaffe zu ihren Siegen geführt. Die Luftaufklärung sicherte nach allen Richtungen und gab der Führung laufend ein klares Bild von den feindlichen Bewegungen. Die Kampfgeschwader und Stukas griffen ein gegen Widerstandsnester auf den Schlachtfeldern und weit hinter der Front gegen die feindlichen Reserven, Tankansammlungen, Verkehrsmittel und Depots, die Jagdflieger schirmten in engem Zusammenwirken mit den Flakeinheiten den Raum gegen feindliche Aufklärung und Bombenangriffe ab. Die rasante Schußwirkung der Flak erwies sich als Hauptkampfmittel gegen Bunker, Widerstandsnester und vor allem gegen die Tanks.

So finden wir die Luftwaffe in und über allen Brennpunkten der Kämpfe.

Die Luftwaffe griff weit über die Fronten hinaus in Feindesland Truppenverschiebungen, Verkehrswege, Verkehrsknotenpunkte und Brücken an, der eigenen Führung die Freiheit des Handelns sichernd. Sie begann, die Häfen am Kanal und der Biscaya, den Schiffsverkehr anzugreifen. Dann ging wiederum ihr Einsatz auf das Schlachtfeld, den Vorstoß des Heeres zur Kanalküste unterstützend. Der Keil, der zwischen die französische Nordarmee und den Kräften in der Champagne und Somme getrieben wurde, verlangte sorgfältigste Aufklärung und Luftsicherung nach Front und beiden Flanken, bis die Kanalküste erreicht wurde, der Feind eingeschlossen war. Seine Widerstandsfähigkeit wurde in rollenden Bombenangriffen gebrochen. Wo er die Einschließung durchbrechen wollte, da griffen auch Kampfflieger, Stukas und Flak ein. Seine Tanks blieben auf dem Schlachtfelde liegen.

Im Drama um Düнкirchen hagelten die Bomben auf die auf ihre Schiffe flüchtenden Engländer nieder, sie bis zur Insel verfolgend. Die feindliche Nordarmee wurde vernichtet.

Noch waren diese Kämpfe nicht abgeschlossen, als bereits der deutsche Aufmarsch in der Champagne und der Somme erfolgte, um auch die französische Hauptarmee niederzuwerfen. Ein Angriff auf die Flugplätze um Paris leitete die Kämpfe ein, die durch Angriffe auf die feindlichen, voll belegten Rückzugsstraßen fortgesetzt wurden. Die Panzerdivisionen brachen durch, die Heereskörper folgten in Eilmärschen, über ihnen im Raum klärten die Flieger auf, stürzten sich auf den Gegner, wo er auf seinem Rückzug Rast zu halten versuchte. Die Flakverbände rollten in den Vorhuten, den Raum schirmend, in Erdkämpfe eingreifend. Jeder Widerstand wurde gebrochen. Paris fiel.

Im Westen, die Biscaya-Küste südwärts, fand der Vormarsch ein Ende an der spanischen Küste. Im Osten Frankreichs drangen die Panzerverbände bis zur Schweizer Grenze vor, die Abriegelung der Besatzungsarmee der Maginotlinie vollziehend. Wieder griffen die Kampfverbände der Luftwaffe überall da ein, wo sich Widerstand zeigte. Der Rest der französischen Armee wurde nach hartnäckiger Gegenwehr gefangen genommen. Frankreichs Heer war vernichtet. Der Kampf und die Aufklärung der Luftwaffe hatte entscheidende

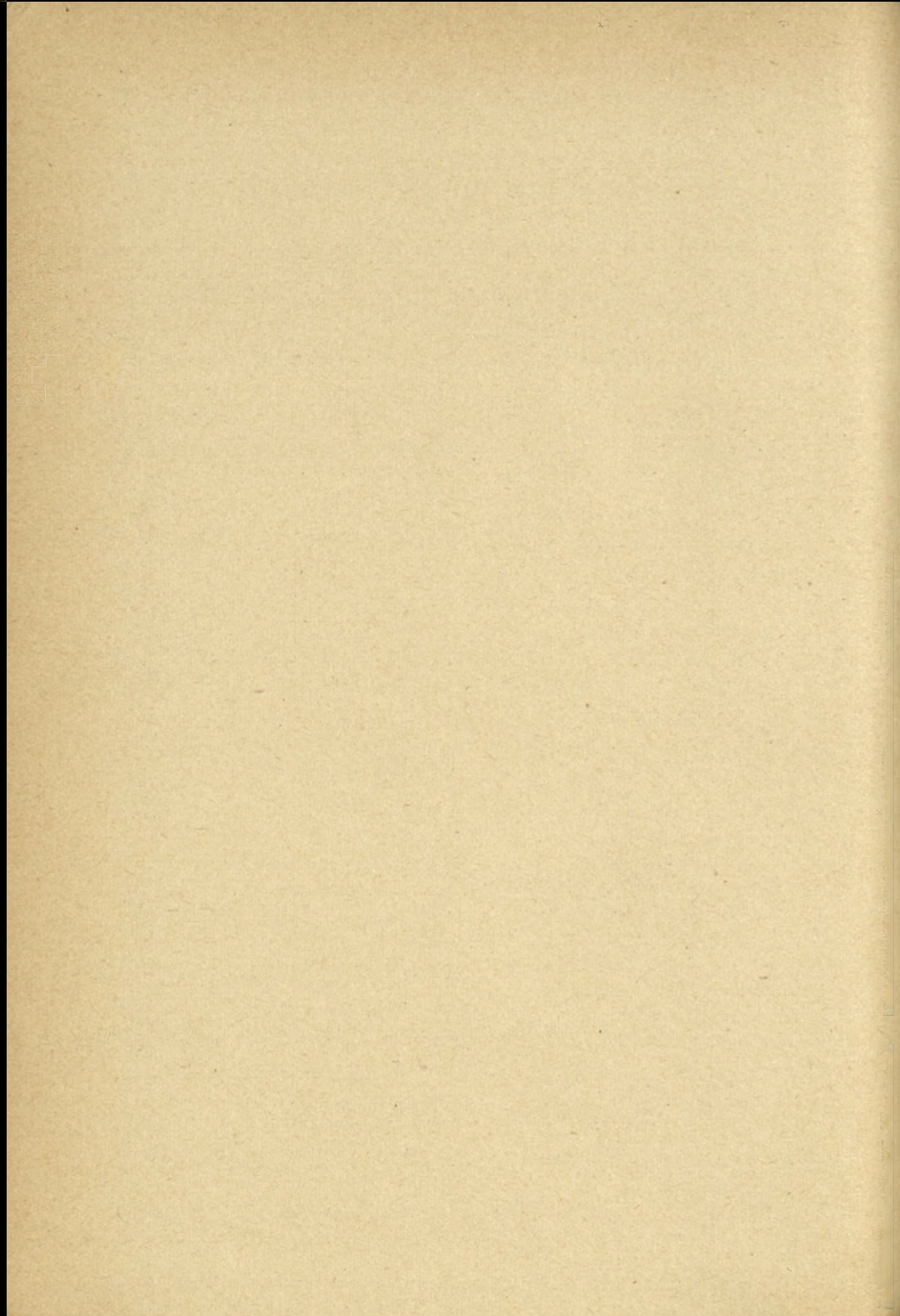
Teilnahme durch ihren nie rastenden stürmischen Einsatz. Die Schande eines Diktates von Versailles war ausgelöscht.

Die deutsche Luftwaffe hatte im Westen durch Flieger und Flak 3394 feindliche Flugzeuge im Kampf erledigt, ungefähr 1900 Flugzeuge auf dem Boden zerstört.

Ferner ist die Vernichtung von 406 Panzerwagen und die Zerstörung von 407 Werken ständiger Befestigungen durch die Flak zu berichten.

Durch Bombenangriffe wurden versenkt: 5 Kreuzer, 8 Zerstörer, 3 Unterseeboote, 10 sonstige Kriegsschiffe, sowie 106 Handels- und Transportschiffe. Beschädigt wurden 13 Kreuzer, 25 Zerstörer, 3 Torpedoboote, 22 sonstige Kriegsschiffe, sowie 142 Handels- und Transportschiffe.

Hier sind Zahlen keine tote Statistik, sondern das hohe Lied deutschen Heldentums. Um die Fahnen der jungen Luftwaffe winden sie unsterblichen Lorbeer.



Inhaltsverzeichnis

	Seite
Die Schlacht im Teutoburger Wald im Jahre 9, von Dr. Menzel . . .	5
Die Schlacht auf dem Lechfeld 955, von Dr. Menzel	7
Bornhöved 1227, von Dr. Menzel	11
Liegnitz 1241, von General d. Artl. a. D. Nehbel	14
Die Schlacht auf dem Marchfelde (bei Dürnkrot) 1278, von Dr. Menzel	16
Pavia 1525, von Dr. Menzel	19
Fehrbellin 1675, von Dr. Gackenholz	23
Die Befreiung Wiens 1683, von Generalmajor a. D. Keppelmüller . . .	28
Höchstädt 1704, von Professor Dr. Elze	33
Turin 1706, von Professor Dr. Elze	37
Hohenfriedberg 1745, von Direktor von Rieben	41
Roßbach 1757, von Direktor von Rieben	46
Leuthen 1757, von Direktor von Rieben	51
Zorndorf 1758, von Direktor von Rieben	54
Torgau 1760, von Direktor von Rieben	58
Der Herbstfeldzug 1813, von General d. Artl. a. D. Nehbel	61
Groß-Beeren 1813, von Major a. D. Frantz †	64
Katzbach 1813, von General d. Artl. a. D. Nehbel	67
Dennewitz 1813, von Major a. D. Frantz †	72
Leipzig 1813, von Major a. D. Frantz †	75
Belle-Alliance 1815, von Landrat a. D. Glahn	80
Der Übergang nach Alsen 1864, von Dr. Kessel	90
Königgrätz 1866, von Dr. Kessel	93
Sedan 1870, von Dr. Kessel	98
Der Feldzug in Burgund 1871, von Dr. Kessel	103
Lüttich 1914, von General d. Inf. z. V. Kabisch	108
Tannenberg 1914, von General d. Inf. z. V. Kabisch	111
Serbien 1915, von Landrat a. D. Glahn	114

	Seite
Somme 1916, von General d. Inf. z. V. Kabisch	119
Karfreit 1917, von General d. Inf. z. V. Kabisch	122
Polen 1939, von Major a. D. Frantz †	125
Norwegen 1940, von Dr. Gackenholz	130
Vom Durchbruch im Westen zur Einkreisung in Flandern, von Dr. Gackenholz	
A) Die Vernichtungsschlacht in Flandern und im Artois	133
B) Die große Schlacht in Frankreich	137
Seeschlacht vor Bornholm 1511, von Dr. Menzel	142
Seegefecht bei Jasmund 1864, von Dr. Ramlow	144
Seeschlacht bei Lissa 1866, von Korv.-Kapt. Dr. Handel-Mazetti	147
S.M.S. „Meteor“ vor Havanna am 9. November 1870, von Dr. Ramlow	151
Sturmschlacht von Coronel 1914, von Freg.-Kapt. Pochhammer	154
Seeschlacht bei den Falklandinseln 1914, von Freg.-Kapt. Pochhammer	158
Der Kleine Kreuzer „Königsberg“ 1914/15 in Ostafrika, von Dr. Ramlow	162
Seeschlacht vor dem Skagerrak 1916, von Dr. Ramlow	166
Die Zerschlagung der polnischen Marine 1939, von Freg.-Kapt. Mohr .	175
Handelskrieg gegen England 1939 bis 1941, von Kapt. z. See von Waldeyer-Hartz	178
Der Nordseekrieg im Winter 1939/40, von Freg.-Kapt. Pochhammer . .	181
Die Kriegsmarine bei der Besetzung Dänemarks und Norwegens 1940, von Freg.-Kapt. Pochhammer	186
Die deutsche Seestellung vom Nordkap zur Biskaya 1940 und 1941, von Admiral Prentzel	190
Totale Blockade der britischen Inseln 1940 und 1941, von Kapt. z. See von Waldeyer-Hartz	193
Die deutsche Luftwaffe 1939 und 1940, von General der Flieger Haehnelt	197



Otto I. in der Schlacht auf dem Lechfeld

(Foto Scherl)





Der Große Kurfürst bei Fehrbellin

(Foto Scherl)

Bild links:

*Prinz Eugen von Savoyen, der berühmte österreichische Feldherr
und Staatsmann*

(Foto Scherl)



Friedrich der Große mit seinen Generalen (Foto Scherl)



Fürst Leberecht von Blücher

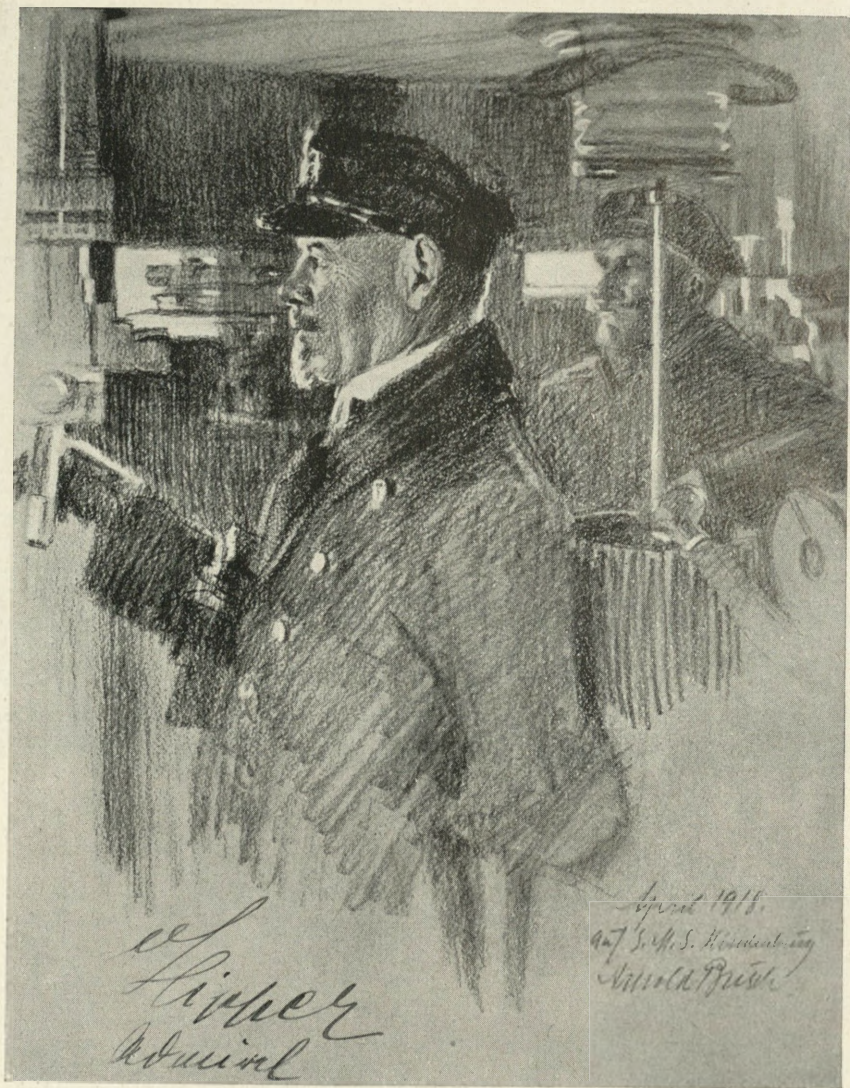
(Foto Scherl)



*Deutsch-französischer Krieg 1870/71:
Die Kapitulation von Sedan
Moltke, General Wimpffen und Bismarck in Donchery in der Nacht
zum 2. September 1870* (Foto Scherl)



*Weltkrieg 1914—18:
Generalfeldmarschall von Hindenburg und General Ludendorff
beim Beobachten militärischer Operationen an der Front im Osten
(Foto Scherl)*



Admiral v. Hipper
am Sehrohr im Kommandostand S. M. S. Hindenburg
(Foto Museum der Kriegsmarine)
Bild rechts: *Admiral Scheer* (Foto Scherl)





*Aus dem dokumentarischen Film „Feldzug in Polen“:
Der Führer und sein Reichsmarschall*

Bild rechts: Der Führer im Felde und seine nächsten Mitarbeiter (Foto Scherl)





Großadmiral Dr. h. c. Raeder
Oberbefehlshaber der deutschen Kriegsmarine

(Foto Sandau)



34061/
12.